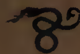


# Maximilian Harden.

# Apostata.

Berlin. Verlag von Georg Stilke. 1892.



Zweite Auflage

# Apostata.

# Apostata.

Von

**Maximilian Harden.**



**Inhalt:**




Zweite Auflage (4. Tausend).

Berlin 1892.

Verlag von Georg Stilke.



LIBRARY
AUG 21 1970
UNIVERSITY OF TORONTO

# Vorwort.



Die guten Feinde tragen die Schuld. Dem Drängen der Freunde, die auf seinen Wochenwanderungen durch die „Gegenwart" den anfangs befremdlichen, dann ihnen vertrauten Apostata geduldig begleitet haben, dem hätte ich vielleicht nicht nachgegeben, weil, was der Tag geboren hat, in kreisender Uebergangzeit gar zu rasch gealtert nicht nur, auch veraltet erscheint. Aber mein abtrünniger Freund erwarb sich auch Haß, weit über Verdienst, und da ward er stolz und wollte in prächtigerem Gewande erscheinen und bohrte und pochte und mahnte Tag für Tag; und trotz seinem undeutschen, von dem Kaiser, den der Galiläer bezwang, entlehnten Namen hielt er es mit dem deutschen Weisheitkünder, mit Ludwig Feuerbach, dem Ueberwinder transcendentaler Gespinste, der gesagt hat: Es ist ehrenvoll, von der Dummheit gehaßt zu werden; es ist beneidenswerth, von der Gemeinheit gehaßt zu werden. Die guten Feinde also tragen die Schuld.

Was Apostata will? Sein Ehrgeiz schwindelt nicht hoch, nicht höher als zu dem Ruhme des kleinen Knaben, der — in Andersen's Märchensatire von des Kaisers neuen Kleidern — dem von den Schranzen belogenen und sich selbst belügenden Potentaten, als der in vermeintlichen Prunkgewanden gar eitel einherstolzirt, entgegenruft: „Aber er hat ja nichts an!" Dem Kaiser nämlich hatten zwei schlaue Betrüger ein Kleid aus köstlichem Stoffe versprochen, der die wunderbare Eigenschaft besitzen sollte, jedem Dummen und Unfähigen unsichtbar zu

sein. Und da Niemand in den Verdacht der Dummheit und Unfähigkeit gerathen mochte, pries alle Welt des nackten Kaisers neue Kleider, bis des kleinen Kindes Ruf dem Betruge ein Ende machte nnd zuletzt alles Volk rief: „Aber er hat ja nichts an!"

An Betrogenen und an Betrügern ist auch in unserer gar nicht mehr märchenhaften Zeit kein Mangel und des Kindes Ruf könnte Wunder wirken, wenn es ihm gelänge, das Marktgeschrei der abgehetzten Parteigreise zu übertönen. In der Stadt des Kaisers, der für jede Stunde des Tages einen andern Rock hatte, war es still und man hörte die Kinder und Narren; heute schaffen sie schwerer sich Gehör und müssen drum auch die Betrüger bei Namen nennen. Der harten Nothwendigkeit, wo es der Sache gilt, auch vor persönlichen Angriffen nicht, in falscher Vornehmthuerei, zurückzuscheuen, durfte der Abtrünnige sich nicht entziehen. Die Personen sind gleichgiltig, die typischen Vertreter einer angefaulten Moral haben den Pranger verdient und die Peitsche.

Den Zeitungschreibern, denen von hohen und höchsten Stellen schon jüngstens so manches Ungemach widerfahren ist, wird in diesen von bewußter und deshalb anspruchloser Subjektivität erfüllten Blättern vielerlei nicht gefallen, mindestens nicht auf den ersten, flüchtigen Blick. Bei besserer Muße aber, dessen bin ich gewiß, werden die Ehrlichen, und deren Zahl ist doch nicht so gering, wie sie scheint, mindestens die gute Absicht erkennen, der deutschen Publizistik ein Warnungsignal aufzustecken. Oder sollte sich auch an einem kleinen Manne erfüllen, was einst schon ein großer Mann, was Otto Bismarck beklagt hat: „Dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen den besseren Theil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift?"

Berlin, 18. Januar 1892.

M. H.



I.

# Phrasien.



Kann man nicht, wie der Kollege Stanley, der berühmteste und bestbezahlte Handlungreisende der Welt, im dunkelsten Afrika Ströme und Wälder entdecken und den Retter spielen bei Leuten, die sich erst gerettet fühlen, wenn sie des Retters wieder ledig sind; kann man auch nicht einmal, wie der verspätete Conquistador Don Windthorst, vom sicheren Port Meppen aus das Christenthum verbreiten in der wilden Heidenheit oder, wie der Doctor des Patriotismus Carl Peters, die eigens dazu mitgebrachte Flagge hissen über gerechte und ungerechte Landstriche — nun, so muß man sich eben bescheiden genug sein lassen an der Aufgabe, den hellen Erdtheil immer mehr aufzuhellen. Auch das ist so übel nicht. Europa ist nämlich gar nicht so uninteressant, wie es in dieser Zeit des überseeischen Enthusiasmus aussieht, und wenn wir eines schönen Tages einen europäischen Buffalo Bill mit einer sorgfältigen Auswahl unserer Sehenswürdigkeiten nach „drüben" schicken

sollten, dann werden die blasirtesten Massais, die skeptischsten Somalis ihren mit Recht so geschätzten Mund aufreißen vor Erstaunen über die wohlassortirten Segnungen der Kultur. Aber so weit sind wir noch nicht, und die verehrlichen Negerstämme lernen einstweilen nur unsere guten und besten Seiten kennen: das Christenthum, die Krupp'schen Schiffsgeschütze und den Branntewein.

Aber mir fällt ein, daß ich davon eigentlich gar nicht sprechen wollte. Ich bin furchtbar neidisch, und die Lorbeeren der unterschiedlichen Entdecker lassen mich nicht ruhen. Wir haben eine innere Mission; warum sollten wir nicht auch innere Entdecker haben? Es wird schon kommen, dachte ich bei mir; Saadani ist auch nicht an einem Tage genommen. Oder doch? Ich weiß wirklich nicht. Und das Unerwartete geschah, d. h. es geschah das Erwartete —: es kam! Und nun sage noch Einer, daß man am grünen Tische nicht zum Entdecker werden kann! Phrasien ist buchstäblich an einem grünen Schreibtisch mit Tintenflecken und gestopften Stellen entdeckt worden. *Εὕρηκα*, wie einer der ältesten Mathematiklehrer und der ärgsten Renommisten in seiner geschmackvollen Weise zu sagen pflegte.

Ja, aber was ist Phrasien? Wo liegt es, was will es, was soll es und was kann es uns eventuell eintragen? — Man ist nämlich etwas mißtrauisch geworden gegen neue Länder, die gewöhnlich so lange viel Geld kosten, bis sie abgetreten werden — im Interesse der europäischen Friedenspolitik. Wird man sie los, heißt's weitausschauende Politik; behält man sie auf dem Buckel, heißt's unentwegtes Festhalten am einmal Erworbenen.

Das ist Phrasierjargon, die neueste und zukunftreichste Weltsprache; einige Philologen wollen sie von der alten Augurensprache ableiten, aber das ist wohl nur eine Professoralmarotte.

Also: Phrasien ist ein Land mit sehr gemischter Bevölkerung; es liegt in Europa, zwischen Reval, Saloniki, Gibraltar und Friedrichsruh. Eine detaillirte Karte von Phrasien gibt es nicht, da die Grenzen fortwährend ebenso schwanken wie die Ergebnisse der clausula Franckenstein oder die respektiven Thrönchen der Dynastien Obrenowitsch und Coburg-Cohary-Stambulow. Kosten wird uns Phrasien im Laufe der Zeiten schon genügende bereiten, darum ist mir nicht bange; dafür aber wird es uns auch weiter nichts eintragen als das Gelächter der Nachwelt.

Phrasien ist ein durch und durch modernes Land. Frühere Ansätze zu dieser merkwürdigen Staatenbildung sind allerdings in der vormärzlichen Geschichte zu entdecken, aber über ein kurzathmiges Geschrei von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und anderen abstracten Hauptwörtern kam man damals nicht hinaus, weil einerseits die Zeit noch nicht erfüllet war, andererseits eine unbequem mächtige Persönlichkeit, der später zu besprechende Anti-Phrasius, den Heilsweg versperrte. Kaum aber war dieser gewaltige Geselle bei Seite geschafft, da erhob, ohne Unterschied der Nationalität, Religion und Parteistellung, das im Stillen herangereifte Phrasierthum das muthige Haupt. Schnell war eine unpolitische Verfassung gegeben, das Bürgerrecht wurde Jedem, er mochte wollen oder grollen, verliehen, der auf dem un-

geheuern Gemeinplatz, dem Reichslande von Phrasien, betroffen wurde, und ehe man sich dessen versah, war mitten in Europa ein Staat entstanden, in dem, nach dem schönen alten Goethewort, alle Völker unter einem Himmel sich gleicher Habe brüderlich erfreu'n. Neuland nicht nur und Freiland, sondern, was viel mehr sagen will: neues Kulturland. Denn die Phrasier sind höchst civilisirt, höchst human, stellenweise sogar gebildet und immer „unentwegt".

Die Phrasier sind ein friedliches Volk. Sie schwärmen für internationale Schiedsgerichte, für internationale Konferenzen und sie gehen ernstlich mit der Absicht um, einen internationalen Kongreß einzuberufen, der von Jahr zu Jahr ein progressiv steigendes Friedensrüstungsystem festsetzen soll, natürlich mit Berücksichtigung der kommenden Dynamitgeschütze und Gasgewehre. Außer diesen Waffen kennt der echte und rechte Phrasier nur zwei Schutz- und Trutzwehren: das gesprochene und das geschriebene Wort. Was ein echter Phrasier werden will, hält schon an seine Amme eine zündende Ansprache über die weltanschauungerschütternde Bedeutung der modernen Kultur im Allgemeinen und des Gummipfropfens im Besonderen. Von Untersexta an erhitzt solch' ein Phrasierwürmchen sich über die Reform der humanistischen Geistesbildung und über das allgemeine, gleiche und direkte Realgymnasium mit Güßfeld'scher Klassenfütterung. Und ist der Knabe erst erwachsen, d. h. alt oder jung genug, um besoldeter Assessor, Volkvertreter oder zurückgestellter Einjähriger werden zu können, dann wendet er sich mit einem hörbaren Ruck der sozialen Frage zu. So geht es in

glatt aufsteigender Linie vorwärts; theils wird geredet, theils auch geschrieben, und wenn das Leben des Phrasiers herrlich war, so ist es aus Toasten, Parlamentreden und Leitartikeln zusammengesetzt gewesen.

Die soziale Frage vertritt bei den hochentwickelten Phrasiern die Stelle, die bei den Naturvölkern die Götterlehre oder allenfalls später das Heldenlied einnahm. Spricht ein Phrasier das vokalreiche Wort „sozial" nur aus, so erbebt er in mystisch-religiösem Schauer. Sozial ist ihm Alles: Christenthum, Königthum, Literatur, Kunst und was sonst noch das Leben schmückt und ziert. Sozial for ever! Heinrich IV. ist längst überholt, nicht nur in Sachen der Bartmode und der Geringschätzung von Messen, sondern auch in seiner primitiv unzulänglichen Sozialpolitik. Die Zumuthung, daß der Bauer oder der Industriearbeiter nur an Sonntagen sein Huhn im Topf habe, würde heute mit allgemeiner Entrüstung zurückgewiesen werden; täglich soll der Enterbte seine zwei Hühner mindestens in seinem schön blauemaillirten Topf haben; so gehört sich's; wie er sich diese unentbehrlichen Nahrungmittel verschaffen will, das bleibt ganz und gar ihm überlassen. Phrasien ist ein streng konstitutioneller Staat, in dem Jeder nach seiner Façon satt und selig werden kann. Genöthigt wird nicht. Der Staat ist zurückhaltend genug, nichts als etliche indirekte und aberetliche direkte Steuern von seinen Bürgern zu verlangen und sich im Uebrigen um ihre Eigenthumverhältnisse überhaupt nicht zu kümmern. Man nennt das konstitutionelle Garantien.

Früher nahm man an, das soziale Leben stände im

Zeichen eines ewigen Kampfes zwischen den Fetten und den Mageren, den Besitzenden und den Darbenden. Veralteter Zauber; Zopf und Philisterei! In Phrasien ist man längst dahinter gekommen, daß alle Gegensätze sich versöhnen lassen, mit Worten oder mit Druckerschwärze auf Holzpapier. Wer Geld hat, der hält es fest und redet über Versöhnung von Kapital und Arbeit, vom unentbehrlichen Hand in Hand Gehen der Arbeitnehmer und -geber; wer sich täglich mindestens dreimal umkleidet, kostspielige Badereisen unternimmt und einen Zug von Rassepferden hält, der wüthet gegen den umsichgreifenden Luxus und tritt mit bewundernswerthem und trotzdem bewundertem Elan für die Vereinfachung der äußeren Lebensformen ein; wird Einer Ministerpräsident, so versöhnt er flugs die widerstreitenden Nationalitäten oder Parteien — mit Wort und Schrift; kommt ein neuer Finanzminister, so stellt er als sein Programm die Versöhnung der staatlichen, städtischen, adligen und bürgerlichen Interessen auf und verspricht den Landwirthen hohe Kornpreise, den Konsumenten billiges Brot, den Einzelstaaten niedrige Matrikularbeiträge und dem Reich geringe Ueberweisungen. Der Adel will im Volk aufgehen und erzieht seine Söhne in Kadettenhäusern und wohlverschlossenen Kasinos; der liberale Bürger will die einmal vorhandenen Standesunterschiede respektiren und gräbt ganz sacht den Latifundienbesitzern die Quelle ihres Wohlstandes und die Möglichkeit des Fortbestehens ab; der Unteroffizier arbeitet für die Humanität und traktirt seine mit Kommißbrot genudelten Ferienkolonisten mit angewandter Rippenstoßpädagogik. So wird von

früh bis in die späte Nacht hinein ununterbrochen versöhnt in Phrasien, dem saturirtesten der saturirten Staaten. Als einst in einem brennenden Theater Hunderte von Menschen erstickten und schmorten, da erstattete einem herbeigeeilten Prinzen der höchste Wachthabende den Rapport: „Alles gerettet, Kaiserliche Hoheit!“ In Phrasien lautet die Parole einen Tag wie den anderen: „Alles versöhnt!“ Die Erstickenden oder Zerquetschten sind rücksichtvoll genug, nicht zu widersprechen.

Die Weltanschauung der Phrasier ist — wunderbar genug bei ihren sozialistischen Weltbeglückungtendenzen — eine individualistische. · So behaupten sie mindestens. Sie preisen mit viel schönem Reden die große, starke, eigenartige Individualität, so lange sie nicht unziemlichen Lärm verübt, oder sich gar einfallen läßt, die Kreise der phrasischen Gesellschaft durch Größe, Kraft und Eigenart zu stören. Das Genie ist ihnen heilig; nur muß es natürlich bereit sein, auf den ersten Wink die genialen Sprünge aufzugeben und zu gutbürgerlicher Sittsamkeit und Nachtwächtergemächlichkeit zurückzukehren. Aber das versteht sich ja am Ende von selbst. In Phrasien ist, wie in jedem anderen Kulturstaat, nur Raum für solche wohlerzogene Genies, die auf Verlangen auch die Löwenhaut abwerfen und sich als Schnock, den Schreiner, dem hohen Adel und verehrlichen Publico entpuppen können. Dafür brauchen aber etwaige Eselköpfe nicht in der Garderobe abgegeben zu werden; sie fallen nicht weiter auf und verrathen keinerlei destruktive Gelüste.

Jahrelang schien es, als hätten sämmtliche

Phrasier sich zum Geniekultus bekehrt; aber auch dieser Schein trog. Es war da nämlich ein Mann aufgetaucht, der schon vorhin erwähnte Anti-Phrasius, der auf den verwunderlichen Einfall kam, es unter Phrasiern mit der Wahrheit, unter Rücksichtmenschen mit der Rücksichtlosigkeit versuchen zu wollen. Erst lachte man, dann folgte empörtes Zischen, und besonders kräftig entwickelte Mannesseelen spuckten sogar vor seinem Namen aus. Shocking! Aber der Mann hatte Erfolge, und mit denen weiß man auch in Phrasien zu rechnen. Und da er im Laufe der Zeit lernte, auch mit der Phraseologie, der Menschenrechtsakte seiner Volkgenossen, sich abzufinden, so wurde er über Nacht der Abgott der Massen. Wenn er sich räusperte, so hielt man den Athem an; wenn er sich renommirend über die Furchtsamkeit und die Autoritätsucht seiner Landsleute lustig machte, so hieß man's geflügelte Worte. Und es war nur natürlich, wenn den Riesen in Lilliput allmählich eine gallenbittere Menschenverachtung ankam. Wohin er trat, da fand er Moorboden, weichen, nachgiebigen; wohin er blickte, da sah er krumme Rücken, devote, stumpfsinnige Bewunderung. Und nur ganz unten, tief, tief unter der glänzenden Schaale empfand er den bohrenden, den alten, kalten Haß, die haine inassouvie des Phrasierthums gegen das Genie . . .

Nun ist er fort. Er fiel, weil er nach seinen Phrasiererfahrungen die ganze Menschheit beurtheilte, weil er an keinen sittlichen Adel, an keine freie, ehrliche Ueberzeugung mehr glauben mochte, weil er mit Menschenhand in die Speichen des unaufhaltsam rollenden Zeiten-

rades eingreifen wollte. Es ging ein Trauerrauschen durch die ganze organische Natur, und wieder erscholl der alte Schreckensschrei: Der große Pan ist tot! . . . In Phrasien aber athmete man auf, und für die erzwungene Bewunderung rächte man sich durch tausend Eselsfußtritte. Wieder griff man zu den alten Waffen: dem gesprochenen und geschriebenen Wort, und in Rede und Schrift ward es verkündet: Phrasien ist endlich wieder frei, der Tyrann ist gestürzt — es lebe die Humanität!

Aber der Kurs blieb der alte. Neue Soldaten, neue Steuern und altes Elend. Was macht das den Phrasiern? Sie waren unter sich, ungestört, ohne den Riesenschatten, sie konnten reden und reden und ihr Versöhnungwerk munter fortsetzen. Erreicht wurde damit nichts; aber man hatte einen neuen Begriff erfunden, den „moralischen Erfolg". Und es verging kein Tag, an dem nicht ein moralischer Erfolg erzielt worden wäre, daheim oder in Sansibar oder am Cap der Guten Hoffnung. Und man verwünschte den gestürzten Giganten, der den perfiden Freundschaftbezeugungen seiner Allergetreuesten nicht Stand halten wollte und plötzlich begann, die Phrasier mit Phrasierwaffen zu bekämpfen: mit Rede und Schrift. Willst Du denn ewig leben?! Der Trotzende war bald allein, und für ein von unermüdlicher Arbeit erfülltes Leben ward ihm als Lohn ein Denkmal vorbereitet, das ihn ermahnen sollte, nicht mehr so unhistorisch lebendig herum zu spuken. Er lachte, daß im Sachsenwalde die alten Stämme sich bogen in bitterem Leid um den gefesselten Titanen . . .

Phrasien aber war wieder einmal gerettet. —

* * *

Man wird mein neues Kulturland in keinem Atlas finden, wenn man es überhaupt suchen sollte. Und wen man auch fragen wollte: „Bist Du vielleicht ein Phrasier?„ — er wird mit einem entrüsteten Nein antworten. Das ist des Landes so der Brauch. Man liebt die traute Heimath, doch man bekennt sich nicht zu ihr.

Wie ich selbst das Wunderland entdeckte? Ich ahnte es längst, wie auch Kollege Stanley den Congo ahnte, noch ehe er ihn mit Augen sah. Und als ich in der letzten Woche mich durch die mit Friedfertigkeit, Freiheit, sozialer Gerechtigkeit und Völkerverbrüderung angefüllten Spalten der Zeitungen hindurchgeplätschert hatte, da schwand der letzte Zweifel. Man feierte, mit munterem Sang und Klang, mit dicken Damen und dressirten Flöhen, mit fröhlichen Fahnen und seliger Bierrührung, das Schützenfest in Phrasien, der Erdboden war aufgeweicht, der Himmel weinte. Und ich lachte.

20. 7. 1890.





II.

# Die Schuhkonferenz.

Das Neueste aus Phrasien.



Im Lande Phrasien erringt man ohn' Ermatten noch immer moralische Erfolge. Man redet und schreibt, man schreibt und redet. Die Regierungmaschine steht zwar stockstill, aber sie gibt pfeifende, prustende, gellende Laute von sich, wie eine Lokomotive, die abgehen will, soll oder muß. Sieht man das Feuerungmaterial an, das in ihrem Riesenbauch spurlos verschwindet, dann wird man guter Hoffnung voll auf eine stolze, weite Fahrt. Aber die Maschine steht still. Ein Signal nach dem anderen wird gegeben, in allen Farben erglänzen die bunten Lämpchen, umsonst: immer neue Hindernisse sperren den Weg. Man redet und schreibt, man schreibt und redet — man versöhnt. Aber die Maschine steht still. Es fehlt der Weichensteller, der mit grob zupackender Faust die Bahn sonst frei zu machen wußte. Die wackeren Phrasier begucken den Schienenstrang mit seinen

verschlungenen Biegungen und, wie verschieden auch ihr Sehnen nach Süd und Nord, nach Ost und West schweift, sie trösten sich in seliger Toaststimmung mit der beruhigenden Gewißheit: Der Kurs ist der rechte. Aber die Maschine steht still.

Lautes und lustiges Leben regt sich in Central-Phrasien. Dort, in der wasserköpfigen Provinz Reformatoria, schlägt das Phrasierherz am mächtigsten. Täglich werden neue Bahnen eröffnet — mit Druckerschwärze auf Papier, mit Rede und Schrift. Seit Jahresfrist hat man dort zu reformiren begonnen: das Heer, Offiziercorps und Reglement; die Sozialpolitik; die Steuern, Einkommen-, Gewerbe-, Zuckersteuer; die ländliche Kommunalverwaltung; die Schule, Volks- und höheren Unterricht; ferner Juristerei, Medizin und leider auch Theologie; endlich Kunst, Literatur und Theater. Es muß Alles anders werden. Wie? Das fragt der Muthige nicht. Die Hauptsache ist, daß neue Bahnen eingeschlagen werden müssen; wohin sie führen, das sieht man am besten, wenn man am Ziel steht. Zur Abfahrt ist auch in Reformatoria alle Welt bereit. Aber die Maschine steht still.

Damit nun inzwischen etwas zu geschehen schiene, ward jüngstens in gedachter Provinz wieder einmal eine Konferenz versammelt. Schon längst nämlich war den erleuchtetsten Phrasiergeistern eine neue „Frage" aufgedämmert: Die Beschuhung-Frage. Sollte die kunterbunte Verworrenheit der Fußbekleidung bis in's neue Jahrhundert dauern? Sollten nationale Zehen ewig in französische Spitzstiefelchen, in englische Platttreter ein-

gepreßt bleiben; sollte der Reiche anderes Schuhzeug tragen als der Arme und damit der soziale Ausgleich gehindert werden, von Kopf zu Fuß? Nimmermehr. Den Phrasiern der gleiche, der gleichmachende Phrasierstiefel! Die Losung ging durch die Lande, und ungeheurer Jubel jauchzte dem Gedanken einer Schuhkonferenz entgegen, von der man eine entschlossene Lösung der drückenden, ab und zu auch wohl brennenden Frage, nicht zimperlich halbe Maß-Regeln erwarten durfte.

Alle Vorbereitungen wurden getroffen. Die Enquetebogen gingen von Ort zu Ort, und genau ward festgestellt, welcher Procentsatz der Bevölkerung in Schnür-, Knöpf-, Zug- und Schaftstiefeln aufgewachsen, welcher in Halb- oder in Lackschuhen groß geworden war. Name, Stand, Bekenntniß, Personalverhältnisse, Steuerstufe, Miethpreis 2c. mußten genau aufgezeichnet werden, außerdem natürlich Kosten und Dauerbarkeit der betreffenden Stiefelart. Ein Haushaltungvorstand hatte etwa einen halben Tag zu thun, um für sich und die Seinen den wohl formulirten Fußsteckbrief auszufüllen. Daneben entbrannte ein wilder, ein fröhlicher Broschürenkrieg. Kein Schuster blieb bei seinem Leisten. Jeder neue Tag warf neue Ballen von Flugschriften auf den Markt, in die Schaufenster. „Die Zukunft des Phrasierstiefels!" „Schnabelschuh oder Sandale?" „Fort mit der Halbheit! Ein offenes Wort gegen Zugstiefel." „Was wird aus unseren Füßen?" „Die Schäden des klassischen Zehenformalismus." „Der Schuh für Alle." „Humanistischer Kulturschwindel oder: Die

Rückkehr zur realen Natur-Fuß-Bekleidung." „Der erzieherische Einfluß der Plattsohle." „Wo uns der Schuh drückt." Vor allen Buchläden las man's erregt und fast bis zu des Phrasiers geistigem Liebling-geschäft, fast bis zur Scatkarte wälzte sich die leiden-schaftliche Debatte fort.

Die Konferenz wurde berufen. Die beiden mäch-tigsten Schuhparteien im Lande, die Humanisten und die Nationalrealisten, erhoben alsbald ein furchtbares Gezeter. „Wie!?" riefen die Humanisten, „diese respektlosen Banausen sollen mit uns tagen, mit uns, den alten Meistern vom Schemel und Pfriem, mit uns, deren lederner Ruhm nicht in Aeonen untergehen kann? Will man die Zukunft unserer Füße dieser Vandalen-horde ausliefern, die keine Ideale kennt und kein Gold-käferleder?" „Was?!" tobten die Nationalrealisten, „aus dieser Konferenz soll eine gedeihliche, eine moderne, eine volkthümliche, eine soziale Abgründe überbrückende Entwickelung hervorgehen, aus dieser Konferenz, in der vaterlandlose Nachahmer fremd-ländischer Fußmoden, pechzähe Verehrer der sogenannten Antike das große Wort führen? Will man denn wieder die Phrasier dem Hohngelächter der Welt preis-geben?"

Aber die Konferenz trat dennoch zusammen, und ruhig hielt sie Sitzung um Sitzung. In athemloser Spannung harrte das Land, denn nun sollte es sich entscheiden, wie man künftighin sich zu beschuhen hätte. Das war eine eminent nationale Angelegenheit, und jeder Flickschuster fand eine Zeitung, der es eine Ehre

war, sein sachverständiges Gutachten an hervorragender Stelle drucken zu dürfen, nach dem klingenden Einleitungsätzchen: „Aus Schuhkreisen wird uns geschrieben“ oder auch: „Zur Schuhfrage geht uns von besonders geschätzter Seite die folgende Auslassung zu.“ Leider wurde aber nichts ausgelassen; die Zeitung ward zum Schuhbazar. Bald wurde weitschweifend nachgewiesen, daß nur römische Sandalen eines großen Kulturvolkes würdige Fußzier sei; bald wurden die ritterlichen Altvordern aus den Gräbern beschworen, mit ihren gelben und braunen Schaftstiefeln, so stark, so fest, so kernhaft urphrasisch; nur der chinesische Schnabelschuh kann uns vor Umsturztendenzen bewahren, hieß es hier; nur ein moderner Rindlederstiefel taugt für diese Jahrhundertwende der Freiheit, der Gleichheit, der Lederbrüderlichkeit. Sogar des alten Rembrandt van Rijn vom leitartikelberühmten Zeitzahn angefressenes Schuhzeug wurde hervorgekramt und ein Bauernschuster aus Gottorp — dicht an der Phrasiergrenze — empfahl männiglich seine auf großen Absatz berechneten Nachahmungen.

Die Aufregung wuchs, und nie wurden schönere Reden gehalten, nie herrlichere Aufsätze geschrieben. Hatte man anfänglich nur auf die rapid zunehmende Hühneraugengefahr warnend verwiesen und auf den gesteigerten Konsum von Ringen, Seifenpflaster und allerlei Geheimmitteln, so war man nun längst bei den großen „Gesichtspunkten“ angelangt und bei den noch größeren Worten. Statt der Hühneraugen nannte man die vokalreichere Hygiene; jede harmlose Modenarrheit wurde zum Vaterlandverrath, und reichte auch das noch

nicht aus, dann mußte die soziale Gefahr in's Treffen. Damit war dann jeder Widerspruch von vornherein abgeschnitten. Umsonst beriefen sich zurückgebliebene Leute auf die nicht ganz zu verwerfenden Thaten, die in den alten Stiefeln das lebende und das ihm voraufgegangene Geschlecht vollbracht hatte; umsonst warnte der weise Altmeister Zeller, man möge nicht vom Schuh verlangen, was der Schuh nun einmal nicht leisten könne; umsonst forderten vereinzelte Individualisten gleiches und freies Stiefelrecht für alle guten Europäer. Ihre Stimme verhallte in dem allgemeinen Taumel, von dem ganz Reformatoria ergriffen war. Der Vater, der Staatsbürger, der Menschenfreund wollte die große Frage endlich gelöst sehen, und Alles lauschte, sie ja sollte und mußte Entscheidung bringen, dem Orakelspruch entgegen der Konferenz.

Die tagte, unangefochten von wüstem Lärm. Ab und zu nur drang aus ihren weiten Gemächern die Kunde von der oder jener Rede, von einer oder der anderen Abstimmung; sonst blieb Alles stumm. Endlich, da ihre Zeit erfüllet war, trat sie mit einer längeren Erklärung hervor, die hier im Auszug mitgetheilt werden soll:

„Es ist wünschenswerth, und zwar im Hinblick auf die moralische, die hygienische und nicht zuletzt auf die sozialpolitische Bedeutung der folgenschweren Angelegenheit, daß in der Schuhfrage neue Bahnen eingeschlagen werden. Diese neuen Bahnen zu finden, ist die Schuhkonferenz berufen worden, diese neuen Bahnen mit Entschlossenheit zu betreten, hat sie, nach Ueberwindung un-

gezählter Schwierigkeiten, in dreizehntägiger Sitzungsdauer sich schlüssig gemacht.

Es ist wünschenswerth, daß auch in Zukunft, soweit nicht gewichtige Interessen es untersagen, die größtmögliche Mannigfaltigkeit bezüglich des Schuhwerks dem Volke erhalten bleibt. Ein Stiefel schickt sich nicht für alle Füße: zu diesem erhabenen Grundsatz hat sich nach eingehendster Berathung die Konferenz mit Einstimmigkeit bekannt.

Der spanische Stiefel ist abgeschafft. Schnabelschuhe sind nur noch auf Grund eines besonderen Erlaubnißscheines zu liefern.

Der Halbstiefel mit seinen erschlaffenden Gummizügen verliert seine Berechtigung. In seine Rechte tritt der zu demselben Preise zum Verkauf zu stellende, bis über den Knöchel reichende Mittelschuh für Jedermann aus dem Volke.

Es ist ferner wünschenswerth, daß zwischen Schnür- und Knöpfstiefeln in der Weise eine Verschiebung eintritt, daß künftighin der erste vorwiegend für die Angehörigen des Berg-, Bau-, Maschinenbau-, Post- und Forstfaches angefertigt, der zweite den gelehrten und künstlerischen Berufen vorbehalten wird. Der neunte Knopf fällt — ausnahmelos — fort. Die Sandale trägt von nun an den Namen: Riemenstiefel.

Von diesen aus einem wahrhaft modernen Empfinden hervorgegangenen Reformen erhofft die Konferenz eine gedeihliche, vorwärtsführende Entwickelung der Schuhfrage. Einzelbestimmungen, die aus diesen grundlegenden Thesen sich ergeben, wird die mit der Aus-

gestaltung betraute Schuhbureaukratie vorzuschlagen haben.“ (Fortsetzung folgt nicht.)

* * *

Wie diese Beschlüsse im Phrasierreich, insbesondere in Reformatoria aufgenommen worden sind, darüber liegen ganz zuverlässige Berichte zur Stunde noch nicht vor. Ein erster Drahtbericht meldete: „Jubel bei den Humanisten, Katerstimmung im Lager der Nationalrealisten“; ein zweiter, der zwölf Stunden später eintraf: „Alles ruhig, auch Zeitungen.“ Aus Privatmittheilungen ist aber zu ersehen, daß man bereits mit der Absicht umgeht, demnächst eine neue Konferenz einzuberufen, die in demselben Geist wie ihre so ungemein erfolgreiche Vorgängerin die neue große Frage der endlichen Lösung entgegenführen soll: Schlapphut oder Cylinder?

20. 12. 1890.





## III.

# Kollege Bismarck.



Herrn

Redacteur Fürsten Otto von Bismarck

z. Zt.

Friedrichsruh.

(Eventuell nachzusenden: Hamburg, Verlag der „Hamburger Nachrichten".)

Sehr geehrter Herr Kollege!

Wir sprechen ja hier ganz unter uns, und da werden Sie es gewiß nicht ableugnen, daß Sie, seit Sie Ihren Beruf verfehlt haben, ganz formell in die Redaktion der „Hamburger Nachrichten" eingetreten sind. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß in hiesigen journalistischen Kreisen sogar das Gerücht verbreitet ist, Sie wohnten überhaupt im Hamburger Hause des Herrn Hartmeyr, und der Bismarck, der in Friedrichsruh zu sehen ist, sei nur der bekannte Doppelgänger, über dessen Fopperei sich Herr Emil

Abranyi so bitterlich zu beklagen hatte. Aber das erzählt man sich nur im Café Kaiserhof, wo alltäglich nach Schluß der Parlamentsitzungen und vor dem Leitartikel für's Morgenblatt Weltgeschichte gemacht und Melange getrunken wird; eine Garantie will noch Niemand dafür übernehmen. Schließlich ist das ja auch ein gleichgiltiges Detail; ob Sie durch freie Wohnung und Naturalien oder durch Baarzahlung für Ihre publizistische Thätigkeit entschädigt werden, das ist am Ende unter Kameraden ganz egal. Jedenfalls müssen Sie sich doch sehr gut stehen, selbst wenn Sie nur ein anständiges Zeilenhonorar beziehen, denn — unter uns! — Sie schinden ja kolossal Zeilen!

Woher ich das Alles weiß? Von Herrn Eugen Richter, wenn er Ihnen bekannt ist.

Dem Manne glaube ich nämlich Alles, denn der hat, wie weiland Graf Lerma, Lügen nie gelernt. Und da er seit Monaten behauptet, alle in den „Hamburger Nachrichten" erscheinenden Artikel über innere und auswärtige Politik rührten, gleichviel von wo sie datirt seien, von Ihnen her, so kann ich Ihre Einnahmen nicht gering anschlagen. Uebrigens ein brillanter Kontrakt, der Ihnen gleichzeitig erlaubt, auch für München zu arbeiten! Zwei, manchmal auch drei Leitartikel pro Tag, etliche Entrefiletchen — alle Achtung vor Ihrem Fleiß! Scherz bei Seite: Sie müssen ja von früh bis spät dictiren, um das Alles fertig zu kriegen. Natürlich mit der Schreibmaschine? Chrysander muß das Tippeln doch allmählich gelernt haben. Jedenfalls dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich Sie schlankweg als Kollegen

begrüße. Ein Wort Richter's soll man nicht dreh'n noch deuteln: Sie schreiben in Hamburg, Sie schreiben in München, Sie korrespondiren sogar für russische Blätter — in Frankreich sind Sie wohl noch nicht angekommen? —: Sie sind also Journalist, und im Angesicht dieser unanfechtbaren Thatsache verflüchtigt sich Ihre frühere Thätigkeit vollständig. Dabei will ich gern zugeben, daß Sie in der dreißigjährigen Ministerepisode Ihres Lebens sich manches recht achtbare Verdienst erworben haben. Aber — wiederum unter uns! — welcher von Ihren jetzigen Kollegen hätte die Geschichte von 64, 66, 70 nicht ebenso gut oder besser gemacht?! Ich will gar nicht von Eugen Richter reden, der ein Genie und an fruchtbaren Gedanken bekanntlich überreich ist; aber jeder bescheidene politische Journalist — und die Schafsköpfe vom Feuilleton zählen ja nicht mit! — wußte doch seit 1848 ganz genau, wie die Sache geschoben werden mußte. Sie waren zufällig der Mann an der Spritze und Sie haben sich nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit aus der Affaire gezogen; aber darin werden Sie Richter doch gewiß beipflichten: wenn Moltke Ihre Politik nicht „herausgehauen" hätte, dann war die Karre gründlich verfahren. Na, das sind alte Geschichten, die wir hier nicht aufwärmen wollen. Es macht Ihnen ja Niemand einen Vorwurf, selbst Herr Richter nicht, der Ihre Unfähigkeit stets in seiner milden und menschenfreundlichen Art beleuchtet und durch Ihren von ihm entdeckten „Alkoholismus" entschuldigt hat. Sie haben sich alle Mühe gegeben, und wenn man jetzt erkennt, daß Sie auch als Redner Ihrem Nachfolger „nicht entfernt gewachsen" sind

und daher als Reichstagabgeordneter eine „recht schlechte Rolle spielen" würden, so mag das ja für Ihre Eitelkeit einigermaßen schmerzlich sein, — die Berechtigung dieser wohlabgewogenen, gänzlich zornlosen Urtheile werden Sie selbst gewiß nicht in Abrede stellen.

So anerkennenswerth es nun aber auch ist, daß Sie in Ihrem Alter nochmal den Versuch machen, einen anständigen Beruf zu ergreifen, einen Beruf, dessen erhabene Schwierigkeiten Sie heute wohl selbst nicht mehr mit dem kinderleichten Diplomatenspielen vergleichen werden, so kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß Ihre neuen Kollegen von Ihrer Berufwahl nur in recht mäßigem Grade entzückt sind. Ich möchte Ihnen nicht rathen, sich etwa um die Mitgliedschaft des Vereins Berliner Presse zu bewerben; selbst wenn Herr Pindter, was ich bezweifle, Ihr Einführungpathe sein wollte, würden Sie voraussichtlich viel mehr schwarze als weiße Kugeln erhalten. Diese Mittheilungen werden Sie vielleicht in Erstaunen setzen; aber es ist eben der Zweck dieser flüchtigen Zeilen, Sie nach dieser Richtung hin aufzuklären. Die Verbrechen, die man Ihnen in der Presse mit gutem Recht vorwirft, sind folgende:

I. Sie schreiben überhaupt.

II. Sie schreiben anonym.

III. Sie werden gelesen.

Ich weiß nicht, ob Ihnen, verehrter Herr Kollege, bekannt ist, daß der Journalismus nirgends so begeisterte Verächter hat wie unter den Journalisten. Es ist so. Die Kritiken, die von hohen und höchsten Stellen über die verkommenen Gymnasiasten und über die Hunger-

kandidaten gefällt worden sind, reichen nicht entfernt an dasjenige Maß von Verachtung herab, das im Allgemeinen die Presse der Presse entgegenbringt. Ich will die Gründe nicht untersuchen, ich begnüge mich mit der Feststellung der Thatsache. Als kürzlich das irrthümliche Gerücht aufkam, der deutsche Kaiser habe seine Abwesenheit auf dem Ballfeste der Berliner Presse entschuldigen lassen, da wurde der Gedanke an eine solche Möglichkeit als ein völlig „absurder" bezeichnet — wohl gemerkt: von den Journalisten selbst. Offenbar hielten die betreffenden Herren ihre Gesellschaft für eine so gemischte, daß ihnen der Gedanke an hohen Besuch absurd erscheinen mußte. Durchschnittlich hält jeder Journalist sich selbst für den einzigen anständigen Vertreter seines Berufs; für die nächsten Kaffeehausgenossen hat er noch eine gewisse mitleidige Achtung übrig; der Rest ist Schweigen. Wenn Sie diese Enthüllungen gebührend beherzigen, werden Sie begreifen, warum man Ihre Preßthätigkeit fast durchgehends als „unwürdig" und Ihrem „Ruhm nicht angemessen" bezeichnet. Sie brauchen sich nur Leute vorzustellen, die ihren eigenen Beruf so gering schätzen, daß Jeder, der ihn ergreift, ihnen an seiner persönlichen Würde Einbuße zu erleiden scheint. Haben Sie überhaupt noch ein Herz, dann muß dieser Beweis selbstlosester Bescheidenheit Sie tief rühren.

Ich gebe Ihnen zu, daß die Logik, die sich hier geltend macht, einigermaßen brüchig erscheint. Einerseits stellt man Sie als einen kleinlichen, habgierigen, boshaften und mit allen sonst noch erdenklichen schlechten Eigenschaften versehenen Menschen hin; andererseits soll

die Journalistik Ihrer nicht würdig sein. Aber was wollen Sie? Warum sind Sie nicht Bierbrauer oder Damenschneider, Spezialitätendirektor oder Dramaturg geworden? Zum Zeitungschreiber sind Sie immer noch zu gut, — wenigstens behaupten das Ihre jetzigen Kollegen, die es wissen müssen.

(In Parenthese erlaube ich mir zu bemerken, daß Sie selbst das Allermeiste dazu beigetragen haben, die publizistische Thätigkeit in schlechten Geruch zu bringen. Freilich in Ihren Lehrjahren, als Sie noch nicht ahnten, wie weit Sie es einst bringen würden. Ich möchte Ihnen nicht alle Ihre Aeußerungen über die Leute der „Druckerschwärze auf Papier" in's Gedächtniß zurückrufen; erinnern Sie sich gefälligst nur an Ihren Petersburger Brief über das „einfältige Federvieh der deutschen Presse"! Können Sie von den so bösartig Angegriffenen und neuerdings auch noch durch das sehr brauchbare Medium Max Bewer Gezüchtigten ernstlich verlangen, daß sie zusammenrücken, um Ihnen einen behaglichen Platz am Schreibtisch des deutschen Journalismus einzuräumen?)

Aber Sie schreiben nicht nur überhaupt und machen sich dadurch Ihren engeren Berufgenossen verächtlich, Sie schreiben auch anonym! Hier ist's erlaubt, gesittet Pfui zu sagen. Wer schreibt anonym? Sie meinen: Crispi in der „Riforma", Gladstone in den „Daily News" und Herr von Helldorff im „Deutschen Tageblatt"? Ja, wenn Sie sich eben nicht höher schätzen als diese Staatsmänner, dann ist Ihnen nicht zu rathen, noch zu helfen! Lernen Sie doch endlich Ihre Situation begreifen: Ihr

Charakter und Ihre Thaten sind — es gibt einen Richter in Berlin! — gerichtet; Ihre Pflicht und Schuldigkeit aber ist es, sich so zu benehmen, als ob Sie wirklich jener inkommensurabel große Mann wären, für den man Sie irrthümlich eine Weile hielt. Kein deutscher Politiker unterzeichnet seine Zeitungartikel, selbst Eugenius, der edle Ritter, schwebt nur als „Begründer" über den Wassern seiner absolutistischen Despotie; was jenen erlaubt, Ihnen ist es verboten: Sie müssen unterzeichnen. Ich rathe Ihnen übrigens auch noch privatim dazu, sonst setzt man nächstens noch die Theaterkritiken der „Hamburger Nachrichten" auf Ihre Rechnung, und wenn eine Rhederannonce von einem nur zeitweilig zurückgestellten, übrigens aber noch durchaus seetüchtigen Schiff spricht, dann lesen Sie sofort: „In der sattsam bekannten hämischen Manier bietet Fürst Bismarck in dem Hamburger Blatte für Friedrichsruh seine Dienste aus. Er nennt sich dabei ein noch durchaus seetüchtiges, nur zeitweilig zurückgestelltes u. s. w. u. s. w." Ja, Sie lachen. Sie sind eben noch ein Neuling im Handwerk. So wird's aber gemacht.

Ihre Naivetät geht glücklicherweise nicht so weit, daß ich nöthig hätte, Ihnen zu sagen, wie unangenehm Ihre Kollegen durch das Aufsehen berührt sind, das Ihre Artikel machen. Haben Sie jemals mit Schauspielern verkehrt? Es können auch Schauspielerinnen gewesen sein. Ich nehme — die Frau Redactrice hört uns ja nicht — Ihr Schweigen für Zustimmung. Nun, dann wissen Sie wohl etwas vom Rollen- und Toilettenneid zu erzählen. Aber — glauben Sie mir —: das

ist noch gar nichts im Vergleich zu den freundlichen Gesinnungen deutscher Journalisten unter einander. Wenn in Mühlhausen im Elsaß ein guter Artikel geschrieben wird, bricht an sämmtlichen politischen Tischen im Kaiserhof eine Gelbsuchtepidemie aus. Das wundert Sie? Haben Sie denn wirklich niemals darauf geachtet, daß deutsche Zeitungen — mit ganz verschwindenden Ausnahmen — sich strengstens davor hüten, gute Artikel aus anderen Blättern abzudrucken? Das geschieht wohl in London und Paris; bei uns citirt man nur, was noch unter dem Niveau der eigenen Leistungen zurückbleibt. Und nun kommen Sie, und das Publikum, das doch die Zeitungen redigirt, verlangt nach Ihren Artikeln! Zum letzten Male unter uns: Sie schreiben zu gut, als daß man Sie gern abdrucken sollte. Neben Ihrem höllisch persönlichen Stil nimmt sich das tagesübliche Zeitungdeutsch mit seiner unentwegten Voll- und Ganz-Begeisterung, mit seinen schiefen Bildern und verblaßten Redeblüthen nicht gerade vortheilhaft aus. (Ich werde mich hüten, diese Belobigung drucken zu lassen, sonst fordern Sie von Ihrem Verleger noch vor Quartalschluß Zulage, und Sie sollen jetzt schon fünfzig Pfennige für die kleine Zeile bekommen. Sie sind ein Feiner!)

Also: Sie schreiben überhaupt, Sie schreiben anonym, Sie werden gelesen, — drei entscheidende Gründe für Ihre Kollegenschaft, Ihnen die Lanzen entgegen zu strecken. Außerdem sind Sie 'mal etwas Anderes gewesen. Ein ordentlicher Journalist darf nie etwas Anderes gewesen sein. Achten Sie gütigst darauf, mit welchem Ingrimm jeder in die Presse verschlagene Fach-

mann begrüßt zu werden pflegt, gleichviel, ob er ein Pastor, ein Major oder ein praktischer Arzt ist. Wenn eine Normalzeitung einen Artikel „als offenbar aus Fachkreisen herrührend“ bezeichnet, dann will sie ihn völlig vernichten; nennt sie ihn aber gar „inspirirt“, dann ist er schon erledigt. Das wäre auch noch schöner, wenn es am Ende gar Mode werden sollte, die Leute schreiben zu lassen, die von den Dingen etwas verstehen! Und was wird denn aus uns, wenn ich fragen darf? Mein sehr geehrter Herr, wir haben einen gemeinschaftlichen Kollegen, der über Politik, Religion, Literatur — neueste und älteste —, Naturwissenschaften, Philosophie, Theater und Gesellschaftleben in sogenannten „führenden Blättern“ zu urtheilen berufen ist. Morgens erledigt er die Sternwarte, Mittags schafft er neue ästhetische Werthe, nach Fünf fertigt er den Reichstag ab, und bis Mitternacht hat er es mit dem Drama zu thun. Und ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß er mit dem gleichen Verständniß alle diese scheinbar so verschiedenen Gebiete beherrscht. Ein Anderer — er ist ein Doktor, sonst unbestraft — beschränkt sich auf Hoffestlichkeiten, Pferderennen, Oper und Operette, Trabfahrten und gereimte Lokalchroniken. Und diesen Leuten wollen Sie Konkurrenz machen? Zum allerletzten Male unter uns: Wenn Herr Hartmayr seinen Vortheil verstünde, könnte er gut 35 Pfennige pro Zeile sparen. Aber die Verleger werden eben nicht alle. Haben Sie übrigens einen langjährigen Kontrakt gemacht? Vorsicht! Wer weiß, wie bald wieder ein leitender Staatsmann redaktionsreif ist! Bei der jetzigen Witterung hält sich die Sorte nicht lange,

und phantasiereiche Leute sehen schon eine Zeit kommen, wo sich die Unterstaatsekretäre a. D. zu Dutzenden um erledigte Lokalredaktionen bewerben werden. Schließen Sie schnell und ohne Kündigung bis 2000 mit Hartmeyr ab. Vielleicht kann ich Ihnen hier noch ein paar Korrespondenzen verschaffen.

Gern hätte ich Ihnen noch Mancherlei über die Stellung Ihrer alten Freunde zu Ihrer jetzigen Thätigkeit erzählt, aber ich habe noch über Miquel's Quotisirungrede und über den heutigen Frackabend im Opernhause zu schreiben. Sie sind ja von der Zunft und werden begreifen. Ein nächstes Mal also mehr und für jetzt kollegialen Handschlag über den bekannten „Ozean von Druckerschwärze und Papier“

von Ihrem neidlos ergebenen

22. 2. 1891. Apostata.





IV.

## Genosse Schmalfeld.



„Es gab eine kleine Pferdepartei,
Doch wagte sie nicht zu stimmen;
Sie hatte Angst vor dem Geschrei
Der Alt-Langohren, der grimmen.

Als Einer jedoch die Kandidatur
Des Rosses empfahl, mit Zeter
Ein Alt-Langohr in die Rede ihm fuhr
Und schrie: »Du bist ein Verräther!«"

Seit einigen Wochen will mir es nicht mehr aus dem Sinn, unseres einzigen Heinrich Heine hohes Lied von den Wahleseln. Es steht unter den letzten Gedichten im 18. Bande der Campe-Ausgabe, es ist vor rund vierunddreißig Jahren geschrieben, aber es gibt eine erschöpfende Geschichte der Vorgänge, die sich zum Gaudium des Auslandes zwischen Elbe und Weser zugetragen haben und die ein so wundervoll langgezogenes Echo aus dem Kreise der Alt-Langohren und Verlagspolitiker fanden. Sehen wir uns die Geschichte einmal an.

Am 16. April 1871 wurde in dem durch Otto Bismarck geschaffenen Reiche die Verfassung beschlossen; am 15. April 1891 erhielt derselbe Bismarck nach amtlicher Feststellung 7365 Stimmen und am 30. April 1891 wird er mit dem Cigarrenarbeiter Schmalfeld einen nicht ungefährlichen Stichwahlkampf zu bestehen haben. Das sind die Thatsachen. Aber erst die Kommentare, die ihnen von der Presse, der Vertretung der öffentlichen Meinung, beigefügt wurden, geben diesen Thatsachen ihren Reiz. Da faselt ein so zu sagen liberaler Byzantiner, dessen urkomische Bauchwellen am politischen Trapez den Trübsinn ganzer Geschlechter schon aufgehellt haben, von einem verfehlten Plebiscit, als ob Otto Bismarck sich in Geestemünde, Balje, Bützfleth, Otterndorf ein Reifezeugniß zu holen brauchte; da verhöhnen die „Freisinnige Zeitung" und die „Germania", in deren Augen der selige und bald wohl auch heilige Windthorst, dieser glänzendste Ausdruck schlauer Trivialität, ein großer Mann ist, den „Heros der Nation", der „nur mit Ach und Krach, als Lehnsmann anderer Parteien hereinhumpelnd auf fremden Wahlkrücken", in den Reichstag gelangen könne; da schreibt das Centralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der 15. April bedeute „das Ende des deutschen Boulanger und der deutschen Boulanger-Legende". Diese Proben genügen wohl, um die spöttische Geringschätzung zu erklären, mit der man von allen Seiten der bewohnten Erde nach dem jetzigen Deutschland hinüberblickt. Es ist hohe Zeit, eine starke Pferdepartei zu gründen, im Reiche der Alt-Langohren.

Zunächst möchte ich die bescheidene Ansicht aus-

sprechen, daß die Stimmenzahl für Bismarck eine überraschend große gewesen ist — unter den gegebenen Umständen. Er hat dreimal mehr Stimmen bekommen als der freisinnige Bierwirth, der ihm gegenüber stand, und er ist dem Genossen Schmalfeld um fast 4000 Stimmen voraus. Wenn man bedenkt, wie seit Monaten gegen Bismarck von oben und von unten gearbeitet wird, wie selbst ganz gleichgiltige und persönliche Dinge, z. B. das Ausbleiben einer kaiserlichen Geburtstaggratulation, im Wahlkampfe von angeblichen Demokraten ausgebeutet wurden, dann muß man sagen: die Niedersachsen haben sich tapfer gehalten, so tapfer, daß selbst Herr Langbehn mit ihnen zufrieden sein kann. Gesiegt haben im 19. hannoverischen Wahlkreis nur die Sozialdemokraten, und sie haben bewiesen, daß sie, allen reformatorischen Wunderdoktoren zum Trotz, mit jedem Tage gefährlicher werden. Das Schauspiel aber, das sich in einem großen Theil der deutschen Presse uns bietet, bedeutet einen rauschend instrumentirten Triumph des Banausenthums, jenes fürchterlichsten Gegners aller ausgewachsenen Persönlichkeiten. Deshalb sollten die wenigen Menschen, die da oder dort etwa noch verstreut in Deutschland leben, sich doch recht ernstlich besinnen, ehe sie den 15. April 1891 als einen Nationalfesttag in den Kalender aufnehmen.

Politik bei Seite. Man sagt und schreibt, Bismarck dürfe nicht in den Reichstag kommen, weil er ein Gegner des deutsch-österreichischen Handelsvertrages, des Arbeiterschutzgesetzes und der neuen Landgemeindeordnung sei. Das klingt ganz plausibel, beweist aber gar nichts.

Denn — ganz unter uns! — alle diese schönen Dinge, mit deren Erörterung uns die an chronischer Gedankenarmuth leidenden Zeitungen tagaus, tagein langweilen, alle diese Reformen, die wie eine Chokoladetafel aus dem Automaten hervorschnellen, dieses ganzes Geschwafel von einer neuen Aera: das ist ja Alles herzlich unwichtig und bedeutunglos. Das Brot wird nicht um einen halben Pfennig billiger, wenn der Getreidezoll künftig 3,50 Mk. anstatt 5 Mk. beträgt; nicht einen einzigen zufriedenen Menschen mehr schaffen die staatlich geregelten Fabrikordnungen, und die Junker werden auf dem platten Lande den Ton angeben, gleichviel, wie die Gemeinden zusammengelegt, die Stimmrechte vertheilt und die Abgaben geregelt werden. Das sind Zweckmäßigkeit- und Nützlichkeitfragen, mit denen sich die Fachmenschen abplagen mögen, die Eugen Richter, die, mit dicken Scheuklappen versehen, ihr Leben damit hinbringen, am Budget einige Abstriche zu machen, die von der nächsten Militärforderung zehnfach dann überholt werden. Für subalterne Geister ist das eine sehr ehrenwerthe und hochachtbare Thätigkeit, nur soll man uns nicht einbilden wollen, daß sie für die Menschheit auch nur die allerbescheidenste Bedeutung hat. Deren Interesse steht erst in Frage, wenn die blöde, brutale Barbarenmasse die große Persönlichkeit niederzuzwingen versucht, wenn die Individualität gefährdet ist und bedroht. Dann nahen die Hunnen und: gute Nacht dann, Kultur!

Darum handelt es sich hier. Daß Bismarck vielfach einen unheilvollen Einfluß geübt hat, daß sein Rücktritt nothwendig geworden war, glaube ich gern;

auch das ist wahr, daß er heute nur erntet, was er selbst säte: sein schwerer Stiefel trat jede Selbständigkeit nieder, und den im Rückgrat Verkrüppelten gilt heute schon ein gut berittener Kavallerist mehr als der durch einen Wink aus dem Sattel geschleuderte Riese, den man früher nur bäuchlings bewundern durfte. Aber er hat ja die Macht nicht mehr, und ohne den Apparat der Gewalt will er sich seinen Gegnern zu letztem Kampfe stellen, Mann gegen Mann. Können sie mehr verlangen? Er will sich aussprechen, der Abrechnung sich nicht entziehen, und man ruft ihm zu, er möge gefälligst auf seinem prächtigen Postamente bleiben und nicht „seinen Ruhm entblättern". Nein, wirklich, er hat Recht: „Niemals ist mir eine größere Dummheit vorgekommen, als diese unerhörte Forderung." Die einfachste Logik hätte seinen Gegnern gebieten müssen, ihm mit allen Kräften die Wahl zu erleichtern, anstatt ihn mit zum guten Theil würdelosen Mitteln zu befehden. Aber es ist auch gar nicht seine politische Haltung, die ihm diese Legion von Hassern verschafft hat, es ist nicht der konservative Machtpolitiker, den man bekämpft, sondern einzig und allein die große Persönlichkeit. Vor ihr wird den Kleinen allen, den Vielzuvielen, bange, und deshalb möchten sie, so fern ihnen auch der Sozialismus steht, so viel Schrecken er auch ihren bourgeoisen Nerven erregt, doch lieber „das kleinere Uebel" wählen. Das kleinere Uebel, das ist der Genosse Schmalfeld.

Es wäre außerordentlich thöricht, den ehrenwerthen Cigarrenarbeiter hier dem Begründer des Deutschen Reiches zu vergleichen. Nicht von dem Reichbegründer

ist die Rede; denn, darin haben die Freisinnigen Recht, Reichstagmandate sind keine Belohnungen für geleistete Dienste. Aber ist denn Bismarck wirklich nichts weiter als der Begründer des Deutschen Reiches? Ich dächte doch, er ist nebenbei noch eine Individualität von ganz märchenhafter Pracht und Fülle, er ist — Bismarck. Die Begründung des Reiches war sein Werk und sein Erfolg; wenn er aber dieses Werk nicht geschaffen, diesen Erfolg nicht erzielt hätte, er bliebe derselbe, der er ist, der geniale Mensch, die unermeßlich reiche Natur. Wie oft ist Lessings Wort von dem ohne Hände geborenen Raphael citirt, wie selten ist es verstanden worden. Wenn Bismarcks Thätigkeit überhaupt keine greifbaren Spuren hinterlassen hätte, wenn nichts von ihm übrig bliebe als seine Reden und seine Briefe, meinetwegen die unpolitischen nur, nur die an seine Frau: sein Name würde nicht vergessen werden. Wer möchte die Reden Windthorsts heute noch lesen, diese geschickt auf die Augenblickwirkung berechneten, mit Witzchen und Pointen zierlich gesäumten Banalitäten, in denen nicht ein Gedanke zu finden ist und nicht die dumpfe Ahnung einer höheren Auffassung der Dinge? Diese Kost schmeckt nur, wenn sie frisch weggegessen wird, in einer großen Versammlung, wo alles Individuelle ausgewischt ist und nur die derben, anspruchlosen Masseninstinkte gelten. Für breite Bettelsuppen versprach schon Mephisto den höllischen Köchen ein großes Publikum. Und als an des schlauen und honnetten Windthorst Bahre das große Loben anhob, als selbst seine Gegner buschiges Lorbeergemüse zu Markte brachten, da galt die Huldigung im

Grunde viel weniger dem Todten und seinen zweifelhaften Verdiensten als der Geschicklichkeit, mit der dieser Unermüdliche immer wieder die leicht verdaulichen Speisen zusammengequirlt hatte, den Appetit der Dürftigen zu stillen. Einer hübschen Frau ein groteskes Kompliment, einem Minister eine niedliche Malice, einem lachlustigen Abgeordneten einen die Session füllenden Witz, einem lungernden Reporter eine in Zeilen umzusetzende Anekdote: wer solche Gaben auszustreuen weiß, dessen Nekrolog wird köstlich sein und er ist ein großer Mann in allen Volksküchen des Geistes.

Aber der Genosse Schmalfeld ist ihm doch noch „über". Denn der ist eben gar nichts, nichts als der sechsunddreißigste Sozialdemokrat im deutschen Reichstag, kein bedeutender, nicht einmal ein amüsanter Mann. Und darum möchten sie ihn alle so gern haben, ihn, nicht den Großen, Unbequemen, der einen so breiten Schatten wirft, der das Niveau der Debatten am Ende gar erhöhen könnte. Es ist oft genug zum Erbarmen niedrig, dieses Niveau, und es sitzen doch einige geistvolle und ein paar Dutzend kluge Männer in den Parlamenten. Durch Instinkt und Gewöhnung werden sie herabgedrückt; denn Erfolge können sie doch nur haben, wenn sie genau das sagen, was ihre Partei und die Gegner ihrer Partei von ihnen erwarten. Da wurde neulich über die Zulassung der Frauen zu den gelehrten Berufen verhandelt. An keinem besseren Theetisch hätte man mit den öden Trivialitäten wirthschaften können, die da feierlich von der Tribüne herab verkündet wurden; jede einigermaßen verständige Frau wäre mit diesen stolzen Männern fertig

geworden, und selbst Herr Bebel, der über diese Dinge ein vortreffliches Buch geschrieben hat, wagte sich im Kreise seiner Genossen nur mit Gemeinplätzen hervor, wie sie schließlich auch der als Proletarier maskirte Kommerzienrath Singer geleistet hätte. In den Parlamenten, so scheint es, werden die stärksten Intelligenzen allmählich zerrieben, genau wie in den Vereinen für Vogelzucht, Litteratur oder Kaninchennahrung. Und Niemand ist deshalb dort so beliebt wie der Genosse Schmalfeld, der manchmal Meyer, mitunter aber auch von Schultze heißt.

Schmalfeld, Meyer und von Schultze: das sind Gattungnamen von gutem Klange im heutigen Deutschland. Sie geben den Ton an, und es sieht beinahe so aus, als würde überhaupt nur noch für sie bei uns gearbeitet, mit großen Worten und klingenden Phrasen, mit viel Geschrei und wenig Wolle. Wir sollen eins, zwei, drei, glücklich gemacht werden durch ein neu entdecktes feudal-modern-patriarchalisch-sozialistisch-absolutistisch-romantisches Allheilmittel, jede Stunde einen Theelöffel voll, mit reichlichem Wasser verdünnt; wir sollen so glücklich gemacht werden, wie Schmalfeld, Meyer und von Schultze es nur irgend wünschen können. Eine beneidenswerthe Aussicht. Und während ob solcher herrlicher Hoffnung alles in bezechter Wonne schwimmt, während das ganze heilige römische Reich deutscher Nation sich bei einem großen Banausenkommers in Permanenz erklärt, kommen die fatalen Friedenstörer und wollen uns einen großen Mann, einen ohne Gattungnamen, wieder auf den Nacken laden, kaum, daß wir ihn glücklich los-

geworden sind, diesen unangenehm großen Mann mit den prachtvollen Tragödienfehlern und dem einzig gearteten Künstlertemperament. Kann nicht geduldet werden, darf nicht geduldet werden.

Darum schnell eine neue große Wahlversammlung einberufen. Nieder mit der Bismarckpartei, mit der Partei, die in Bismarck nicht den Schutzzöllner, nicht den Kartellpapa, nicht den Diplomaten, auch nicht einmal den Reichschöpfer bewundert, sondern die mächtige, gewaltig an sich fesselnde Individualität, die auf die Sozialreform-Automaten beinahe beleidigend herabschmunzelt. Die Genossen Schmalfeld, Meyer, von Schultze haben das Wort zur Bekämpfung der Pferdekandidatur, und sie rufen!

„Und weil ich ein Esel, so rath' ich euch,
Den Esel zum König zu wählen;
Wir stiften das große Eselreich,
Wo nur die Esel befehlen.

Wir alle sind Esel! I—A! I—A!
Wir sind keine Pferdeknechte.
Fort mit den Rossen! Es lebe, Hurrah!
Der König vom Eselgeschlechte!“

So sprach der Patriot. Im Saal
Die Esel Beifall rufen.
Sie waren alle national
Und stampften mit den Hufen.

20. 4. 91.





# V.

# Gips.



Es war am 9. Mai, Vormittags zwischen zehn und zwei Uhr. Die Koffer waren schon gepackt, denn die großen Ferien für die schlimmen parlamentarischen Schulschwänzer sollten an demselben Tage noch angehen. Vorher waren nur noch die Forderungen für Kamerun, für das Reichsversicherungamt und für das neue Reichstaggebäude zu erledigen; ferner war eine Aenderung des Invaliditätgesetzes, ein Vertrag mit Italien und die Generalakte der Antisklaverei-Konferenz zu genehmigen, endlich die Entscheidung über die Steuern auf Zucker und Spirituosen zu treffen. In vier Stunden war die ganze Arbeit gethan, und die Volkvertreter konnten im schönen Bewußtsein der erfüllten Pflicht zu den heimischen Aeckern die kostenfreie Fahrt lenken. Ehe sie aber schieden und das Vaterland verwaist zurückließen, bescheerten sie uns zuvor noch eine lustige Debatte, deren Angedenken für alle Zeit bewahrt bleiben sollte: Die Gipsdebatte.

Das neue Reichstaggebäude soll eine Wandelhalle und die neue Wandelhalle soll Ornamente erhalten. Darüber herrscht allgemeine Einigkeit. Aus welchem Stoff aber sollen die Ornamente angefertigt werden? Aus istrischem Kalkstein, sagen die Einen; aus Gips, wünschen die Anderen. Gips ist billig, Kalkstein ist theuer; aber Gips ist auch unechtes und Kalkstein ist echtes Material. So wenigstens dachte man bis zum 9. Mai, Vormittags zwischen zehn und zwei Uhr; denn man erinnerte sich, daß der Kalkstein von der Natur geliefert wird, während Gips ein künstlich verarbeitetes Pulver ist, das vom Stein nur den Schein borgt.

Unter den vielen großen Verdiensten des Herrn von Boetticher ist es vielleicht das größte, daß er diesen Irrglauben endgiltig beseitigt hat. Der Herr Staatssekretär im Reichsamt des Innern erhob sich nämlich zu einer oratorischen Gipsverherrlichung von geradezu epochemachender Bedeutung. Für Herrn von Boetticher hat die Bezeichnung „echtes Material“ keinen Sinn, denn er kann nicht zugeben, daß „das eine Material echter ist als das andere“. Der Sitzungbericht verzeichnet an dieser Stelle den Zuruf: „Sehr richtig! rechts.“ Der Stellvertreter des deutschen Reichskanzlers und die konservativen Parteien des deutschen Reichstages haben also gemeinsam festgestellt, daß zwischen Gips und Kalkstein ein Unterschied überhaupt nicht existirt und daß als Stein zu betrachten ist, was wie Stein aussieht. Ob Herr von Boetticher in jeder Lage seines Lebens bereit gewesen wäre, Alles, was glänzt, auch für Gold zu nehmen, — danach hat ihn leider die Kalksteinpartei

nicht gefragt. Hoffentlich holt der Abgeordnete für die Hamburger Nachrichten später diese Unterlassung nach. Vorläufig wurde der Herr Minister nur an seinen verstorbenen Kollegen von Goethe verwiesen, der in seiner „italienischen Reise“ mehrfach von unechtem Material gesprochen und der Bezeichnung also doch wohl einen Sinn beigelegt hat. Was aber kümmert Herrn von Boetticher, der nicht nur die festeste Stütze der Reichsregierung, sondern obendrein noch ein Skatspieler von hervorragendem Talent ist, von Goethe und seine italienische Reise? Soll der Vertreter des größten deutschen Bundesstaates vielleicht gar das Gutachten eines Weimaraner Diplomaten einholen, ehe er im Gipsstreit entschlossen Stellung nimmt? Das würde dann wirklich den Triumph des Partikularismus bedeuten. Und was kann von Weimar Gutes kommen? Nein, Herr von Boetticher ist durchaus der Mann, über amerikanisches Schweinefleisch sowohl wie über sogenannte künstlerische Fragen das entscheidende und erlösende Wort zu sprechen, und um ihm eine neue eklatante Genugthuung zu geben, sollte man ihn schleunigst à la suite des allgemeinen deutschen Gipsverbandes stellen.

Aber nicht formell nur, auch in der Sache hat der Herr Staatssekretär das Richtige getroffen. Alle moderne Kunst drängt zum charakteristischen Ausdruck, und charakteristisch läßt sich des neuen Deutschen Reiches Geist nur in Gips ausdrücken. Die eiserne Zeit hat Friedrich Spielhagen in einem merkwürdig schlechten Drama vergebens heraufzubeschwören versucht; die bronzene Zeit ist mit Bismarcks Rücktritt und mit Moltkes Tode als

abgeschlossen zu betrachten, und was jetzt im Anzuge ist, kann nichts Anderes mehr sein als das Gipszeitalter, die Epoche des stucco di lustro. Die ganze neue Herrlichkeit wäre rettunglos kompromittirt worden, wenn Herr von Boetticher einen Unterschied zwischen echtem und unechtem Material zugegeben hätte. Als Patriot durfte, als Minister konnte, als vom großen Indiskreten verfolgte Unschuld mochte er das nicht thun. Er plaidirte für den gegipsten Reichstag, er empfing ein „lebhaftes Bravo" zum Lohn, und mit stattlicher Mehrheit wurde die gegipste Volkvertretung beschlossen, für die auch Herr Richter sein korpulentes Ansehen einsetzte. Herr von Boetticher und Herr Richter vereinigten sich in dem weisen Wort: „Wenn der neue Reichstag nur gute Gesetze macht; der Stuck thut es wahrhaftig nicht."

Und er wird gute Gesetze machen, daran zweifelt nicht, deutsche Bürger und Bürgerinnen; er wird vielleicht noch viel bessere Gesetze machen als der alte Reichstag, der sich nach sechsmonatlicher Arbeitzeit von Schillers Todestage bis zu Schillers Geburtstage Ferien gegeben hat, bis zum 10. November, allwo er wieder, schrecklich, tagen wird. Der neue Reichstag wird Gipsstuck haben, weil auch das alte Schloß nur Gipsstuck hat, weil die Volkvertretung nicht echter ornamentirt sein darf als der Fürstensitz und weil die Welt an des neunzehnten Jahrhunderts Neige unter dem Zeichen des Gipses steht. Erst dann, wenn der bunte Stuck auf sie herablächelt, werden die Reichsboten gestimmt und bereitet sein, die gewaltigen Aufgaben zu lösen, die ihnen die Gesetzgebung der Zukunft nicht ersparen kann. Diese

Aufgaben gehörig zu formuliren, kann Niemand geschickter sein als Herr von Boetticher, der Gipsminister, ohne dessen Mitwirkung nach einem treffenden Wort des Herrn Professor Hans Delbrück eine gute Regierung überhaupt nicht denkbar ist, und den im Amte zu erhalten alle Parteien mindestens 350,000 ebenso gute Gründe haben.

Gewisse Institutionen freilich werden uns auch fernerhin erhalten bleiben müssen. So wird z. B. auch in Zukunft kein deutscher Bürger wählbar sein dürfen, der aus öffentlichen Mitteln eine Unterstützung empfangen hat. Wer etwa diese Bestimmung für veraltet halten und darauf hinweisen wollte, daß man in nicht so entlegenen Ländern als Almosenempfänger aus öffentlichen Mitteln doch immerhin Staatssekretär und Stellvertreter eines Reichskanzlers bleiben kann, der mag sich durch Herrn von Boetticher darüber belehren lassen, daß zwischen einem Minister und einem Abgeordneten denn doch ein größerer Unterschied besteht als zwischen Gips und Kalkstein. Bei gewissen Summen fängt eben die Geruchlosigkeit an, und wie es — nach Fiesko — groß ist, eine Krone zu stehlen, so ist es beinahe erhaben, mehrere Zehntausend Doppelkronen mit Würde anzunehmen, ohne ängstlich nach dem Ursprung zu forschen noch zu fragen. Wenn ein großer Gewinn im Skat liegt, warum sollte ein findiger Skatistiker nicht die richtige Karte tourniren? Freuen müßten die Bürger sich vielmehr, daß sie Minister haben, die nicht nur Sozialreformatoren, fett bepfründete Domherren und Welfenfondspensionäre sind, sondern auch Skatspieler von europäischem Ruf.

Etwas neuer als die Wählbarkeitbestimmung ist schon die Auffassung, die den Korrektor für den Inhalt einer Druckschrift verantwortlich machen will, neuer und, ich kann mir nicht helfen, auch bedenklicher. Man überlege nur freundlichst, welche ungeheure Rolle der Korrektor und die Korrektur im heutigen Deutschland spielen. Am Pfingsttage, so lehrt die Apostelgeschichte, hielten die Jünger des Herrn die erste Predigt mit Zungen, die zertheilet waren, als wären sie feurig; und Parther und Meder und Elamither, und die da wohneten in Mesopotamien und in Judäa, in Kappadozien, Pontus und Asien, in Phrygien und Pamphylien, in Egypten und Lybien, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber, sie hörten die Apostel mit ihren Zungen die großen Thaten Gottes reden, und einen Jeden verstand ein Jeder. Heute feiern wir wieder Pfingsten, und wieder wird in feurigen Zungen gar viel geredet; so aber Einer wähnet, die Rede verstanden zu haben, wird ihn am Tage nach Pfingsten der Korrektor eines Besseren überführen, und einsehen wird der Enttäuschte, daß die Zeiten der ersten Christen, die keiner Korrektur bedurften, dahin sind, trotz Tolstoi und Egidy und trotz dem preußischen Kultusminister Grafen von Zedlitz-Trützschler-Tolstoi, der da erklärt hat, zu allen Zeiten seien die größten Verbrecher zugleich auch die gebildetsten Menschen gewesen, und nur den Einfältigen gehöre das Himmelreich auf Erden. Allerdings verfiel auch diese Aeußerung des Unterrichtministers dem Schicksal der Korrektur und ward im Reichsanzeiger nicht mehr gelesen. Ohne den Korrektor geht es eben nicht mehr; er ist der wichtigste

Mann im neuen Staat der feurigen Zungen, und man sollte ihm nicht das Leben noch mehr erschweren, da er ohnehin jetzt genug zu verbessern hat und zu streichen. „Sie entsetzten sich aber Alle, und wurden irre, und sprachen Einer zu dem Andern: Was will das werden?“ (Apostelgeschichte 2, 12.)

Es entspricht nur dem Geist der Zeiten, wenn mitunter sehr hochgestellte Personen selbst das Amt des Korrektors übernehmen, wie das in dieser Woche just im goldenen Mainz am Rhein passiret ist. Hatten da zwei Offiziere auf offener Straße einen Wehrlosen niedergehauen, und die Zeitungen, alles Bösen böse Verbreiter, hatten den Vorfall in einiger petitzeiliger Entrüstung gemeldet. Da trat, auf dem gar nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Korrektur, der Herr Gouverneur von Mainz auf den Plan und verkündete, die Zeitungdarstellungen hätten zum großen Theil „als sehr übertrieben, gehässig und besonders auch als aufhetzend“ sich erwiesen. Na also! Was ist denn geschehen? Ein Lieutenant ist von einem Architekten schwer beleidigt worden; der Architekt hat die Satisfaktion verweigert, und so hat ihn denn der Herr Lieutenant eben niedergehauen. Das ist Alles, und darum das große Geschrei. Ein Glück noch, daß wenigstens die Kreuzzeitung das Recht auf Niederhauen als einen integrirenden Theil der patentirten Offiziersehre mit schönem Idealismus vertheidigt. Die Beleidigungklage, sagt der Freiherr von Hammerstein, ist für die Tiefenbacher gut, für Gevatter Schneider und Handschuhmacher; der Offizier trägt des Königs Rock, den das Volk bezahlt; er erhält aus den

Steuern des Volkes vom König direkt seinen Sold, nachdem der Soldat heißt, folglich steht es ihm frei, Jedermann aus dem Volke über den Haufen zu stechen, wenn er und sein bunter Rock beleidigt wurden. Ist das logisch oder nicht? Recht und Gesetz sind ja wunderschöne Dinge, so lange sie nicht mit den Idealen des modernen Ritterthums kollidiren. Recht und Gesetz sind von istrischem Kalkstein; die patente Ritterehre ist aus angestrichenem Gips gefertigt, eine Gesellschaftstütze in stucco di lustro, und ein Unterschied zwischen echtem und unechtem Material besteht nicht, sagt Herr von Boetticher, der im Tourniren und Turniren Muth und Kraft gestählt hat.

Hier bleibt für die Gipsgesetzgebung der Zukunft noch viel zu thun. Der Begriff der Satisfaktion und der Satisfaktionpflicht muß künftig unter allen Umständen die Basis der Rechtstaaten bilden. Ein erster Schritt zu diesem Ziel, auf's Innigste zu wünschen, ist durch die neu belebte Erörterung der Korpsburschenherrlichkeit bereits gethan worden, und die Kommission zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich wird hoffentlich die hier gegebenen Anregungen nicht in den Wind schlagen und vielleicht den Senior der Bonner Preußen für ihre Sitzungen kooptiren. Es war hohe Zeit, daß etwas in dieser Richtung geschah, denn die Begriffverwirrung hatte bereits riesige Dimensionen angenommen. Gab es doch schon Leute, die in dem ganzen Couleurwesen auf deutschen Hochschulen nichts Anderes mehr sahen als ein kindisches Ueberbleibsel aus der schlechten alten Zeit der holden

Trunken- und Raufboldenhaftigkeit; die den bunten Cereviskappen, den Kanonenstiefeln, den vielfarbigen Bändern und Bierzipfeln, den Ulmer Doggen und falschen Bernhardinern die Reverenz versagten! Die nicht einsehen konnten oder mochten, daß die Couleurstudenten den farbigen Stuck der Universitäten darstellen und also mit besonderer Hochachtung angeschaut sein wollen, im Gipszeitalter. Das ist nun anders geworden und ernsthafte Blätter beschäftigen sich selbst und ihre Leser heute wieder ernsthaft mit der Frage, ob denn nun die Korps oder die Burschenschaften den Preis verdienen im Wettkampfe der nationalen Jugend. Die Entscheidung ist nahezu eben so schwierig, wie die von Heine angeregte Disputation über die besonderen Vorzüge der Kapuziner und der Rabbiner; aber es ist schon die Thatsache mit Freude zu begrüßen, daß im Volke der Dichter und Denker wieder ernste Fragen von ernsten Leuten ernsthaft behandelt werden. Ob man nun die Burschenschaften für das echte, die Korps für das unechte Material ansehen, ob man es umgekehrt halten will, das ist nach dem erlösenden Wort des Ministers von Boetticher, der in den Listen der paukfeindlichen Welfen als alter Herr geführt werden sollte, unter Kommilitonen doch ganz egal. Die Hauptsache ist und bleibt die Feststellung, daß die Schmisse den Charakter bilden, und die Erkenntniß, daß nur der Bakkalaureus zum Gesellschaftretter taugt. „Dies ist der Jugend edelster Beruf!" Also Excellenz von Goethe in der modernsten Scene des Faust II.

Eine wahrhaft befriedigende Lösung dieser im eminentesten Sinne sozialen Frage wird sich allerdings nur auf dem jetzt mit Recht so beliebten Wege der internationalen Abmachung erreichen lassen. Auch auf dem Gebiet der Satisfaktiongesetzgebung wird Deutschland die Führung übernehmen müssen, und da gedeihliche und ersprießliche Reformen nur von oben kommen dürfen, sollten die Dynastien den Anfang machen. Sie sollten sich zu einem Elitekorps zusammenschließen, einen sorgfältig erwogenen Komment einsetzen, von Zeit zu Zeit einen größeren Renommirbummel durch die europäischen Gaue unternehmen, alljährlich tüchtig kommersiren und etwa vorkommende Differenzen Mann gegen Mann, ohne die Völker zu bemühen, an den Landesgrenzen auspauken, natürlich mit Binden und Bandagen, mit Armpolstern und Fechtbrillen wohl verwahrt. Kleine Könige unter achtzehn Jahren würden dann der Obhut der Fuchsmajore anzuvertrauen sein; bei jeder Krönung würde der Landesvater steigen und die Mütze durchbohrt werden, und nur nach dem Kommando des Präsidenten dürfte die Fidelitas anheben. Dabei verstünde es sich von selbst, daß Herrscher von zweifelhafter Legitimität in den Korpsverband nicht aufgenommen und etwa dem bulgarischen Neffen des Herzogs von Koburg und Santa-Chiara höchstens die Rechte eines Konkneipanten eingeräumt werden dürften, der, falls er bei dem Senior aller Reußen Aergerniß erregt, sich zu stärken hat und bei etwaigen Selbständigkeitgelüsten sofort von der Korona in den B.-V. zu erklären ist, ohne übrigens mensurfähig zu sein . . .

Man fabelt jetzt oft und gern von den Vereinigten Staaten von Europa, die den bedrohlichen Wirthschaftkampf mit der nordamerikanischen Union aufnehmen sollen. Die schneidigen Ideale der Gipszeit aber werden erst dann verwirklicht, die Stuckepoche wird erst dann erfüllet sein, wenn man das bisher ganz thöricht für echt gehaltene Material der bürgerlichen Rechtanschauung zum alten Trödel geworfen haben wird, und wenn an die Stelle des europäischen Konzertes, dessen Kapellmeisterposten augenblicklich vakant ist, der neue, verheißungvolle Coleurverband getreten sein wird:

Der europäische S. C.

v. c. f.

18. 5. 1891.





VI.

## Die beiden Leo.



Sie sehen einander gar nicht ähnlich, die beiden Leo. Hier der feine, kluge Kopf eines weltmännisch erfahrenen Priesters, List und Milde anziehend gepaart; dort ein gramvoll mächtiges Haupt mit feuchten Heilandaugen, die über das Irdische hinaus in mystische Nebel blicken; ein zarter und doch sehniger Körper hier, und dort eine stämmige Gestalt von grobem Knochenbau. Fließende Gewande aus köstlichem Stoff kleiden den Einen und die Tiara schmückt seinen Scheitel; in plumpschäftige Stiefel steckt der Andere eine derbe Hose, seinen Leib deckt ein dünnes Hemd, das geglättete Haar eine bäuerische Leinenmütze. Ein großer, verzärtelter Herr und ein leidender, armer Mensch: so treten sie äußerlich vor unseren Blick, der Zauberer von Rom und der Erlöser von Jasnaja Poljana, Leo XIII. und Lew Nikolajewitsch Tolstoi. Und jeder von Beiden verkündet, er habe den rechten, den wahren Glauben und das unverfälschte Christenthum, er allein.

Etwas wie eine Aehnlichkeit wäre vielleicht aufzufinden: Papa und Väterchen, beide umgeben ihr Dasein mit einer Legende. Der dreizehnte Leo spielt den Gefangenen im Vatikan und den verfolgten Märtyrer; Leo Tolstoi gefällt sich in der geräuschloseren Rolle eines arbeitsamen Mushik. Im Grunde führen Beide ein recht behagliches Leben, in der schimmernden Palaststadt der Eine, der Andere im schlichten Herrensitz. Die Gefangenschaft besteht in der Einbildung nur, und dem Bauern winkt, sobald er will, ein Herrendasein. Sie bedürfen der äußeren Symbole, der legendären Masken, der stolze Kirchenfürst und der demüthige Kirchenfeind. Die Martyrkrone lockt mächtig und die weltliche Depossedirung war für das zermorschte Papstthum ein Glück wie für Tolstoi die Verfolgung durch Pobedonoszew, den slavischen Torquemada. Auch des Herrn von Egidy ernste Gedanken wären ohne Echo verhallt, hätte die sächsische Regierung ihnen nicht durch die Verabschiedung ihres militärischen Verfassers eine freundliche Reklame gemacht.

Weit dehnt sich der Weg zwischen den beiden Leo: nahe dem Mutterlande der Inquisition thront der unfehlbare Papst, nach China und Indien wendet der Apostel von Tula das Auge. Wollten sie zum Zweck einer gelehrten Disputation zusammentreffen, sie könnten kein besseres Stelldichein wählen als das gelobte Land. Reiseroute ab Rom: Brindisi-Suez; ab Tula: Wladiwostok-Suez. Wo Nathan vor Saladin stand, müßte Lew vor Leo stehen, den er dann nicht mit einem parabolischen Märchen abspeisen würde. Solch' eine

Disputation könnte außerordentlich lehrreich und interessant werden und die heilige Stätte gäbe ihr den stimmungvollsten Hintergrund. Da sie nun aber Beide nicht reiselustig sind, muß man sich schon mit ihren schriftlichen Bekenntnissen begnügen und gelassen prüfen, was sie der sündigen Welt zu sagen haben.

Papst Leo hat eine Encyklika über die soziale Frage von sich gegeben, ein umfangreiches Aktenstück, dessen deutschen Wortlaut die „Germania" zuerst Gläubigen und Ungläubigen mittheilen durfte. Leo Pecci ist schlau und wußte oft sich in die Welt zu schicken; er hat mit Bismarck einen modus vivendi gefunden, mit der französischen Republik seinen Frieden gemacht, und noch in der letzten Woche hat er in der Gegend von Toulouse die Fastenzeit durchbrechen lassen, um den Katholiken die Theilnahme an den fetten Festmahlen zu Ehren des in kombinirten Rundreisen mit den legitimsten Monarchen wetteifernden Präsidenten Carnot zu ermöglichen. Diesmal aber war doch der Kluge klug genug, nicht klug zu sein. Die soziale Frage, die alle Welt beleckt, wollte er kirchlichen Zwecken dienstbar machen; etwas wie eine Vermählung von Sozialismus und Katholizismus mochte ihm vorschweben und das Ziel zeigen, durch einen Tropfen demokratischen Oeles der Tiara neuen Glanz zu verleihen. An diesem Vorhaben mußte auch der Klügste scheitern. Wenn sieben Kardinäle sich sieben Jahre plagten, sie könnten doch nimmermehr den Beweis für den sozialreformatorischen Beruf der katholischen Kirche erbringen.

In einem aus Gut und Böse, aus Ehrlichkeit und

Jesuitismus wunderlich gemischten Buche — „Ein Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk" *) — wird unter hundert anderen auch eine recht hübsche Anekdote vom Papst Benedict XIV. erzählt. Als nach seiner Erwählung der frühere Kapuziner auf die Loggia der Peterskirche hinaustrat und auf das dichte Gedränge zu seinen Füßen hinabsah, da rief er aus: „Welche Menge von Menschen. Wovon lebt nur all' das Volk?" „Der Eine betrügt den Anderen," erwiderte ein weltläufiger Kardinal. Und der Papst fand, indessen er segnend die Hände erhob, das selbstzufrieden stolze Wort: „Ed io li buggero tutti! Und ich betrüge sie Alle!"

Mit ungeschwächten Kräften setzt Leo XIII. das Geschäft des vierzehnten Benedikt fort. Nur die Firma ist verändert, einige neue Artikel sind angeschafft worden: der Syllabus, das Unfehlbarkeitdogma, der Unbefleckten Empfängniß, im Uebrigen blieb es der alte Kramladen für zahlungfähige Fromme ohne Unterschied der Nationalität. Jetzt soll das reich assortirte Lager abermals vermehrt werden, durch billig, zum Selbstkostenpreise abzugebende soziale Heilslehren. So wenig wie Benedikt hat Leo eine Ahnung, „wovon all' das Volk lebt". Schon in seinem sozialpolitischen Antwortschreiben an Wilhelm den Zweiten hatte der Papst den unfehlbaren Irrthum ausgesprochen: „Weil die Gesellschaft die religiösen Grundsätze aus dem Auge verloren, vernachlässigt und verkannt hat, sieht sie sich bis in ihre Fundamente er-

---

*) Leipzig, C. L. Hirschfeld.

schüttert." Wie soll auch der Gefangene im Vatikan wissen, daß nicht Philosophie oder — was dasselbe ist — Religion den Lauf der Welt zusammenhält, sondern „das Getriebe durch Hunger und durch Liebe"? Wenn er in seiner langathmig leeren Encyklika durch religiöse Arcana die sozialen Kämpfe beschwichtigen will, so hat ihm schon der zum blassen Idealisten verfälschte Schiller die Antwort gegeben:

„Was die Herren da schwatzen! Der Magen und was noch thut Alles,
An zwei Gliedern nur hängt die moralische Welt."

Papstthum und Volkwirthschaft gibt keinen Reim. Unter dem Krummstab hat durch die Jahrhunderte der Hunger gehaust und das heulende Elend, das bezeugt der Blick auf den alten Kirchenstaat und auf das neue Belgien, das schwarze Land der Kutten und Kohlen. Die Päpste und ihre Handlanger haben „sie alle betrogen", sie haben den Betrug in ein System gebracht. Der freien Forschung, der kulturförderlichen Wissenschaft haben sie widerstrebt, Thesen haben sie mit Scheiterhaufen, muthige Wahrheiten mit dem großen Kirchenbann beantwortet und daneben doch von allen Kulturfortschritten klüglich profitirt, zu eigenem Behagen und in maiorem dei gloriam, zur größeren Ehre ihres mit heidnischen Lappen kunterbunt herausstaffirten Gottes. Friedrich Vischer traf den Nagel auf den Kopf, da er in seinen Aphorismen*) schrieb: „Immer auf's Neue muß ich mich wundern, daß ein eifriger Katholik unsere moderne Tracht tragen, Eisenbahn, Telegraph, Buch-

*) Altes und Neues. Neue Folge. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

druckerkunst, alle Fortschritte unserer Mechanismen benutzen mag. Alle diese Formen widersprechen schlechtweg den Voraussetzungen, der ganzen Grundlage seines Glaubens und Wollens." Derselbe Widerspruch geht durch die neue päpstliche Encyklika: der Kirche wird der Vorrang auf dem Gebiete der modernen Sozialpolitik zuerkannt, und zwischen den Zeilen steht doch zu lesen, daß die Kirche in den allzu langen Epochen ihrer Allmacht nichts, rein gar nichts zur Linderung der sozialen Noth vermocht hat. Wie es im Mittelalter aussah, das mag man im dichterischen Spiegel Goethes erschauen: während die empörten Bauern nach Brot brüllen, feiert man in der bischöflichen Pfalz leckere Gastereien. Zu allen Zeiten hat die Kirche einen guten Magen gehabt, und niemals hat die Sorge um die Noth der gemeinen Menge ihren süßen Verdauungschlummer gestört.

Nicht hier aber würde Lew's Polemik gegen Leo einsetzen. Die Kulturfeindschaft der Klerisei ist allmählich zum Gemeinplatz geworden, den man nur noch in Leitartikeln verschämt unterbringen kann. Und der Mann von Jasnaja Poljana hat gewiß nicht das Recht oder den Wunsch, mit irgendwem über Kulturhaß zu hadern; er haßt sie selbst inbrünstiger denn irgend ein Pfaffe, die „verfluchte Wissenschaft", und in der trotzdem ungeheueren Kreutzersonate hat er ihr Sündenregister aufgestellt. Von dieser im Animalischen erschütternden Ehetragödie würden die ehelosen Beamten des Römerthums nichts verstehen, mindestens ex officio nichts verstehen dürfen. Aber sie sollten ihn hören stärker

beschwören, wenn Lew Nikolajewitsch den Päpstlichen seine rücksichtlos offenen Gedanken über Staat und Kirche*) vorlesen würde. Da erst möchte sie lustig werden, die Disputation von Jerusalem.

Leo des Dreizehnten Sozialpolitik interessirt die Welt nicht und die hierarchische Anmaßung, die sich über staatliches Recht und Gesetz dreist, doch nicht gottesfürchtig erhebt, ist eine alte Geschichte, die niemals neu war. Spaßhaft ist es nur, zu sehen, wie der Pontifex Maximus auf Petri Stuhle der evangelischen Grundlehre direkt in's Gesicht schlägt. Nicht nur Lew Tolstoi, selbst August Bebel steht dem Christenthum Christi näher als der Statthalter des Höchsten, und wieder muß man an Friedrich Vischer denken und an sein Wort: „Der Katholizismus ist an das Heidenthum anbequemtes, darüber selber Heidenthum gewordenes Christenthum."

Der Papst tritt dem Kollektivismus und Kommunismus, weitschweifig noch mehr als nachdrücklich, entgegen. Die ersten Christen waren Kollektivisten und Kommunisten. Der Papst empfiehlt eine Reihe von übrigens längst bekannten und meist schon verwirklichten Einrichtungen, die eine Verbesserung im irdischen Loose der Armen herbeiführen sollen. Auch der Stifter des Christenthums ließ die Mühsäligen und Beladenen zu sich kommen; aber nicht irdische Verbesserung verhieß er ihnen, sondern getröstete sie auf reiche Belohnung im Jenseits und pries sie um ihre Leiden, deren jedes ihnen ein Anrecht auf himmlische Ehren erwarb. Wie kommt

*) Berlin, Cassirer & Danziger.

der Papst unter die Sozialreformatoren? Will er der großen konstantinischen Kaiserlüge, die vom Konzil von Nicäa an fortzeugend Unheil hat geboren, ein neues, modernisirtes Mäntelchen umthun? Ein vergebliches Bemühen, der Anfang vom Ende. Da der Statthalter Christi sich in eine durchaus materielle Frage verirrte, da er den an sich schon unchristlichen Begriff seiner „Kirche" zur Erreichung irdischen Vortheils offen einsetzte, gab er sich selbst auf und die eigene Daseinsberechtigung. Christlich hätte er gehandelt, und die Welt priese ihn als ein religiöses Genie, wenn er den ekklesischen Schatz den Armen geöffnet, allem Gepränge entsagt und der priesterlichen Völlerei ein Ende bereitet hätte. Billiger freilich und weitaus bequemer ist sein Staatsozialismus, der von allen Besitzenden Opfer heischt, nur nicht von seiner schwarzen Armee und von ihrem Generalstab, von Loyola's wilder, verwegener Jagd. Es mag hingehen, daß ein Papst nicht weiß, „wovon all' die Leute leben", daß er von den ökonomischen Lebensbedingungen auch nicht einmal dämmernde Ahnung hat; wenn Rom aber gegen Nazareth mobil macht, wenn es eine Leidensreligion, einen Kultus der Schwachen zu eigensüchtigen Propagandazwecken mit den derben Surrogaten der Arbeiterschutzgesetzgebung verfälschen will, dann bleibt uns nur die Wahl, aus vollem Halse zu lachen oder gegen den Krummstab den Krückstock zu Hilfe zu rufen, den alten Fritzen und rationalistischen Voltairianer mit seinem zornigen Ruf:

„Sors des cendres, Rome païenne,
Va confondre Rome chrétienne
Et ses prêtres ambitieux!"

Ein Glück nur für alle Kämpfer gegen Rom, daß es Preußens größter König war, der wider tous ces frauduleux pontifs gewettert hat. Kein staatlich bestellter Korrektor wird dieses Aufbäumen der Wahrheit gegen die pompöse Lüge auszutilgen vermögen.

Der slavische Lew ist ein anderer Kerl als der römische Leo. Es ist sicher, er rechnet mit einem sittlichen Idealismus, der immer der Mehrzahl der Menschen fremd bleiben muß; aber er hat doch wenigstens Ideale, hindostanische meinetwegen, während man in Rom nur praktische und taktische Kniffe und Pfiffe kennt. Tolstoi ist konsequent; den unausweichlichen Weg vom unverfälschten Christglauben zum sanften Kommunismus hat er stracks zurückgelegt. Er widerstrebt nicht dem Uebel, er sucht es auf; er sieht in der hierarchischen ἐκκλησια nur einen pfäffischen Trug; der Begriff „christlicher Staat" ist ihm eben so unfaßbar wie der Begriff „heißes Eis", denn „es gibt entweder keinen Staat, oder es gibt kein Christenthum". Mit ihm kann man marschiren, denn man weiß genau, wohin er führt; ihn kann man bestreiten, denn sein Wollen hat er ernst und muthig bekannt. Wer aber will den Zauberer von Rom unter seinen tausend Verkleidungen packen? Mit der katholischen Kirche ist es wie mit den Zeitungen: diese werden von den Abonnenten redigirt, jene wird von den Gläubigen beherrscht, von der Gemeinde. Leo XIII. glaubt zu schieben, und er wird geschoben. Wohin? Wer weiß es und — wer sagt es?

Durch die müde Kulturwelt geht ein todwundes Stöhnen nach neuem Glauben. Schon lange währt es,

in der Romantik trank es sich einen wüsten Rausch und seiner Katzenjämmerlichkeit großer Poet war Heinrich Heine; in dem bohrte jene piété sans la foi, deren Verkünder heute Jules Lemaitre geworden ist, einer der feinsten Europäer. Neue Opiate sollen jetzt dran und von dem slavischen Aufklärichtfeinde borgt der in Trübsinn verfallene Gallier sein Fläschchen, drin mildflüssig die Mitleidenessenz lockt. Den deutschen Markt überschwemmen theologische Schriften; der Schwache, der Arme, das Weib rüsten zu neuer, zu schrecklichster Tyrannei; eine zweite Reformation kündet vernehmlich sich an. Und die Pfaffen aller Konfessionen zetern über den Geist des Unglaubens, spotten ihrer selbst und wissen nicht wie, und der römische Bischof versendet eine soziale Encyklika im Prachtband, die den Tolstoïsten und Sozialisten nur ein letztes mitleidiges Lächeln abzwingen kann für den armen, papiernen Papst, der sämmtliche Evangelien und die brenzlige Geschichte des Katholizismus obendrein vergessen hat, über die deutsche Gewerbenovelle.

24. 5. 1891.





VII.

# Franco-Russe.



Um dieselbe Zeit etwa, da die deutschen Zeitungen täglich mit niedlichen Anekdötchen das Scheitern der französischen Ausstellung in Moskau und das nahe bevorstehende Ende der franco-russischen Sympathien ihren schmunzelnden Lesern bewiesen, hatte mein Weg mich nach Marseille geführt. So ungestüm tobte der Mistral und so freigebig spendete er körnigen Sand, daß der sonst recht behagliche Aufenthalt in dem bunten Boulevardtreiben der Canebière bald unerträglich wurde. Das Theater lag schon im Sommerschlaf, als einziger Zufluchtort winkte der Krystallpalast, auf dessen Anschlagzetteln allerlei Spezialitäten gar verlockend sich ankündigten. Es war kein verlorener Abend. Die Vortragkunst — l'art de bien dire, die allmontäglich beim guten Sarcey wiederkehrt — ist den Franzosen noch nicht verloren, und auch Der freut an dem fein pointirenden Vortrag eines Paulus oder Kam Hill sich, dem die derbe Vergnüglichkeit unserer einheimischen Tingeltangelkünstler längst schon nichts mehr sagt. Und da das ganz und gar demo-

kratisch zusammengesetzte Publikum sich musterhaft benahm, da selbst auf dem reichlich und schön beschickten Liebemarkt graziöse Leichtfertigkeit eher als schamlose Aufdringlichkeit herrschte, so gab es genug zu beschauen und zu bedenken. Plötzlich entstand wüthendes Beifallgetöse: Auf der Bühne war ein älterer, fetter Herr erschienen, ein ausrangirter Operntenor mit der studirten Vornehmheit eines Zahlkellners und den unschönen Resten einer kehltönigen Brüllstimme. Was er sang, war Schrecken, und seine offenbare Beliebtheit verkürzte rasch meine Hochachtung des marseillaisischen Kunstverstandes. Den Text seines hymnisch getragenen Liedes hatte ich nicht zu erlauschen vermocht und begriff erst, als der ausgediente Provinz-Raoul, hart an die Rampe tretend, seinen Refrain in's Publikum schmetterte:

„Dieu protège la sainte alliance
Entre la Russie et la France!“

Nun brach das Beifallgewitter los, immer wieder mit gleicher Wucht, nach jedem der sechs Verse. Der feiste Barde hatte den Haupterfolg des Abends. Und wieder einmal bestärkte sich mir der alte Vorsatz: nichts, aber auch gar nichts von alledem zu glauben, was in den Zeitungen steht. Denn die sagen niemals, was ist, sondern immer nur, was ihre Abonnenten zu hören wünschen und was auf dem Sandwege ihrer Parteilichkeit wohl erblühen könnte. Die Abonnenten aber und die Heerdentreter wollen hören und weiter verkünden, daß Deutschland von Tag zu Tag mehr sympathische Freundschaft gewinnt, daß es allein die Geschicke der Welt bestimmt, und daß seine Gegner eine zerfahrene Horde von

Schelmen und Talglichtefressern bilden. Beim Morgenkaffee und vor dem Abendbrot erfreut so etwas den Philister, und ein großer Aufwand von Spezialkorrespondenten und eigenen Drahtberichten wird verthan, auf daß so harmlose Freude ja niemals fehle. Die Quittung in der einen, den Palmenzweig in der anderen Hand, steht der Abonnent, ein absoluter Monarch, an des Jahrhunderts Neige, in edler, stolzer Männlichkeit, der reifste Sohn der Zeit; und sein Buchstabenglaube ahnt nicht, daß er von früh bis spät belogen wird.

Es ist nämlich Alles nicht wahr. Weniger als je zuvor liebt man uns heute; trotz den Bündnißverträgen und den Fürstenreisen liebt man uns nicht in Italien, nicht in England, nicht in Holland und kaum im kleinsten Theile von Oesterreich. Zur Bismarckzeit fürchtete man uns; jetzt ist diese Furcht bereits etwas im Schwinden, und die neuen Sympathien, die angeblich die Stelle der Furcht eingenommen haben sollen, die kümmern nur in der papiernen Welt mühsälig dahin. Das klingt nicht sehr lieblich, aber es hat den Vorzug, den Thatsachen zu entsprechen. Man liebt uns weniger als je zuvor; denn zu den wirthschaftlichen Ursachen der Antipathien hat in allerneuester Zeit ein lärmsüchtiges, phrasenhaftes Wesen sich gesellt und ein unruhiger Alleweltbeglückungwahn, den man im Auslande allmählich zu belächeln beginnt. Früher ärgerte man sich an den Deutschen, weil sie aus den schlechten Erwerbverhältnissen ihrer Heimath in die Fremde hinausstrebten und dort durch Unterbietung der geltenden Lohnansprüche die Eingeborenen zurückdrängten. Heute verstimmt das Geräusch,

das sie verüben, und das Sedanlächeln, mit dem sie oft genug, toastirend und bankettirend, durch die Lande schreiten. Ist es wirklich ein so großes Wunder, wenn ihr Beispiel endlich Nachfolge findet? Wenn auf die mit einiger Skepsis nur erwiderten Liebewerbungen um England der große Taumelrausch von Kronstadt und Moskau folgt? — In Kissingen hat man einige Ursache zum Triumph. Wie das Regime Bismarck sich niemals gestattet hätte, einen Botschafter und eine Kaiserin um etliche französische Bilder zu bemühen, so hätte es auch Europa den Tag von Kronstadt erspart.

Die franco-russischen Sympathien sind nicht von gestern und vorgestern. Längst schon war die russische „Gesellschaft“ völlig französirt, längst hatten die Literaturen beider Länder zu beiden Theilen fruchtbarem Gedankenaustausch sich gefunden. Nicht ohne Byron nur, auch ohne Musset ist ein Lermontow undenkbar, dessen Angedenken in den letzten Julitagen vom ganzen Zarenreiche geehrt wurde. Was die ersten gallischen Sozialphilosophen, was Saint-Simon, Fourier, Proudhon für die russische Generation der vierziger Jahre bedeuteten, das wird den Franzosen heute durch Dostojewsky und Lew Tolstoi zurückerstattet. Die innige Freundschaft, die Männer wie Mérimée, Flaubert und die beiden Goncourt mit Turgenjew verband, darf man bei Seite lassen; denn der Dichter der „Väter und Söhne“ war zunächst ein Europäer, dann ein Liberaler und sehr spät erst ein Russe. Mit dem Raskolnikow erst und mit der Kreutzersonate drang die slavische Liebereligion in Frankreich ein und traf hier sofort auf eine

verwandte Geistesdisposition: auf eine erschöpfte Thatsachenmüdigkeit, eine enttäuschte Abkehr vom nüchtern robusten Positivismus und ein gewaltiges Sehnen nach neuem Glauben und neuer Frömmigkeit. Der ungeheuere Erfolg einer in ihrer posirenden Kränklichkeit doch so wundersam reizvollen Erscheinung, wie es die geniale Komödiantin Marie Bashkirtsew ist, spricht laut für die Verwandtschaft beider Literaturen.

Der Vicomte de Vogüé, dessen meisterhaften Essays die Russen in Frankreich ihren raschen Sieg und ihre mächtige Wirkung auf die jüngere Literatur, von Maupassant bis auf Huysmans und Barrès, verdanken, hat es offen ausgesprochen, daß er bei seinen Versuchen einer geistigen Verbindung der beiden Länder auch einen politischen Zweck verfolgt. Als man in Kronstadt toastirte, ward sein Name nicht genannt, aber der Akademiker hat ohne Zweifel um die sainte alliance größere Verdienste als etwa der Admiral Gervais, von dem die Welt vorläufig nur weiß, daß er immer „betäubt“, aber nie betrunken ist, daß er unglaubliche Mengen von Flüssigkeiten vertragen kann und daß der berühmte Käse nicht nach ihm benannt ist. So geht es immer: aus Tinte und Druckerschwärze wird ein Gedanke geboren, und irgend einem gut uniformirten Gervais spannt man die Pferde aus. Alle Gervais und Vogüé zusammen aber hätten nicht vermocht, den Zaren, der sein Staat ist, für ihre antideutschen Demonstrationen zu gewinnen, wenn der gefährliche Zauberer von Friedrichsruh noch seine diplomatischen Künste geübt hätte. Auch der blödeste Blick mußte erkennen, was Bismarck für Europa

bedeutete, an jenem denkwürdigen Tage, da der dritte Alexander stehend und unbedeckten Hauptes die Marseiller Hymne anhörte, in deren Text es heißt:

„Que veut cette horde d'esclaves,
De traîtres, de rois conjurés?
Pour qui sont ces entraves,
Ces fers dès longtemps préparés?“

Die Monarchen sollten Bismarck Altäre bauen, nicht nur die preußischen Könige, die sein Genie aus tiefster Unpopularität zu unerhörtem Glanze führte, sondern alle die Kronenträger, große und kleine. Paul Goehre berichtet in seinem nicht genug zu empfehlenden Buche „Drei Monat Fabrikarbeiter“ *) von dem einmüthigen erbitterten Haß, mit dem die sozialistischen Arbeiter den gestürzten Kanzler verfolgen. Dieser Haß ist gerecht, denn Bismarck war der einzige gefährliche Gegner der Sozialdemokratie in Europa. Für Bismarck gab es nur ein Ziel: die Stärkung und Befestigung der alten Monarchie. Diesen Zweck mußten ihm alle, auch die bösesten Mittel heiligen. Dazu brauchte er ein riesiges Heer und ließ von Zeit zu Zeit einen „Krieg in Sicht“ stellen und pikrinsäuerlichen Unfug anrichten; den Adel wollte er reich und zufrieden, das unbewegliche Kapital für den Nothfall gesund und leistungfähig, und so mußten hohe Zölle und Prämien herbei; er erfand das Wort von den Krypto-Republikanern und traf, trotz allem Gelärm, den Kern der Sache, denn der ekel-

*) Leipzig, F. W. Grunow.

hafte Byzantinismus sogenannter Freisinnsblätter übertönt doch die Thatsache nicht, daß der Mehrheit aller Liberalen die Frage: „monarchisch oder republikanisch" höchstens eine Zweckmäßigkeitfrage ist. Bismarck richtete seine Politik so ein, daß die Elemente zufrieden waren, auf die das Königthum unter allen Umständen rechnen kann, denn ihn umfing nicht der fromme Wahn, es sei möglich, alle Interessen zu versöhnen. Die Erfahrung spricht für den großen Gewaltthäter: heute, nach so vielen Konferenzen und Reformen, ist kein Mensch im Deutschen Reiche recht zufrieden; das Börsenbarometer zeigt andauernd auf schlechtes Wetter, und von Kronstadt her zieht drohend eine schwere Wolke über Europa herauf.

Der Zar wußte in dem Manne aus dem Sachsenwalde den starken — vielleicht den letzten starken — Schirmer der alten Monarchie zu schätzen. Mehr instinktiv, denn scharfe Verstandesarbeit ist seine Sache nicht. Der Charakter dieses Alexander ist für Europa noch immer ein Räthsel, von dessen Lösung die Ruhe des Welttheiles abhängt. Denn — darüber lasse man sich durch kein Preßgeplärre täuschen! — hinter dem Zaren steht Rußland, steht das ganze, neunzig Millionen umfassende Volk, das an dem Befreier vom Wucher, an dem orthodoxen Bauernkaiser mit ganz anderem Enthusiasmus noch hängt als an dem „Zarbefreier", dessen galanter Lebenswandel und dessen occidentale Sitten zu dem tadellos bürgerlichen Leben und stockrussischen Denken des Sohnes in entschiedenstem Gegensatze standen. Das kleine, von einem ehrsüchtigen Verwandten der Romanows befehligte Häuflein der Nihilisten ändert an

dieser Thatsache nichts. Mit Knütteln würden die russischen Bauern die Nihilisten totschlagen, an dem Tage, wo der Zar sie zur Hilfe ruft. Dann aber würden freilich zugleich alle die spärlichen Ansätze europäischer Kultur unbarmherzig zerstampft werden von der russischen Jacquerie. Rußland, das schon mitten darin ist in dem von Proudhon erträumten cäsarischen Sozialismus, hat heute noch den großen, den stark machenden Glauben, der unserer Skepsis längst schon verloren ist. Und weit größere Gefahr als von den Nihilisten droht dem Zarenreiche von der langsam an Boden gewinnenden Sekte der Stundisten, die von den deutschen Kolonien in Südrußland liberale und protestantisirende Ideen übernommen und dem Deutschenhaß der Panslavisten damit einen neuen Vorwand geliefert haben. Von diesen Verhältnissen hat man bei uns kaum einen dämmernden Begriff; man nimmt gläubig alle die albernen Zeitunglügen auf, die tagtäglich auf Redaktionkommando ersonnen werden, und behilft sich mit nichtssagenden Protesten gegen die Barbarei und die Kulturgefahr im östlichen Riesenreich. Und während so lustig gehetzt wird, während der wohlüberlegte Mittelkurs der auswärtigen Politik Bismarck's verlassen ist und durch allzu warme oder allzu kalte Strömungen ersetzt werden soll, konnte selbst ein politischer Dilettant, wie Herr von Freycinet, sein Ziel erreichen und das Band der franco-russischen Allianz knüpfen.

In hundstäglicher Erregung zerbricht man sich jetzt werthlose Köpfe darüber, ob die Allianz auf dem Papier steht oder nicht. „Auch 'was Geschriebnes forderst Du,

Pedant?" Wenn der deutsche Kaiser in London freundlich begrüßt wird, dann liest man: „Derartige spontane Ausbrüche der Sympathie wiegen ganz ungleich schwerer als geschriebene und gestempelte diplomatische Verträge." Wenn ein fast schon lächerlicher Jubelrausch an der Newa und an der Moskwa die französische Flotte empfängt, so heißt es: „Mögen die Herrschaften sich an vollbesetzten Tafeln verbrüdern, — derartige platonische Freundschaftbezeugungen bedeuten nichts, so lange der Zar einem bindenden Vertrage seine Unterschrift verweigert." Wenn der protestantische Kaiser Wilhelm in Petersburg das griechische Kreuz küßt, so ist das ein selbstverständlicher Akt interkonfessioneller Höflichkeit; läßt aber der katholische Herr Gervais sich vom Moskauer Archimandriten segnen, dann soll er ein würdeloser und lächerlicher Komödiant sein. Wen betrügt man denn hier?

Der Zar will heute noch keinen Krieg. Er kennt die Gräuel der Schlachtfelder und wird, schon um sein epileptisches Leiden ängstlich zu verbergen, den Frieden zu wahren versuchen. Er hält sich für den Gesandten des Herrn und treibt mit Pobedonoszew nationale und orthodoxe Politik. Mögen die Russen sich darob beklagen, wenn es ihnen Aerger bereitet. Uns sollte Rußland nebst Sibirien und den Judenaustreibungen „Hekuba" sein. Was geht es uns an, wie die Russen glücklich gemacht werden? Ausweisungen und Korruption und Elend und patriarchalische Regungen haben wir daheim im Ueberfluß. Und die einzigen Absolutisten, die bei uns auch offiziell noch herrschen, die Zeitung-

abonnenten, sollten endlich einmal dem verlogenen Unfug ein Ende machen, der hetzend und höhnend und schwatzend nach Spaltenfutter sucht. Man liebt uns nicht, aber wir sind stark. Und wir könnten uns den behaglichen Luxus gestatten, in gelassener Ruhe dem Weltenlauf zuzuschauen, ohne durch unaufhörliches Getöse die neue Mode des politischen Toastirens zu fördern, bei der es schließlich doch nicht ohne zerbrochene Gläser abgehen wird. Wie die Dinge jetzt stehen, muß man beinahe schon einen Krieg befürchten, in dessen Schlachten jede der demonstrirenden Mächte um den hohen Ruhm streiten wird, des Weltfriedens aufrichtigste Freundin zu sein.

9. 8. 1891.





VIII.

# Der Fall Klausner.



Auf meinem Schreibtisch häufen sich die anonymen Briefe. In sehr freundlichem und in sehr unfreundlichem Tone werde ich aufgefordert, vor den Lesern der „Gegenwart" den Fall Klausner zu erörtern, auf daß ich nicht in den Verdacht gerathe, „Sie hätten sich nun auch jener elenden Clique angeschlossen, die Sie bis jetzt mit so unbarmherziger Rücksichtlosigkeit bekämpft haben." Dieses ist ein Citat, und eines von den sanftmüthigsten. Andere Sendschreiben wiederum legen mir die Frage vor, ob es mir denn gar so schwer werde, Herrn Barnay einmal „Recht geben" zu müssen. Diese frankirten Mahnungen beweisen, daß für den Fall Klausner, der sich während meiner Urlaubzeit abgespielt hat, noch immer ein lebhaftes Interesse vorhanden ist. Und dieses Interesses freue ich mich aufrichtig, denn es gibt mir erwünschte Gelegenheit, wieder einmal die Beziehungen zwischen Theater und Presse aus der Nähe zu betrachten.

Es ist genau ein Jahr vergangen, seit der große Krach über die Berliner Presse hereinbrach. Ein unerschrockener Mann, Herr Dr. Franz Mehring, hat seine Existenz daran gesetzt, die tief eingefressene Korruption mit ätzender Säure und glühendem Eisen auszubrennen. Im August 1890 hatte Mehring das für einen deutschen Publizisten gewiß glänzende Einkommen von 10,000 Mark im Jahr; heute ist er ohne Anstellung, und kein bürgerliches Blatt wird ihm auf absehbare Zeit seine Spalten öffnen. Das ficht den Tapferen nicht an: freiwillig hat er, als man ihn mundtot machen wollte, seinem behaglichen Posten entsagt, um der guten Sache zu dienen, für die er den Kampf einmal aufgenommen hatte. Und diesen weißen Raben unter den Journalisten versuchte der unsaubere Klüngel vor der Oeffentlichkeit als einen charakterlosen Soldschreiber hinzustellen, der um Zeilenlohn den verschiedensten Parteirichtungen seine Dienste geliehen habe. Heute mag der Versuch die Herren wohl einigermaßen gereuen; denn in einer glänzenden und in ihrer lückenlosen Logik bezwingenden Streitschrift hat Mehring nicht nur sein eigenes Verhalten über jeden Zweifel hinaus gerechtfertigt, er hat auch zugleich mit seinen hinterlistigen und skrupellosen Angreifern eine Abrechnung gehalten, von deren verheerender Wirkung sie vorläufig sich noch nicht erholt haben. Wer unsere hauptstädtischen Preßverhältnisse gründlich kennen lernen will, dem sei die Schrift „Kapital und Presse" *) an's Herz gelegt. Das in überzeugtem und darum überzeugendem

---

*) Berlin, Kurt Brachvogel.

Stil geschriebene Buch hat zwei Mängel: es beweist uns nicht bündig genug, daß die erbarmunglos aufgedeckten Uebelstände im Kapitalismus wurzeln, und es sündigt im letzten, der „Philosophie und Poesie des Kapitalismus" gewidmeten Abschnitt gegen die Grundgesetze der ästhetischen Kritik. Es war ein ungeheuerlicher Einfall Mehring's, Männer wie Friedrich Nietzsche und Theodor Fontane als kapitalistisch verseuchte Erscheinungen geißeln zu wollen. Wenn Nietzsche dem christlich-spiritualistischen Schwächekultus seine übermenschliche „Herrenmoral" entgegensetzt, wenn er den Starken, den Gesunden, den Artverbesserer zum Siege führen will, dann kämpft er ebenso wenig für die selbstsüchtig verfettete Bourgeoisie, wie das Fontane thut, wenn er — in seinem Meisterroman „Irrungen, Wirrungen" — eine Alltaggeschichte poetisch gestaltet. Von diesen beiden Punkten abgesehen, zu denen mein ganz subjektives Urtheil die Folge versagt, wird diese Schrift den Tag überdauern, als ein bedeutendes Dokument zur Kulturgeschichte der Hauptstadt und ihrer publizistischen Vertretung.

Es versteht sich eigentlich von selbst, daß die Schrift totgeschwiegen wurde. Die Angegriffenen, denen neben anderen Niedrigkeiten auch falsche Eide nachgewiesen waren, verhalten sich mäuschenstill, und die Tageblätter waren zu „vornehm", um von der Sache Notiz zu nehmen. Ausführlichere Besprechungen sind mir nur in den Blättern der Herren von Hammerstein und — Liebknecht begegnet; der feudale Freiherr, der die „Kreuzzeitung" ohne Furcht vor Regierungblitzen einzig und allein nach seiner fest im frommen Absolutismus wur-

zelnden Ueberzeugung leitet, fand sich wieder einmal mit dem Proletarierführer zusammen. Die Anderen, die sonst so tapfer können schmälen, wann thät' ein armer Junker oder Pfaffe fehlen, schwiegen nun ganz still und tobten ihre Entrüstunggewitter an Schienenflickern und Judenverfolgern aus. Es war ein erhebender Anblick.

Während alle Welt noch den Heroismus bewunderte, mit dem die Cliquenhäupter sich niedermachen ließen, während der Rütlischwur der Schweigegemeinde getreulich gehalten wurde, weckten zwei Ohrfeigen ein unsanftes Echo. Herr Ludwig Barnay wollte sie Herrn Max Albert Klausner verabreicht haben. Die Herren waren bisher treue Freunde gewesen; sie hatten im Falle Lindau Schulter an Schulter für das Gute, Wahre, Schöne gefochten, — nun prügelten sie sich. Was war geschehen, daß sie den ersten Grundsatz im Verkehr von Presse und Theater also vergessen konnten: Kindlein, liebet euch untereinander? Vier amüsante Flugblätter sollen uns darüber Auskunft geben: I. „Die Affaire M. A. Klausner." (Verfasser: Ludwig Barnay.) II. „Die Affaire Barnay." (Verfasser: M. A. Klausner.) III. „Die Affaire Barnay." (Verfasser: M. A. Klausner.) IV. „Die Affaire Klausner." (Verfasser: Ludwig Barnay.) Die Erlasse datiren aus der Zeit zwischen dem 14. Juni und dem 8. Juli 1891.

Herr Ludwig Barnay ist, wie alle Welt weiß, Direktor des „Berliner Theaters"; Herr M. A. Klausner ist, wie männiglich unbekannt, Redakteur des „Berliner Börsen-Courier". Das sind die handelnden Personen in diesem schlagkräftigen Puppenspiel. Herr Klausner ist

ein vielseitiger Herr. Wie sein Chefredakteur zugleich Bayreuth und die Börse als ständiger Gast und Berichterstatter beehrt, so begnügt sich auch Herr Klausner nicht damit, politische Leitartikel gegen Bismarck und für Völkerfreiheit in einem talmudistisch spitzfindigen Stil zu schreiben und gelegentlich für seinen hohen Gönner, den russischen Finanzminister Wyschnegradsky, ein lustiges Rubeltreffen zu liefern, wohl auch in deutschen Reichsämtern sich „inspiriren" zu lassen — o nein: sein Machtgebiet muß größer sein! Rubelkurs und hohe Politik füllt eines Posa Herz nicht aus. So ist denn der treffliche Herr Klausner auch Theater- und Literaturkritiker, und in dieser Eigenschaft hat er schon Dutzende von Schriftstellern niedergesäbelt, die dem gestrengen Herrn als sittenlos und gemeingefährlich erschienen. Denn im Punkte der Moral ist er sehr streng — gegen Andere. Uebrigens geht es den Toten, die er bestattet hat, fast ausnahmelos recht gut. Kurz: Herr Klausner hat von den Talenten des Muley Hassan (Fiesko, Act I, Scene 9) einen hübschen Theil ererbt, und man darf sich nicht wundern, wenn man ihn in den schwierigsten Fällen und für die kitzlichsten Aufträge zu Rathe zu ziehen pflegt. (S. auch Franz Mehring's Erklärung in der „Kreuzzeitung" vom 14. October 1890.)

Diesmal aber hat er seinen Meister gefunden. Eines schönen Junitages las Herr Direktor Barnay im „Börsen-Courier" eine sehr schlimme Kritik der ersten Aufführung von Shakespeare's drittem Richard. Die Kritik trug, da Herr Isidor Landau, der aus der Seele der Theaterdirektoren heraus, mildfühlend und mitleidig, zu schreiben

pflegt, verreist war, die wohlbekannten Initialen M. A. K. Herr Barnay wurde sehr nervös, denn Herr Klausner hatte an die im Prozeß Kainz gerichtlich festgestellte Thatsache erinnert, daß an gewissen Abenden von der Direktion des „Berliner Theaters" genau „239 Freibillets an eine Claque" vertheilt werden. Nun aber erinnerte auch Herr Barnay sich der interessanten Thatsache, daß Herr Redakteur Klausner zu seinen eifrigsten Freibilletabnehmern gehört hatte, bis ihm endlich das unverdrossen ausgenützte Privilegium entzogen worden war. Der schlaue Direktor ließ nachforschen und fand, daß an Herrn M. A. Klausner im Laufe von drei Jahren 314 Freibillets ausgehändigt worden waren, von denen — nach der völlig glaubwürdigen Versicherung des Kassirers — höchstens 40 nachträglich bezahlt wurden. Bleiben also 274 Freibillets. Ferner behauptete der Kassirer des „Victoriatheaters" — und seine Behauptung ist nicht angefochten worden —, Herr Klausner habe von dem Ausstattungtheater während einer Zeit von zwei Jahren mindestens 832 Freibillets bezogen. Macht zusammen 1106 Freibillets in zwei Jahren.

Ueber die weiteren Ereignisse können wir rasch hinweggehen. Auf sehr gravirende Indicien gestützt, behauptete Herr Barnay, Herr Klausner habe durch die böse Kritik der Richardvorstellung „seine Privatrache wegen gestrichener Freibillets gekühlt". Herr Klausner nennt Herrn Barnay daraufhin einen „unverschämten, verläumderischen Lumpen" und liest den betreffenden Injurienbrief seinen Getreuen im Literaturcafé vor. Herr Barnay ringt sich, wie er sehr niedlich schreibt, „in

schlaflosen Nächten und schmerzvollen Stunden" einige Mäßigung ab und leitet die Beleidigungsklage ein. Im Sühnetermin hat Herr Klausner die edle Dreistigkeit, von Herrn Barnay eine Buße von 8000 Mark — und zwar nicht in Freibillets! — und obendrein eine „demüthige Abbitte" zu fordern. Was nun geschah, ist in nächtiges Dunkel gehüllt. Herr Barnay druckt: „Ich fragte Herrn Klausner hierauf nochmals ausdrücklich: »Bleibt also der Lump auf mir sitzen?« und als er dies lächelnd bejahte und damit die schriftlich ausgesprochene Beschimpfung in Gegenwart des Schiedsmannes und eines von mir mitgebrachten Zeugen mir in's Gesicht wiederholte, war ich nicht mehr Herr meines Zornes und ohrfeigte Herrn Klausner rechts und links, wie er es verdient hatte." Zwei Männer, darunter der wunderliche Schiedsmann mit dem noch wunderlicheren Amtssiegel, bestätigten die „schallenden" und „tüchtigen" Ohrfeigen. Herr Klausner aber druckt: „Ich versichere hiermit auf mein Ehrenwort, daß die Hand des Herrn Barnay meine Wange nicht berührt hat.... Wer mich kennt, weiß zur Genüge, daß mein Temperament die Verhinderung einer sofortigen und unauslöschlichen Revanche nicht zugelassen hätte."

Ich genieße nicht den Vorzug, Herrn Klausner und sein Revanchetemperament zu kennen; aber es scheint mir auch ganz außerordentlich gleichgiltig, ob geohrfeigt wurde oder nicht. Der Unbefangene gewinnt den Eindruck, daß Herr Klausner in der That geschlagen und an dem Versuch einer „unauslöschlichen Revanche" durch die dazwischen tretenden Zeugen verhindert worden ist. Ein

solcher Schlag schändet nicht, und wenn ihn zehn Mal ein sehenswerther Schiedsmann amtlich bescheinigt. Ohrfeigen sind überhaupt keine durchschlagenden Argumente und durch einen Preisringkampf wird sich Schuld und Unschuld der feindlichen Brüder Barnay und Klausner auch nicht feststellen lassen. Nicht die Körperkräfte der mit Recht so geschätzten Herren interessiren die Oeffentlichkeit, wohl aber das Verhältniß von Presse und Theater, wie es hier an einem schallenden und tüchtigen Beispiel sich darstellt.

Herrn Barnay ist nach seiner schiedsmännlichen Heldenthat der Muth etwas gesunken. Er versucht, um es mit der Presse und insbesondere mit dem ihm „seit vielen Jahren befreundeten Redakteur Herrn Dr. J. Landau“ nicht ganz zu verderben, seinen Zwist als einen rein privaten hinzustellen, der mit den Beziehungen zwischen Theaterdirektor und Rezensenten nichts zu schaffen hat. Da war der Kluge klug genug, nicht klug zu sein. Nicht den Privatmann, sondern den Kritiker Klausner hat er einer ehrlosen Handlung beschuldigt und der Kritiker hat ihn deshalb beschimpft. Als er den Kampf mit dem Klausner begann, da hat Herr Barnay — vielleicht unbewußt und wider Willen — an einen der faulsten Flecken in unserem Theatergetriebe gerührt. Und das ist vorläufig seine beste Direktionsleistung.

„Wir wollen keinen Zweifel darüber lassen, daß es nicht die anständigen Publizisten sind, die in unersättlichem Freibillethunger alltäglich vor den Thüren der Theaterdirektoren winseln, die kleine und große Schauspielerinnen für ein Reklämchen erobern, bei Beleuch-

tungproben festessen, einem eitlen Komödianten jubiliren helfen und die Bühnenleiter tributpflichtig machen, durch Aufdrängung von Prologen, Stücken, Schauspielerinnen, Bearbeitungen und Uebersetzungen." Diesen Satz durfte ich rund ein Jahr vor dem Fall Klausner schreiben, denn damals war es mir längst schon bekannt, welche schwere Kontributionen die Berliner Bühnenleiter einem Theil der Preßleute zu bezahlen haben. Das System Klausner bedeutet kaum eine Ausnahme von der Regel. Neben den Premièrenbillets, über deren Berechtigung man meinetwegen streiten mag und von denen manche Blätter sechs, acht Stück und darüber konsumiren, werden auch an gewöhnlichen Abenden, an denen von einem kritischen Pflichtbesuche nicht die Rede sein kann, ziemlich regelmäßig Freibilletgesuche der Redaktionen den Theaterkassirern überreicht. Mit diesen Freiplätzen werden Verwandte oder Bekannte beglückt, mitunter auch, eine erweisliche Thatsache, unbequeme Gläubiger vertröstet oder befriedigt*). Und dann verwundert und entrüstet sich Herr Klausner, der angeblich für die Angestellten des „Börsen-Courier" gebettelt haben will, noch darüber, daß Herr Barnay „die Gewährung von Freibillets mit Besprechungen seines Theaters in Zusammenhang brachte". Als ob Herr Barnay die jämmerlich übersetzten Einakter und die einen Werth von mehr als 800 Mark darstellenden Bettelzettel des Herrn Klausner aus angeborener Herzensgüte

*) Vier Monate, nachdem diese Worte geschrieben waren, stellte Herr Dr. Mehring im „Vorwärts" fest, daß Herr Klausner an einen seiner Gläubiger „wöchentlich im Durchschnitte 10 bis 12 Theaterbillets im Preise von 30 bis 40 Mark" geliefert hatte!

honoriren sollte und nicht in der selbstverständlichen Annahme, durch Gefälligkeiten gegen den Redakteur das in den Börsen- und Bühnencoulissen beliebte Blatt zu Dank zu verpflichten. Jedem Unbefangenen muß es als eine wunderbare Dreistigkeit erscheinen, wenn ein Kritiker einen Theaterdirektor rauh anpackt, von dem er sich ganz gemüthlich, als müßte das so sein, Geldgeschenke machen läßt, um Onkel und Tante oder den ungeduldigen Schneider zu erfreuen. Ich möchte wirklich nicht pathetisch werden; aber ich denke, es versteht sich von selbst, daß eine ehrliche Kritik erst da anfängt, wo dergleichen unsaubere Bettelbeziehungen völlig ausgeschlossen sind. Und ich bin dieser Ueberzeugung der Zustimmung meiner anständigen Kollegen, deren es auch in Berlin glücklicher Weise noch einige gibt, gewiß. Man schimpft auf die Offiziösen, die sich von der Regierung oder von industriellen Verbänden subventioniren lassen, und in der Kunstkritik soll ein schmieriges Bettelgewerbe erlaubt sein?

Freilich, das Aergerniß kommt von oben. Wenn der Verein „Berliner Presse" — dem Mehring deshalb empfiehlt, sich gefälligst „Klingelbeutel" oder auch „Schnorralia" zu nennen — von reisenden Gastspielern und von Kunstpächtern Almosen erfleht, wenn er auf Kosten der Theaterdirektoren und Schauspieler seine Kassen füllt: woher sollen die ehrenwerthen Vereinsmitglieder bessere Sitten lernen? Es war denn auch der Gipfel der Komik, daß der Fall Klausner vor das sogenannte Ehrengericht der „Berliner Presse" kam. Die Herren Ehrenrichter traten abermals stockernsthaft zusammen und sprachen Herrn Max Albert Klausner bedingunglos frei. Das war ein harter Schlag für Herrn

Barnay, der vor demselben Ehrengericht im Vorjahre so wacker Zeugniß abgelegt hatte; aber der Schlag traf auch Herrn Klausner empfindlich, denn die große chemische Waschanstalt für fleckig gewordene Journalisten-Reputationen hat sich allmählich eine heitere Berühmtheit erworben, und ich sehe wahrlich schon die Zeit, da auch der Jüngstgereinigte über's Weltmeer ziehen wird, im eigenen Salonwagen, mit eigener Badewanne und eigener Bedienung. Namentlich die Badewanne sollte er ja nicht vergessen, denn Reinlichkeit ist auch für einen Kritiker das halbe Leben.

Die Theaterdirektoren aber mögen fortan die Freibilletgesuche der Klausneriden erbarmunglos in den Papierkorb werfen. Denn, Dank den Erfahrungen des letzten Jahres: die Diskreditirung des einst so stolzen Theaterringes hat so reißende Fortschritte gemacht, daß die Lobsprüche der annoch Ueberlebenden nachgerade gefährlich zu werden beginnen. Es ist traurig, aber wahr: das Publikum hält uns bereits Alle für — Mitglieder des Vereins „Berliner Presse“! Und es erwartet den Gegenbeweis, den ich für mein armes Theil hier zu liefern versucht habe.

* * *

In Nr. 33 der „Gegenwart“ vom 15. August d. J. hatte ich meine Ansicht über den „Fall Klausner“ ausgesprochen und es dabei als besonders komisch bezeichnet, daß auch dieser Fall vor die Ehrengerichtsbarkeit des Vereins „Berliner Presse“ gebracht worden ist. Meine Charakteristik des vom Verein beliebten Verfahrens hat nun ein Entrüstungstürmchen erregt, das bei einem festlichen Abendessen sehr plötzlich ausbrach.

Vierzig bis fünfzig Vereinsmitglieder waren erschienen, und zwei entrüsteten sich in bedenklichem Maße gegen mich. Auf Wunsch eines dritten Entrüsteten, der Badens halber noch abwesend war, hat nun, wie dem Verein nahestehende Blätter wissen wollen, der Vorstand gegen mich als Verfasser des fürchterlichen Artikels den „Strafantrag" gestellt. Auch darüber scheinen nun wieder andere ehrenwerthe Männer sich entrüstet zu haben. Und wirklich wäre es merkwürdig, daß die Presse selbst das Beispiel gerichtlicher Schritte gegen publizistische Leistungen gibt, wenn eben der Verein „Berliner Presse" irgendwie eine Vertretung journalistischer Berufsinteressen darstellte. Davon aber kann keine Rede sein. Dieser Verein ist ein geselliger Klub, und man kann von ihm nicht einmal verlangen, daß er publizistische Gebräuche höherer Ordnung kennt. Die Herren haben ihren „Strafantrag" auch auf den verantwortlich zeichnenden Herrn Verleger der „Gegenwart" ausgedehnt, denn sie konnten und können nicht wissen, daß ich weder vom Herrn Herausgeber noch vom Herrn Verleger jemals in meiner Selbständigkeit beeinflußt werde.

Das Recht auf Strafanträge kann also dem Verein „Berliner Presse" ganz gewiß nicht beschränkt werden und, was mich betrifft, so hätte ich um so weniger Neigung, dem Vorstand in's publizistische Gewissen zu reden, als er mir durch seinen Strafantrag eine wahre Herzensfreude bereitet hat. Schon das Wort „Strafantrag" hat mich mit heiterer Zuversicht belebt. Es ist ja an sich schon undenkbar, daß der vor der Oeffentlichkeit schwerer Mißbräuche beschuldigte Verein „Berliner Presse" eine Klage wegen formaler Injurie anstrengen

könnte. Ein hervorragender Jurist hat einmal als Staatsanwalt gesagt: „Die gewonnene Beleidigungsklage gibt dem Kläger nicht das Recht, zu sagen: man hat mich fälschlich beschuldigt, sondern nur: man hat von mir beleidigende Thatsachen erzählt." Und weiter: „Der durch Ungerechtigkeit Empörte klagt wegen Verleumdung, wegen formaler Beleidigung nur der durch die Veröffentlichung der unbequemen Wahrheit Geärgerte." Da aber zu manchen Zeiten manchmal Mancherlei möglich ist, so war schon der verheißene „Strafantrag" mir ein Labsal. Und ich freue mich bereits auf den umfassenden Wahrheitbeweis, den ich zur Erhärtung der von mir unter meinem Namen erhobenen Beschuldigungen antreten werde.

Von den Vorstandmitgliedern des Vereins „Berliner Presse" ist mir kein Einziger bekannt, und nur ein vollendeter Tropf kann mir daher den Vorwurf persönlicher Gehässigkeit machen. Wenn ich, und zwar nicht zum ersten Male und gewiß nicht als Erster, mit aller durch die Bedeutung der Sache gebotenen Rücksichtlosigkeit den Verein angriff, so geschah es, weil dieser Verein, der sich jetzt als Richter über journalistische Ehre und Sitte aufspielen will, nicht nur in seiner Mitte und unter seinen Ehrenrichtern Männer von befleckter Vergangenheit und übelm Rufe duldet, sondern auch die Preßbettelei an den Thüren der Theaterdirektoren und Schauspieler in ein gar herrliches System gebracht hat. Ist nicht Herr Sonnenthal als „Wohlthäter der Presse" antoastirt worden, weil er, in leicht zu durchblickender Absicht, dem Verein „Berliner Presse" aus seinen Berliner Gastspieleinnahmen ein Geschenk von sage

und schreibe 3000 Reichsmark gemacht hat? Hat nicht Herr Friedrich Haase bei Beginn seines letzten Gastspiels mit einem entzückenden avis aux critiques die höchste der zu erzielenden Einnahmen dem Verein „Berliner Presse“ in Aussicht gestellt? Werden nicht alljährlich die Theaterdirektoren zu Benefizvorstellungen für diesen Verein gepreßt? Haben wir nicht gelesen, dieser oder jener Mime habe seine Mitwirkung bei solchen Vorstellungen „zugesagt“ — was doch wohl eine vorherige Aufforderung bedingt — und dadurch einen Anspruch auf den „Dank der Presse“ erworben? Ist nicht bündig und aktenmäßig festzustellen, daß wiederholt vom Verein „Berliner Presse“ um derartige Veranstaltungen petitionirt worden ist? Und hat man nicht noch in den letzten Tagen uns in allen Blättern berichtet, man habe für die Gäste vom literarischen Kongreß bei sämmtlichen Berliner Theaterdirektoren Freibillets ausgewirkt, d. h. erbettelt?

Im Verein „Berliner Presse“ haben diejenigen Zeitungen ihren Stützpunkt, die „allwochentäglich“, wie Herr Klausner so hübsch sagt, die Theaterdirektoren mit unersättlichem Freibillethunger drangsaliren und über deren Interna wir uns gelegentlich des Strafantrages in ausführlichster Ausführlichkeit unterhalten könnten. Im Verein „Berliner Presse“ können Ehrenrichter, unter denen der von Franz Mehring und Otto Glagau öffentlich gebrandmarkte Herr Julius Schweitzer prangt, ihr Urtheil auf die Aussagen solcher Zeugen gründen, die durch schonunglos wahrhaftige Angaben sich selbst und die Blätter belasten würden, von denen sie ernährt werden.

Im Verein „Berliner Presse“ kann ein Theaterkritiker freigesprochen und als untadelhafter Genosse anerkannt werden, der in zwei Jahren von zwei Theatern — die anderen schweigen noch — 1106 Freibillets bezogen und das Theater „verrissen“ hat, das ihm „seine Freibillets“ entzog. Und dieser Verein sollte nicht als große chemische Waschanstalt für fleckig gewordene Journalisten-Reputationen heitere Berühmtheit erworben haben? Ja, haben denn die Herren nicht Mehring's Broschüren, nicht die „Kreuzzeitung“, den „Vorwärts“, die „Germania“, den „Reichsboten“, die „Danziger“, die „Königsberger“, die „Rheinisch-Westphälische“, die „Kölnische Volkszeitung“ e tutti quanti gelesen, in denen Stoff zu unzähligen Strafanträgen der Erlösung harrt?! Auf Wunsch bin ich gern bereit, ihnen die betreffenden Nummern noch nachzuliefern, auf daß die Entrüstungstürme nimmer ermatten.

Aber es ist mir schon recht, den Kampf allein auszufechten. Und allein werde ich ja nicht einmal im Treffen stehen. Von getreuen Helfern am Werke der Preßsäuberung abgesehen, — auch im Verein „Berliner Presse“ fehlt es zum Glück nicht an ständigen Elementen, die seit langen Jahren mit leider nur allzu bequemem Verdruß auf dieses den journalistischen Beruf arg diskreditirende Treiben schauen. Mit ihnen und mit tausend ehrenwerthen Zeitungschreibern im Reich weiß ich mich eins in der Ansicht: Der Journalist, der vom Theaterdirektor und vom Schauspieler Almosen an Baargeld oder an Freibillets erfleht oder auch nur annimmt, der handelt genau so

recht und so schlecht wie der Richter, der von den Parteien sich bestechen läßt. Und da es solche Richter in Preußen und Deutschland nicht gibt, so sehe ich in heiterer Ruhe und im lustigen Vorgefühl eines guten Kampfes der Zeit entgegen, wo mir der Verein „Berliner Presse" den Wahrheitbeweis für alle von mir erhobenen Anschuldigungen auferlegt. Es kann eine ausgedehnte und lehrreiche Unterhaltung werden, deren Vorgeschmack schon die jetzt von putzigen Bürschchen gegen mich geschleuderten Kothklümpchen mich mit wohligem Behagen betrachten läßt, als adminikulirendes Beiwerk zu einem Gericht, auf das ich recht lange schon mich gefreut hatte und dessen große und kleine Propheten allen Anspruch auf meine Dankbarkeit erworben haben.

7. 9. 1891.





IX.

## Der heilige Rock.



Fahrpreisermäßigungen im Personenverkehr werden nur für die Berliner Vororte eingeführt; in der Straße spielen die Kinder Eisenbahnunfall; der Semmelumfang schwindet in entsetzender Progression: das ist nicht sehr ermuthigend für Einen, der gern reisen möchte, und am wenigsten, wenn der Eine nicht ein nothleidender Landwirth, sondern nur ein Hungerkandidat ist. Aber am Ende ist es auch besser so; denn die satirische Blitzkraft und die wilde Grazie des unermeßlichen Heinrich Heine müßte besitzen, wer dem Wintermärchen des radikalen Aristokraten nach siebenundvierzig Jahren ein Pendant schaffen wollte: Deutschland. Ein Sommermärchen.

Nicht von Aachen nach Hamburg brauchte der neueste Aristophanes sich zu bemühen; sein Vaterland würde größer, seine Wegstrecke bedeutend kürzer sein. Auf der großen Rheintour könnte er, wenn er einen jener höllisch verschmitzten Zuschlagcoupons löst, für die unsere Kom=

binationsregierung allweislich gesorgt hat, bequem Frankfurt und Trier besuchen, die beiden Wunderstädte dieses feuchten Sommers. Zwischen beiden liegen neunzehn Jahrhunderte, eine hübsche Spanne Zeit. Denn in der bischöflichen Residenzstadt des Herrn Korum wird der ungenähte Rock Christi ausgestellt, während die Geburtstadt der beiden deutschen Dichter Wolfgang Goethe und Ludwig Fulda der elektrischen Kraft einen leuchtenden Palast erbaut hat. Hier eine Massenanhäufung von maschinellen Betrieben, von Motoren und Batterien, von Accumulatoren und Dynamos, dort, im kunstvollen Spiegelschrein, auf weißer Seide der heilige Rock; hier das modernste Prinzip der Kraftübertragung und Kraftvertheilung, dort, in mystischem Weihrauchgewölk, der einfältig frumbe Reliquiendienst. Da ließe sich denn wohl mancherlei Nachdenkliches und Betrachtsames aufzeichnen, und nicht zuletzt gäbe der Erfolg zu sinnen und zu schmunzeln, der Erfolg, der so deutlich für Trier spricht. Die Frankfurter mögen auf die Zahl ihrer Ausstellungbesucher mit Fug stolz sein; gegen die 600,000 Pilger kommen sie doch nicht auf, die lange vor der Eröffnung schon für die Trierer Ausstellung sich angemeldet hatten. Bischof Korum siegt über Edison, der Internationalismus der Naturwissenschaft wird geschlagen durch den internationalen Katholizismus. Und das geschieht im aufgeklärten Staate der Lessing und Friedrich und Nicolai, an der Neige des wissenschaftlichen Jahrhunderts. Mag die hochmüthige Modernität sich damit abfinden.

Wenn ich die Wahl hätte, ich ginge auch nach Trier.

Von der elektrischen Ausstellung kann man lesen; das Fortwirken der Legende läßt nur an Ort und Stelle sich erlauschen, aus Miene und Blick und Ton der Gläubigen. Was verschlägt es, ob Sybel und seine Nachtreter die Unechtheit des Trierer Gewandes erwiesen haben, ob irgend ein Papst irgend einmal für den angeblich noch ungenähteren Rock von Argenteuil entschieden hat: den 600,000 Pilgern ist der Rock echt, den ihnen Herr Korum zeigt, sie glauben an ihn, sie betasten ihn mit ehrfürchtigem Finger und brünstiger Lippe, und auf Wunder werden sie nicht lange zu warten haben. Denn das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind, hat ein Frankfurter gesagt. Weil an die Botschaft ihm der Glaube fehlt, grüßt Faust in mondbeglänzter Osternacht die einzige Phiole; weil sie in jedem mephistophelischen Hokuspokus ein Wunder sehen, ist den platten Burschen in Auerbach's Keller so kannibalisch wohl, gleichwie fünfhundert — Pilgern.

Einerlei, woran der Glaube sich klammert. Der Dragoman, der mir die Herrlichkeiten von Kairo in sein ohne Erwiderung geliebtes Französisch übersetzte, litt an gräßlichem Zahnschmerz, den auch die reichlich gespendeten Kyriazi-Cigarretten nicht zu bannen vermochten. Trotzdem sagte der braune Kerl tapfer sein erklärendes Sprüchlein auf, und er suchte es sogar durch beinahe ketzerische Scherzchen zu würzen. Als wir aber in die von der Citadelle umschlossene neue Moschee gelangt waren, vorbei an der vereisten Nüchternheit der englischen Besatzung mit ihren starr glotzenden Schilling-Gesichtern, da winselte der flinke Araber um Urlaub. Während ich die Alabaster-

wände besah und von den wundervoll schlanken Minarets auf die weißlich glühende Stadt Mohammed Tewfik Paschas herniederschaute, hatte mein Freund Mustapha sich auf den Teppich gesetzt und mit vielen Gestikulationen, mit Kopfbeugungen und verzückten Blicken seine Koransprüche abgehaspelt. „Very good à présent, les dents,“ sagte er mir, als wir am Ausgang die Strohschuhe und das Backschich abgaben, und ich glaubte seiner grinsenden Versicherung. Er hatte sich eben auf seine ganz besondere Weise in Ekstase versetzt, und die bleibt noch immer das einzig wirksame Mittel gegen Zahnweh. Und jedenfalls ist der Aufenthalt in dem kühlen Wunderbau des Propheten einem Wartestündchen beim Zahnarzt vorzuziehen; auf einem orientalischen Teppich sitzt es sich behaglicher als in dem Schreckenstuhl mit dem Kopfklemmer; religiöse Schwärmerei wirkt nachhaltiger noch und sicherer als das beste Chloroform, und die Folgen beider Heilmethoden pflegen die gleichen zu sein: Befreiung vom stechenden Schmerz und süßlich fade Umnebelung der geistigen Kräfte.

Nicht verspotten: beneiden sollte man die nach Trier Wallfahrenden, denen für einen kleinen oder lieber noch großen Beitrag zu den Domreparaturkosten und zur besseren Ernährung des armen vatikanischen Gefangenen ein ihrer zahlungfähigen Wohlthätigkeit entsprechender Ablaß oder auch ein eigens für sie bestelltes Wunder verheißen wird. Selbst der Geschäftkatholizismus, der da in Gesuchen um Schankkonzessionen, in Reklamebildern und Meßlustbarkeiten zum Vorschein kommt, ist in seinen Wirkungen auf den Geldumlauf gar nicht so fürchterlich.

Und was den Glauben angeht, so scheint mir der Standpunkt von Anzengrubers Steinklopferhanns der richtigste. Als man den frohen Pantheisten um seine drei Kreuze für eine Zustimmungadresse an Döllinger und für den Protest gegen das Unfehlbarkeitdogma bedrängt, da weigert er seine Unterschrift und meint zum Großbauern: „Hast Du bisher 's ganze Pfund 'glaubt, werd'n Dich die paar Loth Zuwag a nit umbringen.“ Das ist keine Straßenweisheit: wer die sämmtlichen Propheten, Evangelisten und Psalmisten buchstabengläubig verdaut hat, der kann auch noch ein bischen Unfehlbarkeit und etliche ungenähte Röcke mit in den Kauf nehmen. Wo ist denn die Grenze? Den Stöcker und Korum sind die Döllinger und Harnack und Egidy für Zeit und Ewigkeit verdammte Ketzer, und zugleich trifft von der vorgeschrittenen Erkenntniß sie der Vorwurf der Halbheit. Gerade diese Entschlossenheit, alles, auch das Unglaublichste, gläubig hinzunehmen, gibt dem Katholizismus heute noch seine Weltmacht und erklärt den Trierer Erfolg.

Und, wenn wir einmal ganz aufrichtig sein wollen: glauben wir etwa nicht an heilige Röcke, wir Rationalisten und Protestanten und Atheisten? Das ist ein wunderlich' Kapitel. Einem Kanadier möchte am Ende, was wir monarchisches Gefühl nennen, nicht weniger seltsam erscheinen als uns die blinde Andacht der Rockfahrer von Trier und Argenteuil. Daß von Gottes Gnaden einem sterblichen Menschen, und sei er noch so jung und unerfahren, die hohe Einsicht verliehen ist, weise über die Geschicke von Millionen zu entscheiden und —

selbst in Verfassungstaaten — zu bestimmen, ob Krieg sein soll oder Frieden: Das zu glauben, heute noch, nach vieltausendjähriger Erfahrung, nach Nero und den Ludwigen von Frankreich und Bayern, heischt ganz gewiß auch ein gerütteltes Maß von ehrfürchtiger Religion. Auch sonst gibt es noch allerlei heilige Röcke, civile und militärische, denen man, sind sie nur von einer hohen Obrigkeit oder von den nicht immer getreuen Ministranten der Presse amtlich abgestempelt, ehrerbietigen Gruß und scheue Andacht niemals versagt. Was unter dem sakrosankten Rock steckt, danach wird nicht erst lange gefragt: Hier ist ein Wunder, glaubet nur! Und wer am hellen Tage mit Pilatus ist und mit den Radikalen, der schleicht manchmal bei nächtlicher Weile, wie jener berüchtigte Nicodemus, zum Meister und läßt sich „inspiriren". Die Frommen von Trier haben mindestens den Muth ihres Aberglaubens: Christi reine Lehre bekümmert sie nicht, von seinem verschlissenen Gewand aber erhoffen sie Heilung, gute Geschäfte und billige Kartoffelpreise.

Weil im Falle Jesus die hohe Obrigkeit den Amtstempel versagte, galt der Rock erst, als der Gottmensch am Kreuze hing. „Die Kriegsknechte aber, da sie Jesum gekreuziget hatten, nahmen sie seine Kleider und machten vier Theile, einem jeglichen Kriegsknecht einen Theil, dazu auch den Rock. Der Rock aber war ungenähet, von oben an gewirket durch und durch. Da sprachen sie unter einander: Laßt uns den nicht zertheilen, sondern darum loosen, weß er sein soll . . . Solches thaten die Kriegsknechte." So schloß, Johannes und seine christlich-sozialistischen Genossen berichten es uns, der erste Kreuzzug

gegen Pharisäer und Bankiers mit einer Kreuzigung nicht nur, sondern obendrein auch noch mit einer regelrechten Lotterie ab, konzessionirt und wohlgefällig betrachtet von der Regierung Sr. Königlichen Hoheit des Herrn Landpflegers. Man braucht nur an die bevorstehende Ausspielung der beiden Nyanza-Dampfer, bekannt unter dem glücklichen Titel: „Deutsche Antisklaverei-Geld-Lotterie", zu denken, um der Kulturerrungenschaften von neunzehn Jahrhunderten stolz sich bewußt zu werden. Die Krämer und Geldwechsler haben längst wieder ihren Einzug in die Tempel gehalten, Pharisäer und Schriftgelehrte geben den Ton an, aber wir haben den Zwischenhandel erfunden und die Antheilscheine, bis zum Vierundsechzigstel hinab, wir haben die Kollekteure, den Totalisator, das Inserat. Lauter vortreffliche und höchst moderne Dinge, von denen die begrenzte Einfalt der jerusalemitischen Kriegsknechte sich nichts träumen ließ.

Der Hauptgewinn aus jener ersten bibelhistorischen Lotterie wird jetzt ausgestellt, und Herr Korum macht für Dich die Honneurs, „der Du die Welt erlösen gewollt, Du Narr, Du Menschheitretter!" Noch einmal dürfte, wenn er die elektrische Zeit erlebt hätte, Heinrich Heine seinen armen Vetter beklagen, den man an das Kreuz schlug und von dessen Hinterlassenschaft jetzt eine stattliche Klerisei es sich wohl sein läßt. Einen melancholisch bitteren Brief dürfte er schreiben und zum knausernden Freund Campe sprechen: „In meinen gesammelten Werken lasse ich Dir einen heiligen Rock, aber warte gefälligst mit dem Honorar nicht, bis ich ganz tot bin." Und vielleicht, himmlisch charakterlos, wie er war, brächte

er es fertig, aus der Matratzengruft sich bis nach Trier zu schleppen und um ein Kevlaar-Wunder zu beten mit den Einfältigen, die der Glaube so selig macht, wie es kein Accumulator und kein Kinetograph vermag.

18. 9. 1891.





X.

# Das goldene Horn.



Ein Vexir-Spiel.

Ort der Handlung: Jeder europäische Staat. Zeit der Handlung: Vor jeder Einbringung jedes Reichsetats.

## I.

„Unmittelbar vor Redaktionsschluß geht uns durch einen eigenen Drahtbericht unseres Londoner Berichterstatters eine Meldung zu, die nicht verfehlen wird, die öffentliche Meinung in ganz Europa und besonders in unserem Vaterlande zu erregen und zu beunruhigen. Der englische »Humbug«, ein als zuverlässig bekanntes Blatt, dem man wohl nicht mit Unrecht intime Beziehungen zum Kabinet Salisbury nachsagt, meldet aus Constantinopel vom 29. d. Mts.: »Die Pforte hat sich in der Dardanellenfrage den russischen Forderungen bedingunglos unterworfen. Der Triumph des Botschafters Nelidow ist ein vollkommener. Die Meerengen werden in Zukunft für die russischen

Kriegschiffe offen sein, für die Kriegschiffe anderer Nationen aber gesperrt bleiben. Der englische Botschafter Mr. White ist vom Sultan seit seiner Rückkehr vom Sommerurlaub noch nicht empfangen worden. Lord Salisbury bot der Pforte die Wiederaufnahme der Verhandlungen über die Räumung Aegyptens an.« Wir geben die uns in letzter Stunde zugehende Nachricht mit allem Vorbehalt wieder. Sollte unsere mehrfach bereits ausgesprochene Vermuthung sich bestätigen und die franco-russische Verbrüderung zuerst am Hexenkessel der orientalischen Frage den Hebel ansetzen, dann ständen wir in der That vor sehr ernsten und folgenschweren diplomatischen Verwickelungen, die es als besonders gerathen erscheinen lassen dürften, unser Schwert scharf und unser Pulver trocken zu halten. Um so bedauerlicher aber ist es, daß die Regierung durch die im Interesse einer habsüchtigen Minderheit aufrecht erhaltene Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel . . . . . . . schlimmste Erbschaft aus den überwundenen Tagen des System Bismarck . . . . . . . wohlfeile und ausreichende Ernährung . . . . . . . . alle, ohne Unterschied der Partei und des Bekenntnisses, in festgefügter Phalanx dem Ansturm der gewissenlosen Friedenstörer Trotz bieten, deren Maulwurfsarbeit jetzt am goldenen Horn das geeignete Erdreich gefunden zu haben scheint."

(Vaterländ. Ztg. vom 31. August.)

## II.

„Wie wir schon, und zwar vor allen anderen hauptstädtischen Blättern, in unserer gestrigen Abendausgabe —

durch ein ausführliches Telegramm unseres besonders gut informierten Spezialkorrespondenten — melden konnten, hat die Pforte vor der Anmaßung der zarischen Despotie eine nicht eben sonderlich graziöse Kniebeugung exekutirt. In unserer heutigen Morgenausgabe waren wir, und zwar früher als alle übrigen Preßorgane der Reichshauptstadt, in der Lage, einen von besonders geschätzter Hand uns übermittelten Aufsatz bringen zu können, der den Eindruck wiederspiegeln dürfte, den die sensationellen Ereignisse am goldenen Horn auf unsere leitenden Kreise gemacht haben, denen unser Herr Mitarbeiter näher stehen dürfte, als die sämmtlichen Mitarbeiter sämmtlicher übriger reichshauptstädtischer Zeitungen. Inzwischen hat durch die — unter den letzten Nachrichten unseres heute besonders reichhaltigen Morgenblattes bereits mitgetheilte — Meldung der als besonders zuverlässig bekannten Telegraphenagentur „La Blague“ unsere in jedem Sinne zuerst gebrachte Darstellung der Situation noch eine besonders interessanteErgänzung erfahren. Offenbar beginnt die unnatürliche Verbrüderung von barbarischer Autokratie und atheistischem Republikanismus Freycinet'scher Observanz bereits gefährliche Früchte zu tragen, und es zeigt sich, wie schlecht der von seinen reptilisch großgesäugten Korybanten einstmals jubelnd umheulte Kapellmeister von Friedrichsruh die gellenden Tonmassen des europäischen Orchesters abgestimmt hatte. Zu dem Nachfolger des „großen“ (sic!) Mannes, der sich jetzt bis zu keifenden Verunglimpfungen gegen einen wahrhaft großen Toten erniedert, zu Herrn von Caprivi hegen wir, als Sr. Majestät allergetreueste Opposition, das

Vertrauen, . . . . . . durch frivole Minirer des stolzen Eiffelthurmes des Weltfriedengedankens geschaffenen Schwierigkeiten Herr werden und den drohenden Orkan im südosteuropäischen Wetterwinkel — von dem wir eine detaillirte Karte in unserem nächsten Morgenblatt, also vermuthlich vor allen anderen publizistischen Vertretern der öffentlichen Meinung, bringen werden — noch rechtzeitig zu beschwören wissen wird. Schlechterdings undenkbar aber erscheint es uns, daß unsere Regierung, deren Friedensliebe, Gerechtigkeit und Umsicht wir lebhafter als alle anderen Oppositionsorgane anerkannt haben, im Angesicht des sich bedenklich umdüsternden Horizontes Maßregeln aufrecht erhalten könnte, die aus der traurigsten Epoche eines unersättlichen Protektionismus uns überkommen sind. Die skrupellose Brotvertheuerung des armen Mannes . . . . . . außer dem schwiegermütterlich zanksüchtigen Peliden aus dem Sachsenwalde keinen ernsthaften Vertheidiger mehr. Feinde ringsum . . . . . . . der unblutige Lorbeer des Brotverbilligers Robert Peel . . . . . unsere Abendnummer vom 27. August . . . . . an's Vaterland, an's theure, schließ Dich an . . . . . . . fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt . . . . . . chauvinistische Phrasentrunkenheit . . . . . . . unserer Pflicht als größte und gelesenste Zeitung . . . . . . auch nach dem Quartalwechsel . . . . . . rechtzeitig zu erneuern . . . . . . Es braust ein Ruf wie Donnerhall!"

(Mottenburger Tageblatt vom 1. September.)

## III.

„Ist die Saat schon reif und soll dieser für die Volksernährung so ungünstige Sommer einen blutigen Erntesegen bringen? Auch heute noch ist diese bange Frage eine offene. Zwar ist jener Theil der viel erörterten »Humbug«-Meldung, der die Bereitwilligkeit Lord Salisbury's zur Aufrollung der ägyptischen Frage verkündete, bereits widerrufen worden, und es hat sich gezeigt, daß unsere sofort geäußerten Bedenken wohlbegründete waren. In der Hauptsache aber liegt bis heute eine Berichtigung nicht vor; im Gegentheil haben ernsthafte Blätter und hat der offiziöse Draht die alarmirende Nachricht noch durch die Ankündigung eines vollständigen Systemwechsels am goldnen Horn vielsagend ergänzt. Der Sultan hat ein neues Ministerium gebildet, dessen russenfreundliche Tendenzen, wie ein aus London uns zugehender eigener Drahtbericht zu erzählen weiß, von der gesammten englischen Presse anerkannt werden. Wir leben im Zeitalter der Elektricität. Mit Blitzesschnelle fast macht jede Nachricht die Runde durch die europäischen Hauptstädte. Längst wäre die ottomanische Regierung in der Lage gewesen, die »Humbug«-Meldung richtig zu stellen. Da dies nicht geschehen ist, muß man wohl oder übel mit dem russischen Siege in der Meerengenfrage als mit einer vollzogenen Thatsache rechnen. Was das bei dem vorhandenen Zündstoff, der durch die letzten symptomatischen Vorgänge in Paris noch vermehrt worden ist, besagen will, darüber gibt ein Blick auf die Kursbewegungen der politisch außerordentlich feinfühligen

Börsen recht lehrreiche Aufschlüsse. Zu krankhafter Nervosität scheint uns im gegenwärtigen Augenblick, da eine direkte Gefahr noch nicht vorliegt, ein zwingender Anlaß nicht gegeben. Da aber die bevorrechtete Stellung Rußlands am goldenen Horn von allen friedliebenden Großmächten angefochten werden wird, die das Mittelländische Meer nicht ruhig in einen russischen oder französischen See verwandelt sehen können, so dürfte sicherlich eine diplomatische Aktion bevorstehen, deren Folgen sich bei den gewaltig aufgewühlten nationalen Leidenschaften einstweilen noch gar nicht überschauen lassen. Der Presse ist ihre Pflicht vorgezeichnet: sie hat vor jedem Schüren des Feuers sorgsam sich zu hüten, die Dinge nüchtern und gelassen zu betrachten und in erster Reihe für eine Verwohlfeilung der Volksernährung ihr Ansehen einzusetzen. Nachstehend geben wir in eigenen Drahtberichten den Eindruck wieder, den die dreisten und gewissenlosen Anschläge der franco-russischen Friedenstörer in den europäischen Hauptstädten hervorgerufen haben."

(Vaterländ. Zeitung vom 3. September.)

IV.

„. . . Die Erregung kommt in den Preßstimmen zu unzweideutigem Ausdruck. Die gemäßigt liberale »Vaterländ. Ztg.« räth der Regierung, ihr Schwert scharf und ihr Pulver trocken zu halten, und sie warnt wiederholt in heftigen Worten vor den »dreisten und gewissenlosen Anschlägen der franco-russischen Friedenstörer«. Aehnliche Urtheile finden sich in den Organen

sämmtlicher Parteien. Das viel gelesene und darum nicht ganz einflußlose »Mottenburger Tgbl.« bringt einen zweifellos aus Regierungkreisen stammenden Artikel, der einen Krieg in Sicht stellt und an den das Blatt einen schwungvollen patriotischen Appell knüpft, der in einen drohenden Vers der Wacht am Rhein ausklingt. Dem Ernst der Situation tragen auch die Börsen Rechnung, die gestern und heute der Schauplatz wilder Kursstürze und fieberhaft erregter Verkaufsangebote waren. Bereits beginnt man von außerordentlichen Militärkrediten zu sprechen, die dem früher als ursprünglich angenommen zu berufenden Reichstage abverlangt werden sollen. Sicher ist, daß die Marineverwaltung mit erheblichen Mehrforderungen für den Bau neuer Panzerschiffe und Kreuzer hervortreten wird. Eine ernsthafte Opposition hat die Regierung bei der jetzt herrschenden Kriegbeängstigung nicht zu fürchten. Ueber die geplante Probemobilisirung an der russischen Grenze verlautet noch nichts Bestimmtes."

(Telegr.-Agentur „La Blague" vom 3. September.)

V.

„Die heitere Skepsis, mit der wir von Anfang an als das einzige unter den reichshauptstädtischen Blättern die Tartarennachrichten vom goldenen Horn aufgenommen haben, ist rasch von den Thatsachen als einzig und allein der politischen Scharfsichtigkeit entsprechend bestätigt worden. Die Percys der chauvinistischen Phrase haben wieder einmal zu früh die Hand an den »nationalen« Schwertgriff gelegt und im stillen Kämmerlein, in Sack

und Asche, mögen sie nun dafür büßen, daß sie mit schlechterdings beispielloser Frivolität unser in ernster Friedensarbeit sich mühendes Volk freventlich beunruhigt haben. Wie wir schon gestern in unserer Abendausgabe, der beiläufig auch als ein hoffentlich erwünschtes Geschenk für unsere verehrlichen Abonnenten der diesmal besonders reich und geschmackvoll ausgestattete Kalender für das Jahr 1892 beigegeben war, früher als alle anderen reichshauptstädtischen Blätter melden konnten, hat sich am goldenen Horn durchaus keines jener sensationellen Ereignisse zugetragen, von denen schlecht informirte journalistische Entenzüchter so abenteuerliche Geschichten zu erzählen wußten. Weder ist ein Bruch des Pariser Vertrages, über den wir in unserer Morgenausgabe vom 4. September einen aus völkerrechtlich autoritativen Feder stammenden Artikel gebracht haben, erfolgt, noch hat der von uns eingehend und mit besonderer Sachkenntniß gewürdigte Ministerwechsel in Konstantinopel irgendwie diejenige politische Bedeutung, die ihm sensationshungrige Organe in ihrer durch Einsicht und persönliche Informationen nicht getrübten reinen Thorheit zuschreiben zu müssen sich beflissen zeigten. Wie wir schon häufig betonen durften, ist der Sultan sein eigener Großvezier, und auch für seine Regierung gilt das Kaiserwort, daß der Kurs der alte bleibt; an einem Kaiserwort aber soll man nicht dreh'n noch deuteln. Es liegt schlechterdings kein Anzeichen für eine Gewitterbildung im südosteuropäischen Wetterwinkel vor, selbst für den nicht, der den Weitblick eines Rudolf Falb, unseres besonders geschätzten Mitarbeiters, auf die Prophetie

politisch kritischer Tage zu übertragen gewohnt ist. Wenn Rußland jetzt seine freiwillige Kreuzerflotte nach Erledigung einer Anmeldeformalität ungehindert durch die Dardanellen passiren lassen darf, so ist das eine mehr private Verabredung, die nicht entfernt jenes Imbroglio krauser und aus den Fingern gesogener Nachrichten erklären oder entschuldigen kann, mit denen wir von schlecht unterrichteten und zum Zwecke des Abonnentenfanges mit Wippchenmitteln arbeitenden Blättern während der letzten Tage verängstigt werden sollten. Was uns betrifft, so könnten wir fast ein wenig stolz darauf sein, daß wir als die Einzigen diesem spekulativen und sensationellen Getriebe unser Ohr nicht geliehen, sondern uns mit der objektiven Wiedergabe Dessen begnügt haben, was nach den Telegrammen unserer aus anerkannt besten Quellen schöpfenden Herren Korrespondenten da oder dort von den Eindrücken transspirirt hatte. Dank der Staatsweisheit unserer, von uns durchaus nicht prinzipiell befehdeten Regierung blaute niemals vielleicht ein hellerer Himmel über dem alten Welttheil als in diesen wundervollen Spätsommertagen, die es Jedem gestatten, durch einen Spaziergang zum Postamt rechtzeitig sein Abonnement zu erneuern. Ueber das wahre Befinden des kranken Mannes wird in den ersten Oktobertagen bereits unser eigens zu diesem Zwecke nach Konstantinopel entsandter Reisebriefsteller Pumpus von Perusia an dieser Stelle interessante Aufschlüsse geben, und da zufällig auch unser demnächst beginnender neuer Roman, den wir neu hinzutretenden Abonnenten gratis und portofrei nachliefern, auf türkischem Gebiete beginnt, so . . . . . . .

unsere Pflicht als größte und gelesenste Zeitung . . . . . . . renommistisches Hurrahpathos . . . . . . Banner des bürgerlichen Liberalismus . . . . . . amerikanisches Schweinefleisch . . . . . . erster Erfolg . . . . . . Liquidation der Bismarck'schen Masse . . . . . . Klassen- und Rassenhaß . . . . . . Friede sei ihr erst' Geläute!"

(Mottenburger Tageblatt vom 7. September.)

## VI.

„Die »Politische Korrespondenz« kündigt eine neue Militärvorlage an, die zum Zweck einer zeitgemäßen Neubewaffnung zunächst 20—25 Millionen Mark verlangt. Die Gerüchte über weitergehende Forderungen sind einstweilen als ebenso übertrieben zu betrachten wie die Meldungen von außerordentlich hohen Ansprüchen der Marineverwaltung. Sicherem Vernehmen nach begnügt die Regierung sich vorläufig mit der Forderung erster Raten für drei neue Panzerschiffe, fünf Kreuzerkorvetten und einige Torpedoboote. Sie geht überhaupt in ihren Ansprüchen nicht über dasjenige Maß von Wehrfähigkeit hinaus, das in den Verabredungen von Schwarzenau als die unbedingt von den im Friedensbunde vereinten Mächten zu erreichende Grenze festgesetzt worden ist. Die Militärkredite der Dreibundmächte werden sich daher auch in einem ihrer Wehrhaftigkeit und Leistungfähigkeit entsprechenden Verhältniß halten. Oesterreich wird etwa 18, Italien etwa 12 Millionen verlangen. Natürlich sind diese Zahlen zur Stunde noch keine definitiven. Die verbündeten

Regierungen geben sich der Hoffnung hin, durch diese einstweilen letzte Forderung der Ruhe und Sicherheit Europas einen lange nachwirkenden Dienst leisten zu können. Am 9. November, um drei Uhr Nachmittags, wird auf dem Kapitol zu Rom der nächste Frieden-kongreß eröffnet werden."

(W. T. B. vom 25. Oktober.)

September 1891.





## XI.

# Der korsische Parvenu.



In seinen Soirées de St.-Pétersbourg schrieb Joseph de Maistre, eine der frühesten Leuchten des lustig fortflackernden Ultramontanismus: „Es hat niemals eine Herrscherfamilie gegeben, deren plebejischen Ursprung man nachweisen konnte. Sollte diese Erscheinung eintreten, so würde damit eine neue Weltepoche beginnen.“ Unmittelbar fast darauf wurde das napoleonische Kaiserreich begründet, und Lombroso sieht sich deshalb veranlaßt, den Ausspruch de Maistre's als den albernen Schnitzer eines genialen Menschen zu verzeichnen und als ein beweiskräftiges Degenerationsmerkmal.

Lombroso, will mir scheinen, ist es selbst, der hier den Schnitzer macht. Zunächst war Joseph de Maistre durchaus nicht ein genialer, sondern ein recht talentvoller Mensch, zwei Artbildungen, die der Italiener überhaupt nicht genügend differenzirt, angeblich, weil die Grenzlinie nicht zu bestimmen ist. Abgesehen aber von diesem

Grundmangel, den Richet und Brunetière schon aufgespürt haben —: Hatte der katholische Reaktionär nicht richtig prophezeit, und begann nicht eine neue Weltepoche, als Napoleon Bonaparte die Krone auf's Haupt setzte, als er der Imperator wurde von eigenen Gnaden, der korsische Parvenu? Noch heute werden alle Monarchen, wenn sie es gerade klug finden, aufrichtig zu sein, dem Urtheil de Maistre's beistimmen. Daß er in elf Jahren nahezu vier Millionen Menschenleben geopfert hat, um Frankreich dann doch kleiner zurückzulassen, als die Revolutionarmee es ihm überliefert hatte: das zwar können und wollen sie dem Bonaparte verzeihen; nicht aber, daß er mit so ungeheurem Erfolge eine Rolle gespielt hat, die der Legitimität vorbehalten bleiben sollte. Den hassen die Kollegen immer am heißesten, der vortheilhafte Geschäftgeheimnisse verräth und den Nimbus der Kaste zerstört. Kann ein Plebejer Kaiser sein, — wer weiß, wie lange man den kostspieligen Luxus der Dynastien sich noch vergönnt? Diese mißtrauische Erwägung hat dem Korsen, den selbst die von ihm mit Skorpionen gezüchtigten Völker leidenschaftlich bewundern, den erbitterten Haß aller im echten Königbett gezeugten Potentaten zugezogen.

Legitim wie seine Heger ist auch dieser Haß, und ich begreife das große Staunen nicht, das nun die Erfurter Kaiserrede begrüßt hat. Begreifen würde ich, wenn man von dem Ausspruch des Kaisers befremdet gewesen wäre, im Herzen des dritten Friedrich Wilhelm sei 1808 der Gedanke an eine Vergeltung aufgekeimt. Denn das ist ein höchstens als Folge der Rettung-

versuche des Herrn von Treitschke verständlicher Irrthum. Der unglückselige Preußenkönig, der die wichtigste politische Unterhandlung seines Lebens durch seine schöne Frau führen ließ, der war 1808 sehr froh, durch den gnädigen Fürspruch des Zaren Krone und Reich bewahren zu können; an Vergeltung dachte sein Kleinmuth gewiß nicht, der auch später zur entscheidenden That nur gedrängt ward. In jenen Erfurter Tagen nach dem 27. September 1808 haben die deutschen Fürsten insgesammt so klägliche Gesichte gezeigt — die Memoiren Talleyrand's haben dafür neue Beweise erbracht —, daß es im monarchischen Interesse gerathen erscheint, diese Erinnerung ruhen zu lassen. Psychologisch aber ist es wiederum verständlich, daß einem Monarchen von stark ausgeprägtem Machtbewußtsein und von einem beinahe mystischen Glauben an seine Berufung gerade diese Erinnerung zornige Wallungen bereitet. Und da auch Fürsten Menschen sind, ist ihnen menschliche Schwäche nicht fremd: anstatt durch die rückhaltlos anerkannte Größe des Gegners das Verschulden der Ahnen und Vettern gemindert erscheinen zu lassen und verzeihlicher, wird mit gerümpfter Lippe von dem Ueberwältiger gesprochen, dessen Opfer dadurch nur um so jämmerlicher aussehen. Solche Schwäche kommt aus dem Temperament, und über die Gefahren des Temperaments für Landesväter ließe sich ein interessantes Kapitel schreiben, das aber auch wieder seine Gefahren hätte. Immer und überall muß der von Gottes Gnaden legitime Monarch in Bonaparte den Parvenu sehen; nur ist es vielleicht unvorsichtig, gerade in Erfurt ihn so zu nennen, denn da regt der Vergleich

des Emporkömmlings mit den Echtbürtigen zu sehr bösen Betrachtungen an . . .

Die französischen Republikaner, die den brutalen Despoten doch glühend hassen sollten, sind über den Trinkspruch Wilhelm's des Zweiten in eine Empörung gerathen, die dem armen Schwanenritter Wagner's um ein Haar verhängnißvoll geworden wäre. Und auch in Deutschland, leugnen wir es nicht, haben wir unmuthige Worte gehört. Er scheint eben nicht sterben zu wollen, der Napoleon Béranger's und der Legende. Schon Taine hat diese Erfahrung gemacht, als er vor drei Jahren die ersten Abschnitte seiner Napoleon-Studie veröffentlichte. Nicht der rothe Prinz nur und die versprengten Haufen der Bonapartisten, auch die Republikaner begannen ein Gezeter und warfen ihre Steinbröckchen nach dem genialen Analytiker. Und doch hat Taine in einem dem Original ebenbürtigen Bilde ein prachtvolles Ungeheuer gezeigt, einen brutalen Riesen, dem die Grenzen der Menschheit keinen Raum boten, und der, um sich ausleben zu können, das Weltall aus den Angeln heben mußte. Gegen den Zauber der Legende aber kam auch dieses Portrait nicht auf und Taine wurde von Stunde an höchst thöricht zu den détracteurs Bonaparte's gerechnet. Sie will nicht untergehen, die Sonne von Austerlitz, und wer von ihr einmal geblendet ist, dem ergeht es, wenn er von Napoleon nur hört, wie dem jungen Heine, als er — in den Reisebildern — des Tages gedenkt, da er den Korsen durch den herzoglichen Garten von Düsseldorf reiten sah: „Aber, wie ward

mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosianna! Den Kaiser."

Hosianna! Eine andere Tonart duldet der orthodoxe Napoleon-Kultus nicht, dem von den Großen der Zeit kein Einziger sich völlig entzogen hat. „Es nützt ihnen nichts, der Mann ist ihnen zu groß," das war Goethe's Wort, als Deutschland schon zu den Waffen griff. Wieland's Prophezeiung und Parteinahme für den Diktator ist bekannt, und im sechsten Bande der „Hauptströmungen" hat Georg Brandes an die begeisterten Sätze Hegel's erinnert: „Ich habe den Kaiser gesehen, diese Weltseele. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt konzentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt hinweggreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen; aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewundern." Und drei Monate später schreibt der Philosoph: „Wie ich schon früher that, so wünschen jetzt Alle den französischen Armeen Glück, was ihnen bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann." Solches brachte das weltbürgerliche Empfinden des 18. Jahrhunderts fertig; aber auch heute noch, obwohl eine kränkliche Ideologie mit der patriotischen Phrase sich in die Herrschaft theilt, leben dem Korsen schwärmende Bewunderer auf der ganzen weiten Erde, die er zer-

stampft hat, um die Fundamente zu legen für das Werk der Selbstsucht, bedient vom Genie.

Darin liegt es. Den kolossalen Egoismus, der sich selbst zum Maß aller Dinge nahm und der sagen durfte: Je suis à part de tout le monde, je n'accepte les conditions de personne, den verzieh man und hielt sich an das Genie. Nun ist das Genie immer ein Parvenu, denn es sprengt die Schlösser der normalen Menschlichkeit und klettert zu unermeßlichen Lebensgipfeln empor. Aber auch die Behauptung möchte ich wagen, daß in Napoleon gerade der korsische Parvenu nicht am heftigsten bewundert nur, nein, auch am heißesten geliebt wird. Friedrich ist der Große, und zu Katharina's heldischem Sinn blickt die Nachwelt auf, aber die mächtigen Gegner waren am Thron geboren und für den Thron, und sie vollbrachten nur, was hoher Anspruch von ihnen erwarten durfte. Der Unterlieutenant Bonaparte, der nach der Kaiserkrone griff und der civilisirten Erde seines Geistes Stempel aufdrückte, der mit der Legitimität und der Autorität so himmlisch rücksichtlos umsprang und seinen Marschällen höhere Ehren erweisen ließ als den deutschen Länderpapas: dieser Uebermensch, dieser korsische Parvenu blendet und fesselt die Geister.

Warum?

Weil es der menschlichen Eitelkeit schmeichelt, zu sehen, was Menschenkraft und Menschenwille erreichen kann. Der Fall Napoleon ist der einzige, mindestens in der Lebensgeschichte der modernen Welt, der das plebejische Genie zum Siege führte in der rauh realen

Wirklichkeit. Und diesen Fall will die Menschheit sich nicht rauben lassen, durch keine noch so feine und hellhörige Kritik. Darum ist Napoleon nicht ein nationaler Held der Franzosen allein, sondern ein internationaler Heros, in dessen beispielloser Größe Wille und Geist der Menschheit eitel sich spiegelt. Darum ist es immer wieder sein Vorbild, das die Hochflieger verlockt und die Alleinflieger, die großen Verbrecher und die Genies, Raskolnikow und Nietzsche. In jener kleinen Schrift, die eine große Kriegserklärung ist, in der Götzendämmerung, spricht der philosophische Lyriker: „Die Gesellschaft ist es, unsere zahme, mittelmäßige, verschnittene Gesellschaft, in der ein naturwüchsiger Mensch, der vom Gebirge her oder aus den Abenteuern des Meeres kommt, nothwendig zum Verbrechen entartet. Oder beinahe nothwendig; denn es gibt Fälle, wo ein solcher Mensch sich stärker erweist als die Gesellschaft: der Korse Napoleon ist der berühmteste Fall." Armer Raskolnikow, der in christliche Askese sich retten mußte, als er erkannte, daß er nicht der brutale Gigant war, sondern nur eine Laus unter Läusen; ärmerer Nietzsche, den der Wahnsinn umklammerte, da er eben an die Umwerthung aller Werthe gehen wollte, in seinem Hauptwerk: Der Wille zur Macht!

Den Willen zur Macht und die Kraft zur Macht besaß der naive, klare, über die Moralbegriffe von Gut und Böse hinaus gewachsene Naturmensch Napoleon, dem die Kronenträger so wenig Respekt einflößten, die rois fainéants, wie seine Verachtung sie zu nennen beliebte. Weil sie so arm ist an starken Persönlichkeiten,

deshalb hängt die Menschheit, ob auch sein Werk zerschellt ist und verweht, an diesen einsam Ragenden ihr begeistertes Bewundern und hegt angstvoll, daß man es ihr ja nicht beflecke, das Angedenken des Titanen, der Alles seiner Persönlichkeit verdankte und nichts seinem Stammbaum, der nicht ein reicher Erbe war, sondern ein korsischer Parvenu. Den Fürsten vom echten Geblüt ist er der verhaßte Eindringling, doppelt verhaßt, weil sie sich ihm beugen mußten; den Völkern bleibt er, auch im Purpur noch und umprunkt von dem ganzen Brimborium der alten Monarchie, der Sohn der Revolution, der jede Laufbahn dem Talent offen halten wollte und der damit begann, dem eigenen Genie die Welt zu unterjochen. Dessen Zauber konnte selbst der streng moralisirende Bürgersinn eines Lamartine sich nicht völlig entziehen, und wenn die weniger poetischen Lamartines von heute den Mann verabscheuen, der gesalbt sein wollte und Sire genannt —: die Silhouette des kleinen Korporals lieben sie alle und treue Wacht halten sie vor dem Schatten des hageren Emporkömmlings vom 18. Brumaire.

* * *

Beim 18. Brumaire war ich stehen geblieben, und als guter Unterthan hatte ich mich gefreut, den Erfurter Trinkspruch des Kaisers vertheidigen zu dürfen und nachzuweisen, daß mit dem Wort Parvenu die Wurzel des napoleonischen Ruhmes aufgestoßen war. Aber auch loyaler Hochmuth kommt vor dem Fall und nach dem 18. Brumaire kam der 17. September und ich erfuhr aus dem „Reichsanzeiger", der falsche Angaben nicht

gelernt hat, daß jenes vielberufene Wort gar nicht gesprochen war. Der Kaiser hat an den korsischen Eroberer erinnert, der uns nicht mehr ist, als irgend ein Attila, Pyrrhus oder Wallenstein, und er hatte den Menschheithelden nicht erwähnt, den korsischen Parvenu. Woraus sich denn die namentlich für künftige Manöverzeiten wohl zu beherzigende Lehre ergibt: Man soll den Toast nicht vor dem „Reichsanzeiger" loben.

20. 9. 1891.





XII.

## Der heilige O'Shea.



Im Mordprozeß Heinze rief von den einfach Sekt trinkenden Vertheidigern Einer mit entrüstetem Accent: „Sie wollten also, Herr Zeuge, den so und so zu einem Ehebruche mit der Beklagten anstiften!“ Bei den Geschworenen und unter den Zuhörern entstand lauter Unwille, denn der Herr Zeuge hatte die Schandthat gar nicht begangen, deren man nun ihn zieh. Die Schandthat, nämlich die Anstiftung zum Ehebruch mit Frau Heinze, der von der Sittenpolizei kontrolirten Straßenläuferin, die mit dem Ertrag ihrer Nachtfahrten den wackeren Eheherrn ernährte. Für die erschütternde Komik eines Ehebruches im Hause Heinze zeigten sie keinen Sinn, die Geschworenen und das wißbegierige Publikum. Und so ging der beste Moment in diesem erschrecklich aufgebauschtem Prozeß spurlos fast vorüber. Was jetzt zu so großartigen sozialen und ethischen Ausblicken benützt wird: die gierig eingeschlürften Enthüllungen über die

Zusammenhänge von Prostitution und Verbrecherzunft: aus dem Pitaval und aus den Gaunerromanen des Eugène Sue schon konnte man sie aufspüren, denn sie sind uralt und haben ihr Gesicht kaum verändert. Neu aber und überraschend ist, daß man von einem Ehebruch im Hause Heinze sprechen darf, ohne ausgelacht zu werden. Aber wer wird denn zu lachen wagen, wo das sechste Gebot bedroht ist?

Ein anderes Bild. Frau Prager hat ihren Gatten betrogen, und es scheint, sie wollte den Lästigen aus dem Wege räumen. Der Mordversuch, die kriminalistische Frage, interessirt mich nicht. Nur darüber muß ich mich wundern, daß alle Welt mit dem Urtheile so schnell bei der Hand ist: Eine Dirne hat einen stillen Gelehrten schmählich getäuscht. Der stille Gelehrte ist Herr Dr. Prager, ein Mann, der sich damit beschäftigt, zurückgebliebene Jünglinge durch allerlei verfängliche Examina zu pressen. Hat er von dem galanten Lebenswandel seiner schönen Frau wirklich nichts gewußt, hat er nicht vielleicht manche Behaglichkeit hingenommen, ohne nach dem Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben allzu ängstlich zu forschen? Ich weiß es nicht, alle Welt weiß es auch nicht, bekümmert um dergleichen Nebensachen sich überhaupt nicht. Wer hat den Ehevertrag gebrochen, fragt alle Welt, und sie steinigt die schuldige Frau. Ob die Prostitution vom Manne ausging, ist gleichgiltig. Das sechste Gebot muß in Ehren bleiben.

Herr Prager ist uns eine noch unbenannte Größe, aber Herrn Heinze kennen wir, und wir kennen Herrn

O'Shea. Zwischen beiden ist der Unterschied nicht so unermeßlich, wie er oberflächlichem Zublicken erscheint. Ein armer Teufel lebt vom unreinlichen Gewerbe der Frau, ein ehemaliger Offizier duldet einen zahlungfähigen und einflußreichen Hausfreund. Der ganze Unterschied steckt in den Röcken, in den Besitzverhältnissen des deutschen und des irischen Zuhälters. Und diesmal kann alle Welt nicht sozialer Parteilichkeit bezichtigt werden, denn mit gleich ernster und ehrbarer Miene nimmt sie die Ehebruchanklagen auf, im Hause O'Shea und im Hause Heinze. Alle Welt, die Hyperkonservativen nicht ernster und ehrbarer als die weit, bis zur freien Liebe fast vorgeschrittenen Sozialdemokraten. Denn das sechste Gebot, o, das respektiren sie alle, die Feudalen und die Liberalen, die Alten und die Jungen.

Darüber ist nun ein Mensch gestorben, ein genialer Mensch von ganz ungewöhnlicher Kraft im Wollen und Vollbringen. Wie immer der amtliche Totenschein lauten mag, die Geschichte wird und die Legende die Meldung verzeichnen: Parnell hat als Selbstmörder geendet, weil alle Welt den mit Frau O'Shea verübten Ehebruch ihm nicht verzeihen konnte, nicht verzeihen durfte. Denn vorläufig gibt alle Welt noch die Moralgesetze und sie ist drauf und dran, Herrn O'Shea zu kanonisiren. Zum Kirchenvater der offiziell Keuschen taugt der heilige O'Shea auch sehr viel besser als etwa die asketischen Weiberverächter Hieronymus und Augustinus und ganz unvergleichlich „moderner“ ist er als der in fleischlichen Dingen himmlisch heidnische Martin Luther, der 1522 in seinem Traktat vom ehelichen Leben schrieb:

„Wenn ein tüchtig Weib zur Ehe einen untüchtigen Mann überkäme und könnte doch keinen andern öffentlich nehmen und wollte auch nicht gern wider Ehre thun, sollte sie zu ihrem Manne also sagen: Siehe, lieber Mann, du kannst mein nicht schuldig werden und hast mich und meinen jungen Leib betrogen, dazu in Gefahr der Ehre und Seligkeit bracht, und ist für Gott keine Ehe zwischen uns beiden, vergönne mir, daß ich mit deinem Bruder oder nächsten Freund eine heimliche Ehe habe und du den Namen habst, auf daß dein Gut nicht an fremde Erben komme, und laß dich wiederum williglich betrügen durch mich, wie du mich ohne deinen Willen betrogen hast." Und noch viel duldsamer ist der Reformator dem geschlechtlichen Appetit des Mannes gewesen, denn „wisse, daß die Ehe ein äußerlich Ding ist, wie eine andere weltliche Handtirung." Nicht der Teufel nur auf die Bibel, auf Luther kann auch Herr Bebel sich mit Fug berufen; ging doch Meister Martin so weit, „dem einen Theil zu erlauben, außer der Ehe seine Begierde zu stillen, wenn die Ehe auch noch existirte, nur damit der Natur Genüge gethan werde, welcher man nicht widerstehen könne."

Der Natur zu widerstehen hat in dreihundertundsiebenzig Jahren offenbar alle Welt gelernt. Ehebruch kann nicht und darf nicht mehr geduldet werden. Wenn aber der abgeklärte, der historische Blick zurückschaut auf den Wandel der angeblich unerschütterlichen und dem Wesen eingeborenen Sittengesetze, von Luther bis auf O'Shea, dann mag er die Hoffnung auch schöpfen auf das mähliche Heraufkommen einer neuen Zeit, in der

die alten Tafeln geborsten sein werden und gebrochen und die alten, von Hand zu Hand gelaufenen Marktwerthe eingestampft, auf daß ihr Edelgehalt neu zu prägender Münze Gewicht gebe und helleren Klang. Und für die Menschlichkeitdichter dieser werdenden Zeit möchte ich hier die Fabel zu einem dann wohl modernen Drama niederschreiben, die einen kleinen Beitrag zugleich auch bietet zur Sittengeschichte aus der Aera des heiligen O'Shea. —

Der demokratische Gedanke hatte seines Triumphes stolze Mittaghöhe erreicht. Wo immer der Einzelmensch zu umfassenderer Macht gelangt war, durch Genie oder durch Marktschreierkünste, da wurde er, früher oder später, durch den neidischen Zorn der Gleichheit heischenden Massen vernichtet; die Großen und die Gerngroßen mußten vor dem demokratischen Gedanken vom Platze weichen: Napoleon und Bismarck, Gambetta und Boulanger. Ueber ein mittleres Durchschnittmaß sollte kein sterblicher Genosse sich aufrecken, denn erfüllet war nun die Zeit der goldenen Mittelmäßigkeit.

Damals also lebte ein Mann, dem war demokratisches Empfinden in Fleisch und Blut übergegangen. Unerbittlich kämpfte er für die politische und soziale Befreiung seines Volkes, dem er ein weithin hallendes Sprachrohr sein wollte. Weil er aber Helfer am Werke brauchte, schloß er einem Parteiverbande sich an, wie das damals noch so Mode war; und weil die Helfer thöricht meist waren, fühlte er bald sich als der Klügste und Stärkste — unter übrigens Gleichen, versteht sich. Das aber schon wurmte die Gefolgschaft

und sie warf ihm vor, er sei durch die unumschränkte Machtvollkommenheit, über die er gebot, innerlich korrumpirt worden. Dem Bismarck verglich man ihn und auch dem kleinbürgerlichen Robespierre Eugen Richter, dem tyrannischen Zahlmeister der deutschen Bourgeoisie. Damals nämlich kannte man noch nicht die neue Aristokratie, die Herrschaft der Besten und Tüchtigsten, und ein Despot hieß, wer sich nicht ducken mochte. So erging es auch unserem Helden Parnell. Dies der Name des Mannes.

Um gefügige Werkleute zu haben, mußte mitunter er ein Auge zudrücken, und so gerieth er auch an einen gewissen O'Shea, einen abenteuerlichen und skrupellosen Gesellen, der dem mächtigen Gönner auch seinerseits etwas gönnen mochte, seine Häuslichkeit zuerst und weiterhin auch seine Frau. Diese muß wohl klug und gütig gewesen sein, seltene Eigenschaften für die gefesselten Weibchen von damals, denen eigenes Leben versperrt und die Versorgung durch den Gatten als einziges Ziel berechtigter Wünsche gewiesen war. An Güte und duldsamem Verständniß erwärmte sich der stahlharte Kämpfer, und man weiß ja, wie es geht, wenn ein starker Mann im Frauenzimmer warm geworden ist. Behagliche Jahre vergingen, und für Herrn O'Shea wurde Diskretion immer mehr Ehrensache, und im Lande Heinrichs des Achten und des Baccaratprinzen von Wales fand man in dem ehelichen Triangel keine auffällige Figur. Hilft sich ein Jeder doch, wie er kann.

Da dämmerte dem ehemännlichen Lichthalter ein vortheilhafteres Geschäft auf, das weit einträglicher zu

werden versprach als die bisher bewiesene Toleranzhäuslichkeit. Politische Gegner wollten Parnell bei Seite schaffen, und für eine hübsche Summe ging sein gefälliger Gastfreund hin und klagte auf Ehebruch. Um Beweise konnte er nicht verlegen sein, er selbst war sein sicherster Eideshelfer, und alsbald wurde das Verbrechen durch Richterspruch festgestellt, allen Gutgesinnten zur Herzensfreude und Seelenwonne. Nun brach das Wetter los. Kann ein notorischer Ehebrecher noch fernerhin Parteiführer sein und Vertreter eines für freies Recht streitenden Volkes? Nimmermehr. Auch eine hohe und niedere Beamtenschaft des lieben Herrgottes mengte sich schleunig in's böse Spiel, und von allen Kanzeln, aus den Spalten aller für Anstand und Sittlichkeit außerhalb des Inseratentheils begeisterten Blätter zeterte es gegen den unreuigen Sünder, der schamlos genug war, durch hartnäckiges Leugnen die mitschuldige Frau nicht der Meute rücksichtslos auszuliefern. Wie viele Kaiser und Könige, wie viele Päpste, Kardinäle und Bischöfe seit der Begründung staatlicher und kirchlicher Macht Ehebruch und scheußlichste Unzucht getrieben hatten, ohne an ihren hohen und höchsten Würden deshalb Einbuße zu erleiden, davon war damals nicht die Rede. Die gekrönten Freunde der Gräfin Lichtenau und der bayerischen Reiterjungen hatten die Gnade Gottes, und Parnell hatte nur sein Genie.

Nach verzweifelter Gegenwehr unterlag der Verbrecher; der größte Philister Gladstone kam über ihn, und sein Volk wusch die Hände in Unschuld; es war des Führers überdrüssig, der nicht der Heerde zu folgen

gewillt schien. Die Völker kennen, wie die Kinder, keine größere Lust als die, verhätschelte Puppen nach gemessener Weile zu zerstören. Von diesem politischen Kampf jedoch sonderte bald ein ganz persönliches Ringen sich ab. Parnell fiel aus der Rolle und machte der geltenden Sitte, was man damals eine Konzession nannte: er heirathete seine Geliebte. Ein Hohnlachen aus aller Welt war die Antwort, und die Schutzleute des Himmels jammerten laut, da sie von Schuld sich rein fühlten, über die Fortsetzung des Ehebruches; trösteten wohl auch den ärmsten O'Shea in seinem Ungemach. Vereinigt aber hausten nun schlimm Gepaarte: zwei Menschen, die einander nicht anschauen konnten ohne quälendes Gedenken, ohne daß des Einen Auge sprach: Du hast mich zu Grunde gerichtet, und der Anderen angstvoller Blick: Kann deine Liebe über ein zertrümmertes Leben hinweg? So mag dem ersten Menschenpaare zu Sinn gewesen sein, da es sich nackt fand und bloß, nach dem Apfelmahl; das hatte auch von den süßen Früchten des Erkenntnißbaumes gegessen, und die Wißbegierde ist auch dem Urchristenthum strafbar, der Religion für neugierige Juden und zügellose Orientalen, und nicht zufällig spricht die Schrift vom Erkennen des Weibes . . .

Adam kannte den alten Tertullian nicht, aber Parnell mag ihn gekannt und, als er sterben wollte, wohl an sein Wort gedacht haben: „Weib, Du bist die Pforte zur Hölle! Und alle Welt zerbricht sich den Kopf nicht über den klaffenden Abgrund zwischen Menschlichkeitanspruch und kirchenväterlicher Moral, über diesen

mörderischen Widerspruch, von dem alles Unheil herkommt und alle Erbsünde. Alle Welt sinnt auf Mittel gegen die Prostitution, gegen die sichtbare, die der moralischen Verdauung nicht förderlich ist, und läßt von der zimperlichen Tante Voß jetzt sich jene Häuser anpreisen, in denen der Ahnherr von Lessing's Erben die Mönchlein bei rettender Arbeit sah. Alle Welt thut wie die Enthaltsamen, von denen Zarathustra also sprach: „Diese enthalten sich wohl: aber die Hündin Sinnlichkeit blickt mit Neid aus Allem, was sie thun.“ Und während alle Welt treu und keusch vor dem sechsten Gebot prüde Wacht hält, hört aus der Hündin heiserem Gebell der Wissende deutlich den Kommentar heraus: Du sollst dich nicht ertappen lassen!

11. 10. 1891.





## XIII.

# Nicäa und Erfurt.



Im Jahre 325 nannte man es ein Konzil, im Jahre 1891 einen Parteitag. Namen aber sind Schall und Rauch, und ich will Den sehen, der mit guten Gründen mich abhalten könnte, vom Parteitag zu Nicäa zu sprechen und vom Erfurter Konzil. Denn die Christen der ersten Jahrhunderte waren eine Partei, und bis zu des Konstantin Bekehrung eine von gefährlich subversiver Tendenz; und der Sozialismus ist heute eine Religion, die neue Religion der Armen und Elenden. Denen hatte, in oft genug polizeilich aufgelösten Versammlungen, der große Agitator Paulus das Himmelreich nach dem Tode versprochen; denen verheißt heute der große Apostel Bebel, Sankt Augustus von Leipzig, das Himmelreich schon auf Erden. Selig Alle, die da glauben, selig die eifrigen Christen, selig die das Heil besitzenden Sozialisten.

Vom Parteitag zu Nicäa sind Protokolle wohl nicht veröffentlicht worden; die moderne Errungenschaft der

Spezialkorrespondenten kannte die arme konstantinische Zeit eben noch nicht. Aber ich glaube, es wird 325 nicht viel anders zugegangen sein als 1891. In Nicäa wie in Erfurt stritten die Alten mit den Jungen: dort warf Sankt Athanasius den Oppositionsführer Arius nieder, hier bezwang Sankt Augustus den Parteiketzer Wildberger. Der Kampf bleibt derselbe, gleichviel, ob er früher von zwei streitbaren Priestern ausgeführt wurde, ob er jetzt zwischen einem Drechslermeister und einem Tapezierer tobte. Und auch die Haltung der Opposition scheint mir dieselbe geblieben, wenn ich in des ehrwürdigen Bossuet Discours sur l'histoire universelle, einem durchaus nicht nur für Kronprinzen lehrreichen Buche, den Satz lese: „Les Ariens cachèrent leurs erreurs et rentrèrent dans les bonnes grâces en dissimulant.“ Auch auf dem Erfurter Konzil haben die Wildberger und Werner einen beträchtlichen Theil ihrer vorher erhobenen Anklagen verleugnet und zu einer maßvollen Tonart unterwürfig sich bequemt; und wenn sie nicht gleich den Arianern bei den Machthabern wieder in Gunst sich zu betten vermochten, so beweist das eben nur, daß die Parteipfaffen immer unduldsamer werden, im Fortschritt der Jahrhunderte.

Der böse Arius bezweifelte die Gottheit Christi und war übrigens ein frommer Mann, der heute mit Tolstoi sehr gut und mit Egidy noch besser sich verstehen würde. Da kam aber damals der große Athanas, Bischof Hilarius von Poitiers war auch dabei, und die thaten den Opponenten in Acht und Bann. Der böse Wildberger bezweifelte die Unfehlbarkeit Liebknecht's, des

sakrosankten „Vorwärts“-Leiters, und war übrigens ein frommgläubiger Sozialist, der mit den Paulinern recht gut und mit dem nazarenischen Zimmermannssohne noch besser sich verstanden hätte. Da kam aber nun der Weihbischof Bebel, Kirchenrath Singer war auch dabei, und die zerschmetterten, kraft einer hirtenbrieflichen Encyklika, den lärmenden Dissidenten. Und abermals verlange ich Den zu sehen, der mit guten Gründen mich abhalten könnte, vom Parteitag zu Nicäa zu sprechen und vom Erfurter Konzil.

Die Frage nach Recht und Unrecht hat niemals und nirgends mich sehr lebhaft interessirt. Gern aber will ich zugeben, daß Athanasius und Bebel Recht und Arius und Wildberger Unrecht hatten. Wie die Menschen nun einmal sind, wollen sie alles Neue nur gleich en bloc annehmen, ohne feinere Unterscheidungen, ohne Sonderung von Gutem und Schlechtem. Als rein ideeller Begriff hätte das Christenthum sicherlich nur recht mäßige Anziehungkraft geübt, wenn nicht die Kaiser aus der sinkenden Epoche des römischen Reiches durch die Erschaffung von Märtyrern dem neuen Glauben eine höchst wirksame Reklame bereitet hätten. Als aber die letzten Christenverfolger, als Diokletian und Galerius abgetreten waren und Konstantin vor allem Volke zur milden Entsagunglehre sich bekannt hatte, da standen die Märtyrerkronen in unerschwinglichem Preise, und es galt, ein neues Zugmittel für die Massen ausfindig zu machen. Das that der Parteitag zu Nicäa, dem nach Bossuet dreihundertundelf christliche Genossen beigewohnt haben sollen. Die erfanden die katholische Orthodoxie mit

Sakramenten und Heiligenverehrung, die setzten den Reliquiendienst ein und andere ebenso schöne wie nützliche Dinge, die schufen dem vorher nackt und bloß einhergehenden Christglauben ein kirchliches Feierkleid, ein offizielles Prunkgewand, dessen gleißende Pracht die Blicke der am Imperatorenaufwand Verwöhnten selbst blenden und fesseln mußte. Wie sollten die Arianer mit ihrem durch Beispiel nur, nicht durch Dogma und Lehre agitirenden Menschensohn Jesus dagegen aufkommen? Nur die Orthodoxie und der Bilderdienst kann auf die Länge die Gläubigen an sich ketten; ist erst das Weihrauchgewölk zerflattert, ist auch die Gemeinde schon zerstreut und kein vernünftiges Ueberreden wird sie wieder zusammenführen.

Nicht die flüchtige Laune des Feuilletonisten verleitet mich, Christen und Sozialisten hier zu gesellen: die Parallele bietet von selbst sich, und öfter schon ward sie gestreift. Nur allzu scheu, finde ich, und allzu ängstlich, weil man noch immer sich nicht entschließen kann, im Sozialismus die religiöse Bewegung zu sehen. Und doch gibt nur dieser mystische Charakter ihm die Kraft, einen so ungeheuren Heerbann von Glaubenstreitern um die rothe Fahne zu schaaren. Deshalb erscheint mir auch das Bemühen so müßig, auf dem Erfurter Konzil ein neues Programm aufzustellen; Programme mögen für Parteien wichtig sein — auch das bezweifle ich noch —, für Konservative und Liberale; eine Religion ist stark nur durch ihre Mystik, und noch viel gleichgiltiger als für das Centrum ist für den Sozialismus der Wortlaut seines Programms. Auch mit menschen=

verständlicher Kritik, wie sie derb, aber für Dumme nicht ungeschickt jetzt vom Unfehlbaren der „Freisinnigen Zeitung“ geübt wird, kann man einem Bekenntniß nicht beikommen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Und wer von Bebel heute ausführliche Mittheilungen über die werdende Gesellschaft der Zukunft verlangt, der ist nicht viel klüger als Einer, der den Paulus gefragt hätte, wie er denn nun dermaleinst unter den lieben Englein wohnen, essen und sich kleiden würde.

An Engel nämlich glauben sie Beide, die Kirchenchristen und die Sozialisten, und weil ich gar nicht engelgläubig bin, kann ich Beider Orthodoxie nicht bedingunglos mich anschließen. Als der erste Kulturkatzenjammer über die sündige Menschheit hereinbrach, da sagten ihr weise und heilige Männer: Hienieden ist's freilich schlimm, muß auch schlimm sein, auf daß Ihr geläutert werdet und reif für die Gemeinschaft der Engel; und für jegliches irdische Leiden wurde eine himmlische Prämie ausgesetzt. Solche Lehre war gut und solches Versprechen, denn gewarnt waren nun die Reichen und die Armen getröstet: die Stunde naht des sozialen Ausgleiches und die Ersten werden die Letzten dann sein. Aber die Menschheit wurde älter und endlich gar alt, und die verheißene Stunde wollte noch immer nicht schlagen, und kein Englein war noch zu schauen, nicht das allerkleinste. Und wieder griff die Katerstimmung um sich, die günstigste für die Geburt neuer Religionen. Da standen neue Propheten auch schon auf und in Zungen redeten sie: Das mit den Engeln ist baarer Unsinn, von schlauen Pfaffen Euch vorgeschwatzt; die wahren

und wirklichen Engel seid Ihr selbst, Genossen, und Euer muß schon auf Erden das Himmelreich sein, denn edel seid Ihr, hilfreich. und gut und werdet, ist nur erst das verderbliche Eigenthum abgeschafft, wie Brüder unter einander Euch lieben und nur in verwehten Sagen noch wird von Noth man hören, von Elend, Verbrechen und blutiger Schmach.

Da ist die Wurzel des Unterschiedes zwischen christlichem Kommunismus und modernem Sozialismus: die nazarenische Weltanschauung mißtraute dem Menschen und war bestrebt, aus böser Naturanlage durch strenge Askese ihn zu erziehen, eine fast grausame Diät ihm zu empfehlen und zur späteren Seligkeit ihn heranzukasteien; diesem Pessimismus tritt nun sozialistischer Optimismus entgegen, in fröhlichem Vertrauen zum Menschen, dem er zuruft: Will, und Du bist glücklich! Befreie von den Ausbeutern Dich, und im Glanz wirst Du hausen und in der Herrlichkeit! Und das zweizinkige Gabelthier fühlt, der Affensprosse, sich höchlich geschmeichelt und nimmt mit der Botschaft auch den Glauben willig auf, der schwere Entsagungopfer von ihm nicht heischt. Die Botschaft hört' ich auch, allein mir fehlt der Glaube, und bedenklich neige ich zu der Ueberzeugung, daß der Bergprediger den Menschen doch besser noch erkannt hat und seine natürlichen Lebensbedingungen tiefer gefaßt als Karl Marx und Engels und alle die anderen Kirchenväter des Sozialismus. Dem aufrechten Vierfüßler ward mit dem göttlichen Odem auch das verhängnißvolle Vermögen eingeblasen, unablässig, im Wandel der äußeren Umstände, sich neues Leiden zu schaffen, neue Sehnsucht

auch zugleich nach neuen Zielen. Daß mit einem Zauberschlage solche leidige Gabe verschwinden könnte, ist doch nicht sehr wahrscheinlich; im besten Falle wird es der Menschheit wiederum, wie bei jedem Umsturz bisher, ergehen: mit äußerster Anstrengung, unter zuckenden Schmerzen, wird der Patient sich auf die andere Seite legen, um bald darauf einzusehen, daß nun seine Lage erst vollends unerträglich geworden ist. Die Schöpfung, die dem Gethier mühelos alles zum Dasein Nothwendige entgegenträgt, sie ist für das menschlich gesteigerte Bedürfen nun einmal so unvollkommen und fehlerhaft eingerichtet, daß sie nur den Frommen gänzlich befriedigen kann, der als schmerzlich läuternde Vorstufe zu ewigen Genüssen sie hinnimmt, in resignirtem Hoffen.

Da ist es recht vortheilhaft denn, daß auch die Gabe uns ward, durch bequeme Kompromisse mit unveränderlichen Thatsachen uns abzufinden. Die heute den Bergprediger mit römischer, byzantinischer oder auch protestantischer Inbrunst verehren, denen fällt es gewiß nicht ein, seinem Beispiel nachzuleben. Sie führen das Schwert, unterwerfen sich weltlicher Macht, töten und richten und wissen sehr schlau auf dunkeln Hintertreppen Ehren zu erschnappen, klingende Titel, fette Pfründen und buntfarbige Bändchen, wie sie von vielbeschäftigten Majestäten nach Laune und Willkür gespendet werden. Solche Möglichkeit schuf erst das Kompromiß von 325, schuf der Parteitag von Nicäa, auf dem die Vereinigung der Kirche mit der staatlichen Gewalt durchgesetzt wurde. Der erste christliche Monarch war zur Entsagung nicht mehr bereit als seine Nachfahren, die allerchristlichsten

Kaiser und Könige auch; er ließ sich vergöttern, nachdem er das Kreuz geküßt hatte, er blieb der Herrscher eines kriegerischen Räubervolkes, aber die Athanasianer machten ihm ein behagliches Kompromiß-Christenthum zurecht, in usum serenissimi imperatoris, hießen von Gottes Gnaden ihn und überlieferten nachgeborenen Geschlechtern den lichten Ruhm Konstantins des Großen. Nicht des urchristlichen Glaubenstifters Verkündigung ist heute verwirklicht, sondern das konstantinische Staatschristenthum. Es kommt eben immer anders.

Auch für den Sozialismus wird es schließlich anders kommen, und wer weiß, ob nicht spätere Zeiten dem Erfurter Konzil ähnliche Bedeutung beimessen werden wie dem Parteitag zu Nicäa. Herr Bebel hat in Sankt Athanasii Rolle allgemach sich eingelebt, und er ist drauf und dran, einen nicht mehr allzu bedrohlichen Kompromiß-Sozialismus zu schaffen, mit dem ganz bequem und gemüthlich sich leben läßt. Trotz Herrn von Hammerstein hat er neulich gegen Rußland gehetzt und in Erfurt sprach er mitunter schon fast wie ein etwas radikaler Bourgeois. Es ist immer dieselbe Geschichte: so lange die Unterdrückung Märtyrer erweckt, hilft die reine Idee sich allein fort; auf die Befreiung aber folgt allsogleich auch die Einsetzung einer Hierarchie, der dann die Aufgabe zufällt, in ihren Münzen dogmatische Wahrheit zu schlagen und jedem Frechen harte Strafe zu sinnen, der eigene Prägung in Umlauf setzen möchte. Daß die Menschen Engel sind, glaubt wohl Herr Wildberger noch — glaubt Herr Bebel nicht mehr, so wenig wie Bischof Athanas an die beflügelten Himmelbewohner

geglaubt hat. Die Konzentration auf das Diesseits, deren schwingendes Stichwort Feuerbach ausgab, die ist in Wirklichkeit schon fünfzehnhundert Jahre früher erfolgt, als vor das mystische Ideal ein gemächliches Sichabfinden trat und man begann, ohne um das kommende Gottesreich viel sich zu kümmern, eine irdische Behaglichkeit mit allem erreichbaren Komfort zu begründen.

In Erfurt, das ist meine ganz private Ueberzeugung, hat der Sozialismus seinen Tag von Nicäa erlebt. Sankt Augustus von Leipzig sprach ganz offen es aus: „Die Masse schließt sich uns nicht an, weil sie nach reiflichem Nachdenken unsere Ziele als die Ziele der Menschheit erkennt, sondern weil wir die einzige Partei sind, welche die Lage der Arbeiter bessern will, weil wir für die Arbeiter in die Schranken treten und die Ausbeuter an den Pranger stellen." Klingt da nicht die Konzentration auf die jetzt noch zu Recht bestehende Gesellschaftordnung an, der mit den schärfsten kritischen Messern man, auch ohne ein orthodoxer Sozialist zu sein, zu Leibe gehen kann? Herr Bebel trägt der Masse und ihrem Anspruch Rechnung, wie in Bithynien die Häupter der Kirchenpartei imperatorischem Gelüste Rechnung trugen. Dem Christenthum ist das Kompromiß nicht allzu gut bekommen, und erst in der großen Reinigung von Wittenberg hat es neue Kraft gefunden. Herr Bebel ist klug, darum möchte er Athanasius und Luther zugleich spielen und brachte im Erfurter Konzil sechs fein erdachte Thesen durch, die dem resignirten Rückzug eine prächtige Kanonade feuern.

Von Nicäa datirt das grobe Pfaffengezänk, das bis auf unsere Tage der Harnack und Ziegler sich fortgepflanzt hat. Der sozialistische Pfaffenzwist wird auch nach Erfurt nicht verstummen und allmählich wird er dazu beitragen, der Gläubigen Ehrfurcht vor den Gesalbten zu erschüttern. Doch auch hier weiß man sich zu helfen: man exkommunizirt die Arianer, die Wildberger und Genossen, und für die im offiziellen Glauben Starken befolgt man die Taktik des großen Konstantin. Dieser christliche Landesvater hätte nicht den Fall Boetticher und erst recht nicht den Fall Manché in das grelle Licht rücksichtlos öffentlicher Kritik gerückt; denn nach dem corpus juris canonici hat er zu dem nächstenliebenden Weisheitspruch sich bekannt: „Wahrlich, wenn ich mit eigenen Augen einen Priester Gottes oder Jemanden im Mönchsgewande beim Sündigen betroffen hätte, so würde ich meinen Mantel abnehmen und ihn bedecken, damit er von Niemandem gesehen würde." Geduldig wollen wir's abwarten, ob der famose Mantel der christlichen Liebe auch Herrn von Vollmar noch paßt, dem päpstlichen Garden a. D., der so unvorsichtig war, offen auszusprechen, was man nicht sagen, nur denken darf: „Die Darstellung, daß die große Weltwende unmittelbar bevorsteht, ist ein Phantom, ein verlockendes Irrlicht. Der Optimismus eines verzückten Gläubigen, eines Ekstatikers, gehört dazu, an den alsbaldigen Sieg zu glauben."

So nüchtern klang nun, nach dem großen Rausch, die Weise, und die begeisterten Arianer mußten das Feld

räumen. Und zum dritten Male will ich Den sehen, der mit guten Gründen mich abhalten könnte, vom Parteitag von Nicäa zu sprechen und vom Erfurter Konzil.

20. 10. 1891.





## XIV.

# Mahadöh.



Vor mir liegen, zu einem hübschen Haufen geschichtet, allerlei Zeitungsausschnitte, die im Laufe der Woche ich mir aufgestapelt habe. Denn es ist gar nicht immer so ganz leicht, aus der wirbelnden Fülle kleiner und kleinster Ereignisse die am meisten charakteristische Note herauszufinden. Lange habe ich diesmal geschwankt und immer wieder die bedruckten Fetzen durchmustert. Da waren Erörterungen über die hastige Entlassung des Fürsten Bismarck; Paralipomena zum Virchow-Jubiläum und zur Forckenbeck-Feier, diesen Gedenktagen fraktioneller Geschmacklosigkeit; die in einer kaiserlichen Depesche an Helmholtz ausgesprochene Verachtung allen parteipolitischen Getriebes; die in Aussicht gestellte Reform des Zuhälterwesens; die Warnung eines in Dresden zu löblichem Thun versammelten Sittlichkeitbundes vor den Ausschreitungen des modernen Realismus; endlich, in einem einzigen Blatt, vier Sexualmorde, darunter der an einer Prostituirten verübte Lustmord, nach dem blutigen Beispiel des Jack the Ripper.

Der entschied. Nicht nur, weil er obenauf lag, also ein späteres Datum auch als die anderen Vorgänge trug, sondern weil er an symptomatischer Bedeutung sie sämmtlich übertrifft. Von der Dankbarkeit der Großen, von Politik und Parteien und Excellenzen kann auch ein ander Mal gesprochen werden. Für's Erste liegen jetzt Sittlichkeitdebatten in der Luft und Betrachtungen über die Prostitution. Sprechen wir auch davon, in flüchtigen Andeutungen nur, wie krause Laune nach aufrüttelnden Erlebnissen sie suggerirt.

In seinem ostpreußischen Jagdschloß Rominten soll der Kaiser von den im Prozeß Heinze enthüllten Zuständen Kenntniß erhalten haben. So melden die Blätter und fügen hinzu, der Monarch habe seine Minister angewiesen, schnelle und gründliche Abhilfe zu schaffen. Die arge Verlegenheit der Minister kann man sich ungefähr vorstellen, wenn man vernimmt, daß von der Wiedereinführung der Prügelstrafe die Rede sein soll. Mit der nämlichen Aussicht auf Erfolg könnte auch etwa an die Einberufung einer internationalen Konferenz zur Beseitigung des Zuhälterthums gedacht werden. Es ist eben das Unglück der Könige, daß ihnen Niemand die Wahrheit zu sagen wagt, daß vor ihrem Wünschen und Winken Alles bäuchlings dahinsinkt. Auch bei den besten Anlagen und Absichten muß so allmählich der mystische Glaube an eine unumschränkte Machtvollkommenheit sich entwickeln, der in rauher Wirklichkeit doch immerhin ganz feste Grenzen gezogen sind. Daß in einem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein der Wunsch lebendig wird, irdischem Elend und Laster aus eigenem Vermögen ein

Ende zu bereiten, das ist gewiß begreiflich und rühmenswerth. Höheren Ruhm aber noch würde der Diener erwerben, der den Muth hätte, einem mächtigen Willen die unübersteigbaren Schranken seines Wirkens zu zeigen; höheres Verdienst auch um den dynastischen Gedanken, dem es nicht förderlich sein kann, wenn das Ansehen des Monarchen häufig erfolglos in Bewegung gesetzt wird.

Nicht jeder Herrscher trägt heute eine Krone. Auch die Menge ist, die Mehrheit in immer wechselnder Gestalt, ein Souverän geworden, und Schmeichler umringen sie und die gekrümmten Schaaren der Liebediener. Die lispeln und wispern beständig ihr in die Ohren: Ew. Majestät können Alles, Ew. Majestät brauchen nur Allergnädigst zu wollen geruht zu haben. In so verquollenem Stil tönt es aus allen Zeitungen den Gewalthabern entgegen, den monarchischen wie den demokratischen, und der Irrwahn wuchert fort und die Machtüberschätzung auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft.

Augenblicklich murmeln die Schmeichler das süße Lied von der Beseitigung der Prostitution. Das muß man nun freilich wohl verstehen: Beseitigung heißt hier nicht etwa Vertilgung, sondern Vertuschung. Was keusche Herzen nicht entbehren können, soll vor keuschen Ohren doch nicht genannt, von keuschen Augen nicht erblickt werden. Allerdings ist es kein allzu freundlicher Anblick, den das Interieur bei Heinze's bietet, und man muß schon recht abgehärtete Nerven haben, um die Geschichte von dem Zuhälter lesen zu können, der „gegen Entrée" den zerstückelten Leichnam seiner Hedwig der neugierigen Menge zeigt. Nur immer heran, meine Herrschaften, für

zehn Pfennige sehen Sie hier eine Leiche à la Whitechapel, nebst zwei Messern und etlichen Blutlachen, noch ganz frisch! Und wenn Sie sich verspätet haben, bitte, das macht nichts, Ihre Zeitung liefert Ihnen einen anschaulichen Bericht mit allen Einzelheiten, vielleicht mit einem Lokalplan, sicher mit einiger sittlicher Entrüstung von wegen der Gräuel und von wegen des Lasterpfuhles.

Das nämlich ist das Wundersame: Prostitution und sexuelle Verbrecher sollen in's Dunkel; da aber Sensation nicht gemißt werden kann, müssen Beschreibungen und Lokalpläne an hervorragende Stelle, in gesperrter Schrift. Die Moral hält dafür an den Ausschreitungen des modernen Realismus sich schadlos. In demselben frommen Blatt, das am Sonnabend eine Warnung vor der geschickt imitirten Sinnlichkeit einer Novelle des Herrn Sudermann erließ, stand am Montag die ausführlichste Beschreibung vom Handel und Wandel der ermordeten Hedwig Nitsche. Das ist des Landes so der Brauch.

Ich möchte nicht mißverstanden sein. Nicht an der Oeffentlichkeit der Erörterungen ärgere ich mich, nur an dem ekelhaften Pharisäerthum, das in Deutschland unser ganzes Leben durchseucht. Schön: reden wir von der Prostitution; aber reden wir offen und frei und lachen wir die züchtige Tante Voß derb aus, wenn sie im Leitartikel behauptet, diese Dinge ließen sich nur mit Glacéhandschuhen anfassen, während sie im Lokaltheil dem Sensationbedürfniß der Abonnenten reichliche Opfer bringt. Es wird Zeit, die Glacéhandschuhe auszuziehen und der Sphinx in's schreckende Antlitz zu sehen, die seit 2600 Jahren fast ihre schaurige Räthselfrage stellt.

Man hält im Allgemeinen den Athenienser Solon für den Begründer der Prostitution, und man erinnert mit ironischem Behagen an den Ruhmgesang, der ihm für diese kulturelle Großthat von einem poetischen Zeitgenossen gespendet wurde. Der pries den Gesetzgeber, weil er durch die Einrichtung von Frauenhäusern das verehrliche Damenpublikum von Athen vor den Verfolgungen durch die mannbare Jugend bewahrt hätte. Das war ein ehrlicher und muthiger Mann, der das Ding beim rechten Namen nannte. Denn schließlich hat ja die Prostitution keinen anderen Zweck: sie stempelt die Besitzlosen zur Waare, um die Besitzenden zu schützen. Und wem der heidnische Solon als Schutzpatron nicht paßt, der sei höflichst an den Heiligen Augustinus verwiesen und an dessen Wort: „Unterdrücket die öffentlichen Dirnen und die Gewalt der geschlechtlichen Leidenschaft wird Alles zerstören und zernichten.“ Das sollten Justizminister, Polizeipräsidenten und Zeitungschreiber ihren Sittsamkeiten zum Motto setzen, anstatt mit humanen Phrasen den guten Willen in die Irre zu leiten. Hier hilft kein Mundspitzen, es muß gepfiffen sein.

Der vielerfahrene Staat weiß das ganz genau und hat daher des Stempelns hehre Pflicht auf sich genommen. Wie eine morsche Ruine aus zünftiger Zeit ragt die Prostitution in unsere moderne Welt hinein, ist zu sagen: die staatlich reglementirte Prostitution, neben der noch immer Zehntausende von ungestempelten „Bönhasen“ — wie man die Unprivilegirten im goldenen Mittelalter nannte — ihr horizontales Gewerbe treiben. Aber der Staat wacht und die Polizei hat offene Augen und fängt

sich das ungestempelte Wild ohn' Ermatten ein. Und dann? Ja, dann wird das Weib eine Nummer, wird nach Kräften entmenschlicht und entwürdigt und obendrein auch noch in der Ausübung des Handwerkes behindert. Denn die Polizei gibt der Dirne zwar ein Dienstbuch, aber kein Recht auf Wohnung; sie stößt die Novize auf die Straße, fügt aber hinzu: „Wenn Du bei Deinem Gewerbe Dich abfassen läßt, kommst Du in's Loch. Vorwärts! . . .“

Und nun geht das gehetzte Vegetiren an, der gräßliche Konkurrenzkampf um den Mann, die entseelende Gemeinschaft der Verfaulenden mit den Verfaulten, das Werben um die Gunst jedes Nachtwächters, das Feilschen mit der Habgier schmieriger Vermietherinnen, die Sklaverei der Abzahlunggeschäfte und die Erniedrigung der Sittenkontrole. Und der Zuhälter findet sich ein, irgend ein zum Müßiggang geneigter Fleischerknecht, der nach einer guten Partie gieren würde, wenn er zufällig den „bessern Ständen“ angehörte, und der nun bei der Verlorenen ein warmes Lager und reichliches Kneipgeld sucht. Warum sie ihn nimmt? Man ist doch nicht ganz allein und hat, wo es Noth thut, einen Beschützer, der auch pfeift, wenn ein Schutzmann um die Ecke biegt. . . . . .

Von Dichtern und Sozialkritikern sind diese Dinge in aller Ausführlichkeit geschildert worden, wie sie es verdienen, offen und frei. Aber man hört die unbequemen Mahner nicht, man liest nicht die Fille Éilsa von Concourt, nicht die Albertine des Christian Krogh, nicht die Studien von Mill und Secrétan, von Bebel

und Léo Taxil. Man will nicht hören, denn man möchte ruhig schlafen, und die Polizei wird schon Alles zum Besten lenken. Und die es am ehrlichsten meinen, selbst die bilden sich ein, so tief im sozialen Körper wurzelnde Krankheit von Außen vertreiben zu können, durch ein Pülverchen, ein Reglement oder dergleichen. Die Sexualmorde aber mehren mit jedem Tage sich und die Verbrüderung der Zuhälter treibt blutigen Unfug. Da finden denn konservative und liberale Pfennigfuchser einträchtiglich sich zusammen, dieselben braven Leute, die der Frau am liebsten nur den Kochtopfrayon freigeben möchten, die den Emancipationkampf der aus der Prostitution hinausstrebenden Kellnerinnen mit Hohnlachen und knotigen Witzen begleiteten, und barmen und jammern um Freigebung der staatlich konzessionirten Frauenhäuser. Sie sind nämlich viel zu sittenstreng, um solche verruchten Orte zu kennen und zu wissen, daß sie die Uebel nur steigern würden, die so geschäftig sie angeblich entwurzeln möchten. Erfahrene Polizeileute werden schmunzeln bei dem Gedanken, durch Toleranzhäuser der Sittlichkeit auf die Beine zu helfen. In den verschwiegenen Gebäuden mit den großen Nummern lauern für Jäger und Wild noch viel schwerere Gefahren und außerdem —: dem Anspruch der Großstädte zu genügen, müßte man ganze Quartiere mit Prostitutionkasernen bebauen, und selbst dann noch würden die Bönhasen nebst den Zuhältern sich draußen im Freien vergnügen und totschlagen.

Die Souveräne, Kaiser und Völker wissen von diesen Dingen nichts und ihre Minister haben nur das

Interesse, sie in der Unwissenheit zu erhalten, die am leichtesten immer zu lenken, mit der am bequemsten immer auszukommen ist. Deshalb möchte ich den Herrschern die Nachfolge des Mahadöh empfehlen. Keine Angst: er ist kein Plebejer, im Gegenteil, er ist ein Gott, von den vielen gestorbenen Unsterblichen Einer. Und ein leibhaftiger Minister, Herr von Goethe aus Weimar, hat ihn zum Helden einer indischen Legende gemacht, die also anhebt:

„Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechsten Mal.
Daß er unsers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich, hier zu wohnen,
Läßt sich Alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn."

Weiteres bitte ich in der Ballade vom Gott und der Bajadere nachzulesen. Da wird man entdecken, daß auch echte Götter zu Zeiten öffentliche Häuser aufsuchen, daß sie verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel emporheben können, weil sie nicht Hochmuth und Heuchelei mitbringen, auch nicht Unkenntniß, sondern muthige, wissende Liebe. Da können gekrönte und ungekrönte Häupter lernen, daß Regieren heißen sollte: Menschen menschlich sehen. Und da würden sie vielleicht erröthen vor der Erkenntniß, daß Mahadöh heute ein armseliger Dichter geworden ist, derselbe Dichter, dessen realistische Ausschreitungen der Dresdener Tugendbund mit dem großen Kirchenbann der Pharisäer belegt. . . .

Es gibt so viele alte Dynastien im deutschen Vater=

lande. Sollte bei eifrigem Nachforschen nicht doch am Ende eine wenigstens unter ihren erlauchten Ahnherrn den Mahadöh aufspüren? Der wäre, aber auch der ganz allein, der Mann für die Reform der Prostitution. Oder war der indische Gott, der in Liebe auf seine verworfene Bajadere sah, etwa gar der Patron der Zuhälterzunft? Ich will einen Gelehrten fragen.

26. 10. 1891.





XV.

## Verein Oelzweig.



In Rom soll dieser Tage eine lange, mit schwarzem Futter umwickelte Stange eingetroffen sein. Das Ding wurde auf's Zollamt geschafft, ausgehülst und als ein weißes Banner erkannt, auf dem, unter entsprechender Titelvignette, zu lesen war: „Verein Oelzweig. Internationaler Diskutirklub für Humanität und Kultur." Die gestrengen Zöllner umwickelten darauf das dürre Holz wieder und ließen das Banner anstandlos passiren, denn sie erkannten die Richtigkeit der Deklaration: „Muster ohne Werth."

Die arme weiße Fahne mußte seitdem noch manche Entwickelung sich gefallen lassen, denn der internationale Diskutirklub für Humanität und Kultur begann seine Thätigkeit, und da geht ohne Bannerschwingen es nun einmal nicht ab. Die Ergebnisse der interparlamentarischen Konferenz und der Tagung unterschiedlicher Friedensgesellschaften können wir in Gemächlichkeit ab=

warten. Hinter den kostbaren Früchten hochsommerlicher Monarchen-Bewegungen wird das römische Winterturnier doch wohl nicht allzuweit zurückbleiben. Nur schade, daß Victor Hugo, der geborene Ehrenpräsident humanitärer Vereinsmeierei, nicht mehr seine Rede mit dem berühmten Refrain halten kann: Montons dans le soleil et embrassons-nous y. Und auch Tolstoi, der den romanischen Mystiker allenfalls ersetzen könnte, ist nicht nach Rom gepilgert, wo sich's im November doch bestimmt angenehmer als im Gouvernement von Tula lebt; auch er ist zu Hause geblieben und schreibt da ein Buch, in dem er das einzige und unfehlbare Mittel zur Beseitigung aller Kriege angeben wird. Es ist nicht gerade schwer, dieses Mittel vorauszuahnen: die Menschheit wird da wieder einmal aufgefordert werden, doch gefälligst so schnell wie möglich in die Sonne zu klettern, Massenumarmungen aller vorhandenen christlichen Gemeinschaften zu veranstalten, im Lichte zu wandeln und dem Uebel nicht zu widerstreben. Thut sie das nicht in geziemender Eile: ja, dann ist es nicht Tolstoi's Schuld —, der hat nun oft genug Rath und Hilfe in den schwierigsten und diskretesten Angelegenheiten feilgeboten.

Die jetzt am Tiber versammelten ernsthaften Leute werden jedenfalls geneigt sein, Hugo und Tolstoi als Utopisten zu verspotten. Aber es scheint mir doch, daß selbst die verstiegenen Ideale großer Dichter weniger komisch aussehen als die Phrasengläubigkeit sogenannter praktischer Politiker, die weder politisch noch praktisch handeln, wenn sie einen großen und schönen Gedanken dem allgemeinen Gelächter preisgeben. Und das geschieht

eben jetzt in Rom. Wenn der selige Aristophanes dieses Schauspiel noch erlebt hätte, dann würde seine Komödie vom Frieden vermuthlich noch viel lustiger ausgefallen sein. Daß verständige und kulturfreundliche Männer sich zusammenfinden, um gemeinsam auf Mittel zu sinnen, dem System nationaler Verhetzungen ein Ende zu bebereiten, das ist gewiß nur löblich, und ein solches Unternehmen, selbst wenn es durch parlamentarischen Dünkel nur auf den engen Kreis der Abgeordneten beschränkt bliebe, würde die Satire nicht herausfordern. Denn nur die abscheulichen Nützlichkeitbekenner verlangen von jeder Bemühung auch sofort einen mit den Händen zu greifenden und in giltige Scheidemünze umzusetzenden Ertrag, während der philosophische Geist sich bescheidet, in getrostem Vertrauen auf die Erhaltung jeglicher Kraft. Billig und thöricht finde ich deshalb den Hohn, der dem Friedenskongreß witzelnd Unvermögen vorwirft. Sicherlich werden die zum weitaus größten Theil völlig einflußlosen Herren uns den ewigen Frieden nicht, in Goldpapier verpackt, auf den Weihnachttisch legen; wohl aber könnten sie einem menschenwürdigen Zustande uns um einen Schritt näher bringen, wenn sie ehrlich und aufrichtig zu Werke gingen. Und weil sie das nicht gethan, weil sie mit Phrasendreschen und Bannerschwingen über die Hohlheit ihrer Vereinseligkeit uns zu täuschen versucht haben, deshalb ganz allein haben sie auch das Recht verwirkt, ernst genommen zu werden.

Herrn Ruggiero Bonghi, der durch sein Intermezzo fast so berühmt schon wie sein Landsmann Mascagni geworden ist, muß um die Aufhellung des Thatbestandes

das größte Verdienst zugesprochen werden. Unter sämmtlichen Kongreßmännern ist Herr Bonghi bisher der Einzige geblieben, der aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht hat: in einem zuviel erwähnten Artikel meinte er, die deutsche Annexion von Elsaß-Lothringen dürfe nicht fortdauern. Das ist eine Auffassung wie eine andere auch, und es wäre den deutschen Romfahrern nicht schwer geworden, mit Vernunftgründen sie zu widerlegen. Aber das geht nicht. Denn nun, als die Wogen nationaler Entrüstung bei uns schon zu schwellen begannen, nun erfuhr man's: in der Versammlung praktischer Politiker darf von Praxis nicht und nicht von Politik geredet werden. Scherz bei Seite, statutengemäß, nach dem siebenten Paragraphen, der in wortgetreulicher Uebersetzung also lautet: „Die Redner werden ersucht, jede direkte Anspielung auf politische Tagesereignisse zu vermeiden; geschieht das nicht, so hat der Präsident das Recht, die Redner zur Ordnung zu rufen und ihnen nöthigen Falles das Wort zu entziehen." Und dieser Paragraph wurde uns zum Trost versetzt und hinzugefügt: Seht Ihr's —, vom Elsaß und anderen kitzlichen Dingen darf ja gar nicht die Rede sein, also geht nur hübsch ruhig nach Rom und sprecht von Humanität und Kultur und internationaler Verbrüderung, und schwingt das beinahe noch neue Banner und klettert in die Sonne und küßt Euch!

Mir wird beim Anblick von Männerküssen immer ein wenig übel und ein schleimiger Bonbongeschmack meldet sich auf der Zunge. Dieselbe flaue Uebelkeit stellt sich auch ein, so oft ich seitdem über die Alarmirung

des Vereins Oelzweig etwas lese. Schließlich gibt es doch eine Grenze, wo der Spaß anfängt, und diese Grenze sollten ernsthafte Leute recht streng respektiren. Wenn im Bicycle-Klub „Hallo“ nicht vom Radfahren, im Zuhälterverein nicht von Dirnen und im Verein „Berliner Presse“ nicht von Benefizvorstellungen gesprochen werden dürfte, dann wäre das bei dem immerhin privaten Charakter dieser in ihren Kreisen mit Recht hoch geschätzten Vereinigungen doch nicht annähernd so komisch noch, als wenn ein politischer Kongreß durch Hausgesetz politische Erörterungen verbietet. Es gehört wirklich Muth dazu, seinen Namen und seine Zeit an ein Unternehmen zu setzen, dem von vornherein nur das freilich sehr ausgedehnte Gebiet allgemeiner Phrasentrunkenheit offen gelassen wurde.

Es bleibt thatsächlich nichts Anderes übrig; denn politische Tagesereignisse nennt man in der offiziellen Vereinsprache eben alle Fragen, an denen Europa heute interessirt ist. Solcher Fragen kenne ich eigentlich nur zwei, die eine ernstliche Kriegdrohung einschließen könnten: die französische und die russische. Und als eine sehr lohnende Aufgabe für einen internationalen Diskutirklub möchte ich die Erörterung dieser beiden Fragen ansehen. Wollen die Franzosen wirklich ihre Stellung als Großmacht auf's Spiel setzen, um im besten Falle zwei ihnen auch geistig inzwischen verlorene Provinzen wieder zu gewinnen, an deren Besitz ihnen im Grunde nicht das Geringste gelegen ist? Geht Rußland wirklich auf die Eroberung von Konstantinopel aus und auf die Verslavung und Versklavung der alten Welt? Das sind

hier die Fragen, und wenn die bürgerlichen Leute ohne Amt und Mandat einmal in aller Offenheit verhandeln wollten, dann würde ich, um über herrschende Stimmungen mich zu unterrichten, gern noch viel weiter reisen als bis nach Rom. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es sich dann herausstellen, daß die elsässische Frage nur ein prunkendes Dekorationsstück und daß der russische Weltherrschaftsplan eine amüsante Erfindung ist, von denen die Völker nichts wissen und nichts wissen wollen.

Als nach den letzten Wahlen die riesigen Stimmziffern der Sozialdemokratie bekannt wurden, da fragte ein mitunter pfiffiger-Mann: Wer schreit Hurrah? Dieser gar nicht so dummen, aber auch nicht gar so klugen Frage möchte ich die wichtigere nun folgen lassen: Wer will den Krieg? Hurrahschreier gibt es am Ende in allen Ständen und erst neulich habe ich mich an der beflissenen Loyalität zweier offenbar nicht evangelische Theologie Studirender gefreut, die eilfertigst über den Straßendamm stürzten, um vor winzigen Prinzchen ihre schwarzen Scheitel ehrfürchtig zu entblößen. Den Jünglingen machte das Vergnügen und mir auch. Aber —: wer will den Krieg, der unter den jetzigen Umständen doch ein weniger harmloses Vergnügen sein dürfte? Die Monarchen nicht, denn sie sagen es selbst und, was mehr bedeutet, sie wissen, daß es heute leicht um die Krone gehen kann; die Völker auch nicht, denn sie tragen ihre Knochen zu Markt und setzen ihr Eigenthum auf's blutige Spiel, für eine Sache, die ihnen schließlich viel gleichgiltiger noch ist, als sie öffentlich es einzugestehen wagen. Der Egoismus ist ja doch ungleich stärker als

seine verstaatlichte und als Patriotismus höchst gepriesene Erweiterung: ob auf der Hagia Sophia der Halbmond blitzt oder das griechische Kreuz, darauf legt der russische Mushik eben so wenig Werth, wie etwa der Sizilianer auf die Farben der Flaggen in Nizza oder Trient. Derartig gehobene Stimmungen, aus denen patriotischer Grimm aufwächst, sind der Menschennatur sicher nicht eingeboren; künstlich müssen sie geweckt und genährt erst werden durch Alkohol und Phrasen. Wenn er viel getrunken oder tapfere Reden gehört hat, — auch eine Vereinigung beider Genüsse soll schon vorgekommen sein, — dann erst fühlt der Philister sich als ein politisches Thier und als Staatsbürger, dann erst gedenkt er seiner Militärzeit und heult: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!“ Und Wehe Dem, der ihn darauf hinweist, daß vorläufig die Wacht am Rhein gar noch nicht bezogen zu werden braucht. Nachtwandler und Patrioten darf man nicht anrufen, sonst fallen sie herab und brechen sich Rippen oder Illusionen. Und das ist schmerzhaft.

Für etwa zwei Reichsmark monatlich kann heute Einer sich jeden Tag einen sehr achtbaren patriotischen Rausch antrinken, bei bescheideneren Ansprüchen an Inhalt und Gefäß auch schon weit billiger, wenn er nämlich eine Tageszeitung abonnirt. Da findet er pünktlich zum Morgenkaffee immer mindestens einen casus belli, und nur hohe Feiertage werden mit friedlichen Glocken sanft und lind ihm eingeläutet, bim, bam, bam, bim, weil nach Heiligabenden der gute Bürger doch gewöhnlich einen Kater hat und dann das Böllerschießen nicht ver-

tragen kann. Dieser Wechsel von Bum und Bim, das ist der Presse edelster Beruf. Sie will den Krieg auch nicht, Gott bewahre, wer will denn den Krieg? Aber sie muß doch Spaltenfutter haben; der ostafrikanische Spezialkorrespondent ist nicht gleich bei der Hand, und auswärtige Politik geht am schnellsten. Chauvinistische Kundgebungen in Brest; Nihilistenverhaftungen in Kiew; Ruf eines Pariser Kellners gegen den Dreibund; Aufrollung der egyptischen Frage; namentlich aber Judenhetze in Rußland, das zieht immer. Wenn's nachher nicht wahr ist, wenn anstatt der fünfhundert Nihilisten nur fünf Falschmünzer verhaftet und in entsprechender Proportion auch die übrigen Meldungen vergrößert sind —: was thut's? „Wir hatten die Nachricht gleich mit allem Vorbehalt wiedergegeben.“ Und die Leser haben wieder einmal das Gruseln gelernt.

Da liegt, und nirgend anders, die Kriegsgefahr. In nüchternem Zustande sind die Leute, Franzosen, Russen und Deutsche, gewöhnlich sehr froh, wenn sie satt zu essen haben, einen dicken Rock und einen warmen Ofen höchstens noch. Durch die Zeitungen aber werden sie in eine chronische Trunkenheit versetzt, in der ihnen dann Kometen und Kruppkanonen am Firmament erscheinen. Die Deutschen sehen die Russen, die Russen sehen die Deutschen heranziehen, in Wehr und Waffen, und allerseits wird das liebe Vaterland ersucht, recht ruhig zu sein. Ein im Joche seufzender Redakteur erzählte mir einmal ein gutes Wort seines altgläubigen Vaters. Der wollte von der Großformatbeglückung des an den Journalismus verlorenen Sohnes nichts wissen,

und meinte: „Rede mir nichts, Adolf! Du mußt doch lügen! Gib täglich ein ganz kleines Blättchen, dann will ich's lesen; so viel aber, wie Du da druckst, passirt ja gar nicht in der Welt." Der vortreffliche Mann hätte nach Rom gehen müssen, und mit ihm auch der Berühmtere, der schon am 6. Februar 1876 gesagt hat: „Die eigentliche Schuld liegt an der wunderbaren Leichtgläubigkeit und an der Sensationbedürftigkeit der Leser. Namentlich die deutschen Leser mögen ernste, sachlich geschriebene, belehrende Artikel über innere Angelegenheiten, die uns doch zunächst interessiren, nicht lesen. Keiner liest sie gern, und schreiben mögen die Redaktionen sie noch viel weniger, das erfordert Anstrengung und Arbeit. Deutsche Zeitungen sollen politische Unterhaltungslektüre sein, die man eben beim Schoppen gelegentlich verrichtet, und von der man eine anregende Unterhaltung, vor allen Dingen etwas Neues weit aus dem Auslande erwartet. Die Zeitungen beschäftigen sich für meinen Geschmack viel zu sehr mit ausländischen Angelegenheiten." Den Sprecher würden die deutschen Mitglieder des Vereins Oelzweig nicht besonders gern in Rom sehen, denn er heißt Otto Bismarck, und er hat gethan, was sie nur malten: er hat zwanzig Jahre den Frieden bewahrt vor Chauvinisten, Panslavisten und, das Schwerste von Allem: vor Journalisten.

Phrasen verlangt man in Berlin, auf Phrasen beschränkt man sich in Rom: da muß man noch froh sein, daß für die nächste Zeit die friedliche, die humanitäre, die kulturfromme Phrase regieren wird. Deshalb wollen wir unziemliche Scherze bescheidentlich unterdrücken und

dem Verein Oelzweig seinen Spezialheiligen gönnen, den gelehrten Grobschmied Elihu Burritt aus Massachusetts, mit seinen von 1849 her weltbedeutenden „Olivenblättern". Und da von politischen Tagesereignissen nicht gesprochen werden darf, so entziehe ich mir unnachsichtlich das Wort, denn ich merke schon, daß ich die am Vorabend des Friedenkongresses veröffentlichte Nachricht glossiren will: „Der neue Militäretat fordert vom Reichstage 120 Millionen für die Armee, speziell für die Artillerie. Dazu kommen die Forderungen für die Marine."

Hoffentlich kommt uns das weiße Banner ohne Flecken zurück über die Alpen. Schonung! Muster ohne Werth!

2. 11. 1891.





XVI.

# Trüffelpurée.



Durch die hart gefrorene Thiergartenstraße rollt Wagen auf Wagen. Da und dort machen sie Halt, denn bei Herrn Plutussohn ist Diner und. in mächtigen Speisekörben wird, was gut und namentlich theuer, hinaufgeschafft, daß nur ja Alles vorhanden sei, was die Jahreszeit nicht bietet. Unten, in der von der Straße aus sichtbaren Ausstellung von Kupfer und Messing, wirkt und waltet der Koch und muß dafür sorgen, daß jedem Gericht fast eine schwärzlich-breiige Tunke beigegeben wird, die Herr Plutussohn liebt, die Frau Plutussohn liebt, die alle Gäste aller Plutussöhne lieben, weil den trägen Gaumen sie wach beizt und die müde Zunge, durch ihren fremdartig prickelnden Geschmack. Wenn sie davon reichlich gegessen haben, dann erst werden die Plutussöhne und ihre Gäste lebendig, dann erst erzählen sie Börsenwitze und wissen des in Annoncen berühmten Tafelzuhälters

bezahlte Tischkartenerklärung nach Verdienst zu würdigen. Es geht doch eben nichts über Trüffelpurée.

Auf Trüffelpurée haben sie ihr Leben gestellt. Trüffelpurée verlangen sie von der Liebe wie von der Kunst, schmackhaft erscheint ihnen nichts mehr ohne die schwärzliche sauce piquante, deren unbestimmte Farbe die fragwürdigen Zuthaten zum Lebensgericht gleichmäßig und gnädig verhüllt. Kein besseres Symbol wüßte ich für diese faulige Gesellschaft zu finden als den dunkeln, besonderen Saft, den so gierig sie hineinschmatzen. Um Trüffelpurée haben die Anton Wolff und Leipziger gestohlen und betrogen; weil sie ohne Trüffelpurée nicht weiter leben mochten, haben die verlumpten Gebrüder Sommerfeld zur Pistole gegriffen. Es ist ein allerliebstes Detail, daß auch von diesen Dieben Einer Mitarbeiter am „Berliner Börsen-Courier" war, nicht für den Handelstheil, o nein, den besorgten Andere, sondern für Gastronomie, für die Bereitung von Saucen und Salaten. Und weil er diese Thätigkeit wohl honorarfrei besorgte, schrieb ihm der Sommerfeld-Courier auf den Totenschein, er sei durch „Selbsttäuschung und Optimismus" zu Grunde gerichtet worden*). Selbsttäuschung und Optimismus ist es für die Davidsöhne und Klausner und wie die Ohrfeigenempfänger sonst noch heißen mögen, wenn zwei Strauchdiebe ihre Mitmenschen ausrauben, um ihnen dafür auf empirischem Wege das Geheimniß getrüffelter Saucen zu erkosten; Selbsttäuschung und Optimismus das jahrelange Piraten-

*) Berl. Börsen-Courier v. Sonntag, den 8. November.

leben dieses schmutzigen Gesindels, unter dessen bergenden Fittigen der Abschaum der Publizistik sein nächtiges Gewerbe übte!

Aber heute wenigstens will ich mich nicht ärgern, denn der Freude gehört diese Woche, der jubelnden Lust. So viele vergnügte Gesichter habe ich in Berlin lange nicht gesehen. Wissen Sie schon? Wolff und Leipziger verhaftet, die Sommerfeld's tot! Welche? Doch nicht — Ja! Die Börsen-Courier-Sommerfeld's, die Leute der Wechselbank, Krach, Krach, überall Krach, eine wahre Sündfluth von Trüffelpurée! Es ist eine Lust zu leben.

Man muß in die dunstige Atmosphäre des Berliner Westens gebannt sein, um die helle Freude an der begonnenen Reinigung zu begreifen. Jahre hindurch haben wir dieses Lumpengesindel auf Gummirädern einherrollen gesehen, in der Gesellschaft, in der Literatur, im Theater seinen verhängnißvollen Einfluß gespürt und es immer gewußt, geahnt mindestens, daß es eine Verbrecherkolonie war, die ihren verseuchenden Pesthauch durch die Lande schickte. Darum lachen wir jetzt auch Denen ins Gesicht, die uns etwa gar mitleidige Regungen zumuthen möchten, für Wolff, für Leipziger, für Sigmund und Felix Sommerfeld. Auf den Schindanger die Toten, Pranger und Peitsche für die Lebendigen und ihre Helfershelfer: Das ist unser Mitleiden. Denn kein Wegelagerer, kein Räuber und Mordbrenner hat so viel Unheil angerichtet, wie diese privilegirten Schelme, mögen sie nun schon im Zuchthause oder noch auf den

Sammetfauteuils der zu ihren Zuchtställen erniederten Theater sitzen.

Noch hat niemals ein Dichter sie öffentlich nach Gebühr durchgepeitscht. Balzac's Mercadet und César Birotteau's Freunde sind neben ihnen ja nur schüchterne Anfänger und in Zola's „L'argent", dem Roman, der angeblich ein unsinniges Zerrbild sein soll, sucht man vergebens nach ihres Gleichen. Aristide Saccard, der Napoleon der Börse, Mazaud und seine übrigen Marschälle: gewissenlose Spekulanten sind sie, aber sie stehlen doch nicht, sie leben doch nicht wie orientalische Despoten vom Tribut einer ganzen Menschheit. Und selbst unter dem zweiten französischen Kaiserreiche gaben sie nicht den Ton an, wie es unsere Wolff und Sommerfeld unangefochten gethan haben, zwanzig lange Jahre hindurch.

Wie wächst dieses Gesindel auf, und wie kommt es zur Macht? Das ist die Frage, die ich während der letzten Woche unzählige Male gehört habe. Die Antwort ist ganz außerordentlich einfach. Zuerst wird die Berechtigung zum einjährigen Dienst erhascht, dann ein Cylinder und Raupenhandschuhe angeschafft, und nun in ein Bankgeschäft, als Volontär oder auch gleich als Kommis. Die Bildung wird an der Börse rasch vervollständigt, in den Premièren oder auf der Rennbahn, am Totalisator. Der Herr ist fertig, und sobald es sich herausstellt, daß er im Geschäft nicht zu brauchen ist, sucht und findet er bald eine gleich gestimmte Seele, zur Begründung eines eigenen Bankhauses. So fand der zweiundzwanzigjährige Sommerfeld seinen Alters-

genossen Friedländer, und wie es dann weiter ging, darüber soll uns ein Börsenblatt belehren. „Felix Sommerfeld gewann ohne Schwierigkeiten das Herz und die Hand der jungen, reichen Kommerzienrathtochter, mit einer Mitgift von einer halben Million. Damals erfuhr der Kredit der Firma eine beträchtliche Steigerung, der sich auch bis zuletzt wegen der freundschaftlich gebliebenen Beziehungen der Firma zu dem reichen Schwiegervater in der hiesigen Finanzwelt erhielt." Ist das nicht ganz kostbar, diese Kreditsteigerung durch Herz und Hand eines verschacherten Mädchens?

Trüffelpurée ist kein wohlfeiles Essen, und wenn zu den schwarzen Unverdaulichkeiten nun auch die Einrichtung stimmen soll, wenn man Reit- und Wagenpferde halten, eine sogenannte Schauspielerin mit Brillanten schmücken und möglichst ohne Aktiengesellschafter für sich allein standesgemäß kaserniren will, wenn bei häuslichen Festen weder die Zigeunerkapelle fehlen darf noch die Primadonna mit Cellobegleitung, wenn man selbst zweifelhafte Literaturgrößen nicht gern bei Tische entbehrt, dann reicht am Ende Herz und Hand und Mitgift nicht aus und die „allgemein beliebten und geachteten" Jobber müssen die stärksten von ihren Künsten erproben. Da gibt es nun verschiedene Methoden; die sicherste aber und die bewährteste ist jedenfalls die der Wolff und Leipziger und Sommerfeld. Die Leute werden ja nicht alle, die ihr Geld gern zu recht hohem Zinsfuß unterbringen wollen. Den Leuten kann geholfen werden, von alten, unantastbar soliden Firmen, von Hirschfeld & Wolff, von Friedländer & Sommerfeld.

Da gebt nur Euer mühsam Erspartes getrost in Depot und übt einstweilen recht fleißig die Konjugation des gar nicht mehr unregelmäßigen Zeitwortes: Ich deponire, Du stiehlst, er erschießt sich. . . . .

Offen gestanden: auch für die Opfer der Räuberbande bringe ich kein Mitleiden zusammen. Wer nicht spekuliren oder mühelos durch unreellen Gewinn erraffen will, der braucht nicht zu Wolff und zu Sommerfeld zu gehen. Man hat unter den Betrogenen große Namen genannt, und wenn es auch undenkbar erscheint, daß z. B. der Gips-Minister von Boetticher 400 000 Mark zu verlieren hatte, so ließe in anderen Fällen doch der schlaue Zauber ziemlich leicht sich erklären; denn auf der Reichsbank gibt's keine Trinkgelder wie bei den Trüffelfirmen, und man ahnt oft gar nicht, wie weit und wie hoch die Sehnsucht nach Trinkgeldern sich erstreckt. Sogar Vertreter der siebenten Großmacht sollen in dieser Beziehung nicht immer ohne Schuld und Fehle die kindlich reine Seele bewahrt haben. Mindestens hat der gute und reinliche Lasker einmal im preußischen Abgeordnetenhause gesagt: „Selbst bei solchen hochachtbaren Organen, die in ihrem politischen Theile unzweifelhaft, und bei denen die Personen, welche den politischen Theil vertreten, ebenso unzweifelhaft von allen schmutzigen Handlungen weit entfernt sich gehalten haben, auch wahrscheinlich in Unkenntniß gewesen sind —, selbst bei solchen Organen haben diejenigen, welche die Vermittelung zwischen diesen Organen und jenem ansteckenden Platze, den man die Börse nennt, zu besorgen hatten, sich nicht fern gehalten, an dem für sie doppelt

unerlaubten Gewinne Theil zu nehmen und das Publikum zu verführen.“ Das war 1876. Und als wir 1891 schrieben, da war der Matador, den Lasker in seiner Rede hauptsächlich treffen wollte, noch immer der Börsenredakteur eines „hochachtbaren Organs“ und ein Ehrenrichter in journalistischen Angelegenheiten obendrein.

Für den guten und reinlichen Lasker war es ein rechtes Glück, daß er den neuen Krach nicht mehr zu erleben brauchte. Es ist ihm bitter verübelt worden, daß er nur den hochadeligen Gründern unbarmherzig zu Leibe ging; aber die Motive seiner schwächlichen Beschränkung waren gewiß ehrenwerth. Jeder Angriff auf die Wolff und Leipziger und Sommerfeld, so raunt auch heute noch man sich in die Ohren, treibt neues Wasser auf die Mühlen der Antisemiten und eine Judenhetze wollen wir doch nicht heraufbeschwören. Gewiß nicht. Aber ich glaube, gerade durch dieses Totschweigen und Vertuschen ist der Antisemitismus erst recht eigentlich gestärkt worden, weil man darin die Anzeichen einer Solidarität zu erblicken glaubte, die in solchem Umfange thatsächlich gar nicht besteht. Von Juden, namentlich von denen der älteren Generation, hört man oft die unerbittlichsten Urtheile über das schnöde Treiben des Börsenpöbels und diesen vortrefflichen, oft genug peinlich sauberen Menschen erweist man sicherlich keinen Dienst, wenn man jetzt jede Kritik der Börsenmanöver durch ein wildes Gelärme über die Gräuel der Staatslotterien und Totalisatoren, an denen doch wohl kaum jemals noch Einer zum Bettler geworden ist, niederzubrüllen versucht und die unerhörten Banditenstreiche der

Gebrüder Sommerfeld durch Optimismus und Selbsttäuschung zu entschuldigen strebt. Religion- und Racenunterschiede haben mit diesen Dingen gar nichts zu schaffen. Die Union générale des klerikal-antisemitischen Herrn Bontoux war nicht viel besser als die Berliner Wechselbank Friedländer & Sommerfeld, und wer von Zola's Börsenroman auch sonst nichts wissen mag, der sollte doch das kluge Wort der sittlich kerngesunden Heldin beherzigen: „Pour moi, les juifs, ce sont des hommes comme les autres. S'ils sont à part, c'est qu'on les y a mis.“

Uebrigens legen gerade die Fälle Wolff und Sommerfeld für eine schöne interkonfessionelle Parität ehrenvolles Zeugniß ab. In dem Bankierklub, in dem der Kommerzienrath von irgend eines Manché Gnaden sein Dreißigtausendmark-Partiechen zu machen pflegte, finden Besitzer aller drei Ringe friedlich sich zusammen. Der Theaterdirektor, dem Sigmund Sommerfeld für entsprechende Gefälligkeiten diskretester Art einen Kredit von 180 000 Mark eröffnete und den er auch sonst noch vermöge seiner publizistischen Machtvollkommenheit fördersamst unterstützen konnte, bezeichnet sich als Katholiken. Und als derselbe Sigmund Sommerfeld in's Ostseebad Binz, allwo er wieder einmal eine Spitzbubengründung verübt hatte, Vertreter der Presse lud, da folgten Christen und Juden seinem Ruf und bald las man überall, welche Wunder in Binz vollbracht waren, auf Kosten der Depotgeber des Herrn Sommerfeld.

Wasser thut's freilich nicht. Durch die hart gefrorene Thiergartenstraße aber rollt Wagen auf Wagen

und der rentenlos Vorüberwandelnde liest die Namen alt- und neutestamentarischer Speisenbereiter. Der im Erdgeschoß waltet und wirkt, der Koch, weiß, wie es gemacht wird, auf daß Herr Plutussohn, und auch Herr von Plutus auf Plutushausen, beim östlichen wie beim westlichen Speisegesetz zufrieden sein kann. Es geht doch eben nichts über Trüffelpurée.

9. 11. 1891.





XVII.

## Suprema lex.



In das Gedenkbuch der guten Stadt München hat der deutsche Kaiser den Spruch eingezeichnet: Suprema lex regis voluntas. Das Wort ist natürlich bekannt geworden und es hat eine gewisse Erregung hervorgerufen; hier und da sah schon ein Verfassungwächter den Absolutismus in leibhaftiger Gestalt herannahen, der mir übrigens gar keinen Schrecken in's Gebein jagt. Wenn der Herrscher das Recht hat, kraft eigenster Entschließung, ohne des bergenden Schildes eines verantwortlichen Ministers sich zu bedienen, einen Bismarck aus dem Dienste des Reiches zu schicken und damit den wichtigsten politischen Akt der letzten zwanzig Jahre nach freiem Ermessen rechtsgiltig zu vollziehen, dann vermag mein beschränkter Unterthanenverstand den bis zur Erschlaffung hergebeteten Verfassungparagraphen keine welterschütternde Bedeutung beizumessen. Wo das Größte dem Eigenwillen vorbehalten bleibt, soll

man auf Kleines und Kleinstes sich nicht allzu stolz versteifen.

Aber die Angstphilister mögen nur ruhig die Nachtmütze über die länglichen Ohren ziehen: wir werden die Verfassung behalten und der Kaiser denkt sicherlich an keine Rückkehr zum „erleuchteten Despotismus“ Fritzens des Großen. Man könnte den Spruch aus dem Ehrenbuche ja wohl auch anders deuten, suprema mit voluntas konstruiren, und die Geschichte würde dann so aussehen: Suprema regis voluntas lex (esto!). Wer verbürgt uns, daß es nicht so gemeint war? Man muthe doch gefälligst dem Vertreter der deutschen Nation nicht die ungeheuerliche Geschmacklosigkeit zu, er habe erklären wollen, des Königs Wille sei oberstes Gesetz, — im Bayernlande, allwo die Münzen die Züge eines armen Blödsinnigen aufweisen. Ich habe einmal gelesen, der unglückliche König Otto finde ein argloses Vergnügen darin, den Personen seiner Umgebung in's Gesicht zu spucken, auch wohl auf Vorüberwandelnde zu schießen. Auch das ist eines Königs Wille — Nero und der zweite Ludwig trieben es ja noch toller —: wollen wir ernsthaft darüber reden, ob dieser Wille Gesetz sein soll?

Man kann einen Herrscher heute ganz gut ohne Krone und Szepter und Goldapfel sich vorstellen; aber man glaubt insgemein immer noch, so ein hoher Herr regiere zu jeder Tages- und Nachtzeit, und man will ihm nicht das Recht auf privatmenschliche Vergnüglichkeit zugestehen. Da sitzt er, vielleicht in heiterer Tafellaune, in Reisestimmung, in einer fremden Stadt, und schreibt, was ihm gerade einfällt, in's Gedenkbuch, und sofort

geht das Spüren los und das Kommentiren. Unangefochten darf doch jeder Privatmann seine mehr oder minder poetischen Einfälle in geduldige Fremdenbücher abladen. Es soll einen Journalisten geben, der stets an solchen Stellen den Spruch von der immer zu übenden Treue und Redlichkeit hervorsucht, und in Genua las ich, von einem ebenso deutschen wie erbärmlichen Schriftsteller unterzeichnet, das stolze Wort: Auch ich bin ein Dichter. Ich habe den Mann nicht darum für größenwahnsinnig gehalten.

Wenn dieses Blatt erscheint, werden wir der Geburt eines großen Geistbefreiers gedenken, Voltaire's, der den Völkern die Binde des Irrthums löste. Dieser Freund eines absoluten Königs hat, nicht nur in der Ode an Friedrich, Worte über das Königthum gesprochen, die dem Fürstenspiegel des Macchiavelli, einem der mißverstandensten Werke der Weltliteratur, und dem berühmten Juniusbriefe „to the king“ herrliche Ergänzung bieten. Heute erscheint mir am wichtigsten die Erinnerung an jene Verse, die der siebenzehnjährige Voltaire der Gemahlin seines Oedipus auf die Lippen legte:

„Nos prêtres ne sont point ce qu'un vain peuple pense,
Notre crédulité fait toute leur science.“

Was hier von den Priestern, höchst unhellenisch, gesagt ist, das gilt auch für die Fürsten. Weil das Volk sie für Uebermenschen hält, thut es ihnen Unrecht und kann zu mystischem Selbstbewußtsein veranlagte Szepterschwinger in neronische Triebe hineinschmeicheln. Es war der Agrippina verbrecherischer Sohn, der einstens erklärte, erst durch ihn habe die staunende Welt erfahren,

wie viel einem Fürsten erlaubt sei. Und ein Landesvater von gänzlich anders gearteter Geistesverfassung, Friedrich Wilhelm I., der Preußenkönig, schrieb noch 1732, also immerhin beträchtliche Zeit nach Nero: „— Wir sind doch Herr und König und können thun, was Wir wollen."

Herr Eugen Richter meint, an diesen König erinnern „historisch" gewisse Aussprüche des jetzigen Kaisers. Ich glaube, der Sozialistenvernichter irrt sich. Wilhelm der Zweite verschmäht gewöhnlich den majestätischen Plural, er ist Ich und setzt sich selbst, so oft er das Wort ergreift, — und das kommt nicht ganz selten vor, wie männiglich bekannt ist. Er hat den guten Jugendwillen, Alles zu reformiren, alle Welt glücklich zu machen, und mit einer Gabe rascher und lebendiger Auffassung vereint sich leicht die holde Jugendlichkeit, vorhandene Schwierigkeiten zu unterschätzen. Ein Fürst steht hoch und steigt allzu selten herab, um die gemeine Wirklichkeit der Dinge aus der Nähe betrachten zu können, und so kann es geschehen, daß er den Teufel durch Beelzebub auszutreiben versucht und die Straßenprostitution zu verbannen durch die Menschheitschmach öffentlicher Häuser.

Solcher Irrthum, den man einen idealistischen nennen mag, wird erst eine Gefahr, wenn der Monarch schlecht berathen und in den Stand gesetzt ist, auch aus dem irrenden Willen Gesetze zu prägen. In Deutschland, wo heute ein ekelhafter Byzantismus umgeht, den eine würdelose Publizistik großgepäppelt hat, in Deutschland möchte man jetzt am liebsten die Initiative zu allen Dingen, guten und schlimmen, beim Kaiser suchen,

der doch am Ende auch nur ein sterblicher Mensch ist. Wilhelm der Zweite hat erkannt, daß unsere Zeit im Zeichen des Verkehrs steht. Wenn es sich trotzdem ereignet hat, daß Eisenbahnzüge eine halbstündige Verspätung erlitten, weil auf der Hubertusjagd ein Schwein — es kann auch eine Sau gewesen sein, ich war wirklich nicht dabei — zur Strecke gebracht werden sollte, so ist das ohne Zweifel ein Vorgang, von dem der Monarch eben so wenig erfährt, wie von dem erstaunlichen Versuch, durch polizeiliche Absperrung der Berliner Bahnhöfe Otto Bismarck, den Einzigen, der stürmischen Begrüßung einer tausendköpfigen Menge zu entziehen.

Die Frage hat mich oft beschäftigt: Was erfährt ein Monarch eigentlich? Es wäre ja möglich, daß man dem Kaiser nur jene stockdummen Zeitunglügen vorlegte, die seit beinahe zwei Jahren uns täglich erzählen, Bismarck habe, der mehr als je Geliebte, nun „den letzten Rest seiner Popularität eingebüßt“. Es wäre auch möglich nicht nur, es ist sogar wahrscheinlich, daß man einen Herrscher in dem Glauben erhält, alle seine Reden und Handlungen fänden enthusiastische Aufnahme, während es in Wirklichkeit doch recht sehr anders auszusehen pflegt. Die Fälschung der öffentlichen Meinung, die unsere gefällige Presse Tag für Tag verübt, kommt solchem Unternehmen ja bereitwilligst zur Hilfe. Wenn nun ein zum Thron gelangter Herr immer wieder vernimmt, daß seine Genialität den Nagel auf den Kopf getroffen hat, wahrhaftig, er muß schon sehr stark und sehr frei von ererbter Anmaßung sein, um nicht bis zur Selbstvergötterung sich treiben zu lassen. Der erste Napoleon,

groß auch in brutalster Offenherzigkeit, hat es gesagt: „Ich zeigte ihnen den Weg zum Ruhm, sie wollten mir nicht folgen; ich öffnete ihnen meine Vorzimmer, und in Schaaren stürzten sie sich hinein.“ Und in einem zu Unrecht geschmähten Buche, in Gustav Freytag's Schrift über den Kronprinzen und die Kaiserkrone, habe ich die prachtvollen Sätze dick angestrichen: „Jede Lebensäußerung des Herrn, der durch seine Stellung und Lebensaufgabe der Nation werth ist, erscheint bedeutsam und werthvoll, während sie an einem Andern unbeachtet bliebe; in gleichgiltige Worte wird ein besonderer Sinn gelegt; der gewöhnliche Scherz wird als geistvoll gerühmt; auch ein mattes Interesse des Helden, das in anderen Menschen für selbstverständlich gelten würde, wird gefeiert. Und wenn das Volk jahrelang seine Fürsten an solche Bewunderung gewöhnt hat, wie darf es ein Wunder nehmen, daß diese selbst eine große Meinung von dem erhalten, was sie reden und thun, auch wenn es nicht ungewöhnlich ist? Wenn die kleinste Beachtung, welche der Fürst einem Menschen gönnt, diesen erhebt oder glücklich macht, so gehört für den Fürsten eine außerordentliche Bescheidenheit dazu, damit er nicht eine hohe Meinung von seiner Erhabenheit über Andere erhalte, und in diesem Sinne darf man sagen, die Nation verzieht unablässig ihre Gebieter, am meisten die, welche sie am meisten liebt.“

Solche Verziehung eines Fürsten kann unter Umständen ganz außerordentlich kostspielig für die Nation werden. Dem Fürsten droht, wie dem Schauspieler,

der mitunter nicht einmal so häufig wie ein Militärmonarch das Kostüm zu wechseln hat, die Gefahr der Eitelkeit, der Effekthascherei. Alles soll wirken, den Anschein der Hoheit und Würde wecken und tiefernsten Beschäftigtseins, finsteren Grübelns sogar über schwierigsten Lebensproblemen. An dieser ewigen Photographirbereitschaft ist schon, ehe es noch Trockenplatten gab, der gekrönte Komödiant Nero zu Grunde gegangen, mit dem kaisergeckigen Ruf: Qualis artifex pereo! Und heute würde monarchisches Applausbedürfniß beim Bärenspiel mit nackten Christenmädchen sich kaum bescheiden, heute böte ein blutiges Völkerschlachtefest nächstliegende Zerstreuung. Darum wäre es wirklich gut, wenn man sich bei uns entschließen könnte, mit dem persönlichen Lebenswandel der Höchsten und Allerhöchsten sich weniger eifrig zu beschäftigen, nicht jedes Zufallwörtchen geschäftig herumzutragen, nicht in jede prinzliche Kinderstube hineinzuschnüffeln. Es ist wieder der königtreue Freytag, der spricht: „Ob solch' unablässiges Vorführen der Fürsten den Zeitunglesern vortheilhaft ist, soll hier nicht untersucht werden; für die Fürsten selbst wird diese Geschwätzigkeit zuweilen Belästigung, jedenfalls ein Zwang, der ihr ganzes Wesen beeinflußt."

Es ist vielleicht der erfreulichste Zug im Wesen des jetzt regierenden Kaisers, daß er von solchem Zwange noch ganz frei ist. Wenn Freytag wünscht, jede Aeußerung eines hohen Herrn möchte „eine wohl überlegte und für die Oeffentlichkeit zugerichtete sein", so wird er über manches burschikose Wort Wilhelms des Zweiten den

bedenklichen Kopf geschüttelt haben. Mir scheint, der Kaiser hat eine sehr moderne Auffassung von seinem Beruf, er will ein Anreger, nicht ein unfehlbar Entscheidender sein. Er hat sich von der Schulkonferenz belehren lassen; die Realgymnasien, die ihm so unnützlich dünkten, bestehen fort; Begas ist noch nicht zum Nationaldenkmalschöpfer ernannt, und auch in der Prostitutionfrage ist noch nicht aller Tage Abend. Daß der Zornbrief in Sachen Heinze nicht die Gegenzeichnung eines Ministers trug, hat die Presse aufgemutzt, anstatt es zu loben: eine Privatäußerung war der Brief, regis voluntas, nicht aber suprema lex. Recht schlimm ist es freilich, daß man solche Privatäußerungen nicht frank und frei kritisiren darf, ohne befürchten zu müssen, in die Schlingen des Paragraphen über die Majestätbeleidigung zu fallen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß neulich entschieden wurde, schon das Sitzenbleiben beim landesüblichen Kaiserhoch sei ein straffälliges Vergehen. Ist es wahr, dann zittere ich für den armen Theaterkritiker, der einem vom Kaiser belobten Stücke derb zu Leibe geht. Aber auch ohne diese Entscheidung ist der Zustand schon schwierig genug geworden. Ist es beleidigend, wenn man schreibt, ein Monarch verstehe nichts von Dirnenhäusern, oder ist nicht vielmehr das Gegentheil beleidigend? Neulich habe ich lange darüber gesonnen, aber ich kam zu keinem befriedigenden und gefahrlosen Schluß. Bedarf die Majestät wirklich so besonderen Schutzes gegen unvorsichtige, vielleicht trunkene und sinnlose Reden; und ist es nöthig, einen armen

Teufel neun Monate einzusperren, weil er ein neunmonatliches Prinzlein „beleidigt“ hat? Ich glaube es nicht; ich glaube auch, daß die Höchsten und Allerhöchsten selbst kaum jemals einen Strafantrag stellen würden, wenn nicht diensteifrige Staatsanwälte ihnen zuvorkämen. Setzt ein Fürst frei und kühn seine Person ein, dann kann er nicht gewillt sein, freier und kühner Kritik den Mund zu verbinden. Voltaire's absolutistischer Freund ließ die Schmähblätter niedriger hängen und hatte die Lacher auf seiner Seite. Und es waren nicht gerade die angenehmsten Herren, die auf Wortbeleidigung eine Strafe setzten: Tiberius war einer der Ersten, die der lex maiestatis solche Ausdehnung gaben, und als Tacitus im ersten Buche seiner Annalen dessen gedachte, da schrieb er: „Denselben Namen hatte dieses Gesetz auch bei den Vorfahren, anders aber kam es zur Anwendung: wenn nämlich Einer das Heer verrathen, Aufruhr gestiftet oder das Gemeinwesen auf Abwege geführt und so des römischen Volkes Herrlichkeit gelästert hatte. Nur Thaten wurden geahndet; das bloße Wort blieb ungestraft.“ Wenn von diesem ältesten römischen Recht etwas in das neue bürgerliche Gesetzbuch des deutschen Volkes übergehen könnte: Fürsten und Völker würden sich besser dabei stehen. Nur die stolze Würde der Nation kann den Fürsten erziehen; nur die bescheidene Würde des Fürsten und seine einsichtige Selbsterkenntniß kann monarchisch regierten Völkern zum Heile gereichen. Deshalb ist auf beiden Seiten jede kritische Regung willkommen zu heißen, die Unzufrieden-

heit mit Bestehendem weckt und die Möglichkeiten der Besserung schafft. An dem höchsten Gesetz, daß nur aus Zweifeln ein frommer Glaube erwächst, kann kein selbstherrlicher Wille zu rütteln sich vermessen, noch an dem Worte Hegels, das dem deutschen Geist einst zum Siege über Europa verhalf: Der Widerspruch bewegt die Welt.

15. 11. 1891.





## XVIII.

# Sommerfeld's Rächer.



Trüffelpurée muß doch wohl eine schwer verdauliche Speise sein. Wie eine Centnerlast liegt sie den trauend Hinterbliebenen der Hirschfeld & Wolf und Leipziger im Magen und verursacht den Aermsten bedenkliche Kongestionen und Uebelkeiten, für die dann der Koch verantwortlich gemacht wird. Auch Sommerfeld's selige Erben mögen viel ausgestanden haben, bis das von Virgil überlieferte Wort der Dido an ihnen zur Wahrheit wurde: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Er fand sich, der Rächer aus dem Stamme der Sommerfeld's, und er that eine That, die in die goldenen Bücher aller Trüffelschlinger eingezeichnet zu werden verdient, den Mitlebenden zum Gedächtniß, späteren Geschlechtern zur Nacheiferung. Und weil ich es für eine hehre Pflicht halte, jedem glorreichen Vollbringen hier ein Denkmal zu setzen, nur deshalb will ich versuchen,

trotz Fieberanfall und Influenza-Stimmung, dem Rächer gerecht zu werden und der Rache. Bitte aber um Zubilligung mildernder Umstände.

Am Abend des 20. November sah ich den Theaterkritiker der „Gegenwart“, der von einem Pflichtbesuche des Lessingtheaters zurückkehrte. Ich fand den mir gut Bekannten einigermaßen verändert: sein Ueberrock war zerrissen, sein Schirm zerbrochen; unterhalb des rechten Auges hatte er vier stark blutende Kratzwunden. Da wir gemeinsame Wirthschaft halten, war die Geschichte mir nicht gerade angenehm und ich bat mir ärgerlich Rechenschaft aus. Schließlich, wenn er in den Zuhälter-Verein ging, brauchte er doch nicht den neuen Regenschirm mitzunehmen. Wir haben in gleicher Qualität keinen Zweiten zu versenden.

Er brachte mich bald zum Schweigen. Er war gar nicht bei den Zuhältern, sondern wirklich im Theater gewesen und behauptete steif und fest, Rock und Schirm und Auge hätten um meiner Sünden willen gelitten. Na, wir stritten eine Weile: gilt es Dir oder gilt es mir; endlich kamen wir überein, auch diese Sache als eine gemeinsame zu betrachten. Warum, das will ich berichten, wenn ich zuvor mitgetheilt habe, was mein guter Kamerad zu Protokoll gab.

Also: er war im Lessingtheater gewesen, das er, seiner Gewohnheit gemäß, als Einer der Ersten verließ. In der Säulenhalle vor dem Theater sah er flüchtig ein Menschenkind, dessen Anblick auf ihn wie üble Luft zu wirken pflegt. Er blieb, um für den Heimweg eine Cigarette anzuzünden, eine Minute stehen, und während

er, nach links gekehrt, ein hilfreiches Streichholz suchte, erhielt er einen heftigen Schlag auf die rechte Seite des Gesichtes und fühlte, wie scharfe Nägel ihm das Fleisch aufrissen. Das Menschenkind hatte ihm aufgelauert und ihn heimtückisch überfallen. Er packte den Buben bei der Kehle, hieb auf ihn ein und drängte ihn in den Kassenflur zurück. Nachdem der Bursche ihn noch mit einem harten Gegenstande, Stock, Schirm oder Ring, in's Genick getroffen hatte, wurde die Prügelgruppe durch Schutzleute getrennt und als Name des Wegelagerers wurde festgestellt: Max Albert Klausner, Redakteur des „Berliner Börsen-Courier". Soweit das Protokoll, das nachträglich noch in erfreulichster Weise ergänzt wurde. Es stellten sich nämlich zwei Zeugen, die aussagen und beschwören wollten, der p. Klausner habe vorher seinen bübischen Plan entwickelt und für die Zeit des Ueberfalles seine Ehefrau, mit der er im Theater war, unter den Schutz eines Vertrauten gestellt. Also ein vorbedachtes, ein kühl ersonnenes Attentat. Ferner lief ein auf einem Briefbogen des „Berliner Börsen-Courier" geschriebener Brief des p. Klausner ein, worin der Herausgeber und der Verleger der „Gegenwart" mit ähnlichen Attentaten bedroht wurden. Dieser Scherz könnte den Staatsanwalt beschäftigen; für uns ist er belanglos.

Ebenso belanglos ist auch die Person des Wegelagerers. An die Möglichkeit irgend einer Art von Satisfaktion ist bei dem Manne nicht zu denken. Ich habe mich die Mühe nicht verdrießen lassen, Umfrage zu halten; bei Kavalieren und Studenten, bei Schriftstellern

und Redakteuren, bei Freunden und Feinden ritterlicher Zweikämpfe, sogar bei zwei jetzt bitterlich beschämten ehemaligen Hausfreunden des p. Klausner habe ich angeklopft und überall, ohne einzige Ausnahme, die nämliche Antwort erhalten: Wo denken Sie hin? Mit einem Klausner schlägt man sich nicht. Damit war dieser Theil der Angelegenheit erledigt und auf prinzipielle Erörterungen der Duell-Frage brauchte ich mich nicht einzulassen. Daß man sich für seine Ehre schlägt, könnte ich noch begreifen. Kann aber die Ehre eines anständigen Menschen durch einen unsauberen Gesellen, wie den p. Klausner, überhaupt angetastet werden? Schon der Gedanke stimmt mich unendlich heiter.

Wenn wir, mein kritischer Kamerad und ich, uns dennoch gelegentlich mit diesem Wichte befassen mußten, so geschah das nur, sobald ein öffentliches Interesse in Frage kam. In das dunkle Privattreiben eines Klausner hinabzutauchen, dazu fühle ich auch heute, so reichlich auch das zugeströmte Material ist, weder Neigung noch Beruf. Aber dieser Mann hat früher zweimal die Ehre des Journalismus in schwerster Weise geschädigt, und dafür mußte er öffentlich ausgepeitscht werden. Im ersten Falle übernahm Freund M. H. die Kammerjäger-Pflicht, beim zweiten Male ging ich auf die Wanzenjagd.

Mein Kamerad hat dem p. Klausner schlimm mitgespielt. Nachdem er*) festgestellt hatte, daß der journalistische Ehrenmann im Verlaufe von zwei Jahren allein von zwei Theatern 1106 Freibillets erbettelt und zwei-

*) In dem Aufsatze: „Der Fall Klausner“.

mal, nach dem Ausspruch dreier einwandfreier Zeugen, öffentlich für eine Lüge sein „Ehrenwort“ verpfändet hatte, wurde vom Verein „Berliner Presse“, auf das Betreiben angesehener Mitglieder, unter denen mir glaubwürdig Karl Frenzel genannt wird, eine neue, gewissenhaftere Untersuchung eingeleitet, deren Ergebnissen der p. Klausner sich durch eiligen Austritt entzog. Deshalb ist es wohl möglich, daß der hinterlistige Ueberfall die charakteristische Antwort auf den „Fall Klausner“ gewesen ist.

Wahrscheinlicher allerdings will mich bedünken, daß unser Wegelagerer als Rächer der Sommerfeld's gehandelt hat. Vom 15. August bis zum 20. November verjährt am Ende auch eine Klausner-Züchtigung. Inzwischen aber richtete ich hier das Trüffelpurée an und während der schwärzlichen Mahlzeit mußte ich nach Recht und Pflicht auch der journalistischen Sommerfeld's gedenken. Denn diese Börsenbanditen haben auf alle drei hier zu betrachtenden Gebiete unheilvollen Einfluß geübt: auf Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Insbesondere waren sie als Hauptaktionäre und finanzielle Regenten des „Börsen-Courier“ in der Lage, auf verschiedenen Feuern zu kochen; sie konnten die Leser für allerlei dunkle Rubel-Manöver erwärmen und fanden das geeignetste Werkzeug in dem p. Klausner, der sich öffentlich der von ihm dem russischen Finanzminister geleisteten Dienste gerühmt hat. Dafür unterstützten dann wieder die Sommerfeld's den p. Klausner, wenn er in Nöthen war, und sie entblödeten sich nicht, einen Boykott gegen das „Berliner Theater“ durchzuführen, nur, weil der Direktor

Barnay den p. Klausner nach Gebühr behandelt hatte. In dieses Nest einmal hineinzuleuchten, schien mir geboten; denn ich finde nicht, wie andere verständige und tadellos korrekte Leute, daß die Sommerfeldereien auf die leichte Achsel zu nehmen sind. Darüber kann man sicherlich verschiedener Ansicht sein; übereinstimmen aber wird das allgemeine Urtheil über den Nekrolog, den der „Börsen-Courier" dem Brüderpaar gewidmet hat. Da war von Beiden gesagt, sie seien durch „Optimismus und Selbsttäuschung" zu Grunde gegangen; da war von den „unglücklichen Inhabern der Firma Berliner Wechselbank" die Rede; da wurde dem Einen dieser Unglücklichen „herzliches Mitgefühl" auf die Gruft gerufen, „dem lebensfrohen und bescheidenen Manne, dessen freundliches und liebenswürdiges Wesen Jeden einnahm, der mit ihm in Beziehung kam". Das ging, so zu sagen, denn doch über die Hutschnur und es fehlte nur noch der Aufruf an das deutsche Volk, zur Sammlung für ein Sommerfeld-Denkmal.

Es war mir damals durchaus nicht angenehm, daß ich den p. Klausner bei diesem Anlaß erwähnen mußte; denn schon früher hatte ich von ihm nahe Gekommenen Aufschlüsse über den Charakter dieses Mannes erhalten, die von jeder Berührung abschrecken mußten. Aber ohne deutliche Personen-Bezeichnungen geht es in so schweren Fällen nun einmal nicht ab. Es hat sich ereignet, daß ein junger Romanschreiber durch den Hinweis auf einen Reklamemacher für Binz und Umgegend sich getroffen fühlte, daß ein viel älterer und viel berühmterer Schriftsteller eine andere Stelle auf sich gemünzt glaubte,

während ich nicht einmal in Gedanken mich mit ihm beschäftigt hatte. Die guten Leute, die immerfort über persönliche Angriffe salbadern, sind mir sehr verdächtig; wenn es sich um ihre politischen Gegner handelt, dann haben sie gegen persönliche Angriffe gar nichts einzuwenden und unterlassen es niemals, Herrn Stöcker an seinen angeblichen Falscheid zu erinnern oder die wundersame Mär aufzurühren, Bismarck habe das Deutsche Reich im Interesse seiner Rittergüter regiert. Nur ihre Umgebung, mögen sie auch noch so sehr sie verachten, soll Tabu sein, nur da soll der Angreifer hübsch „vornehm" bleiben. Man nennt das, glaube ich, Taktik. Aber Taktiker von allen Parteifarben haben wir gerade genug; und als ein kleiner Mann ohne beamtete oder einer Fraktion verantwortliche Stellung brauche ich um Taktiken und Praktiken mich des Teufels zu kümmern. Für mich gibt es anständige und unanständige Leute, und mein Ziel ist, die Anständigen vor den Unanständigen zu warnen und zu schützen, soweit das eines Alleinstehenden schwaches Vermögen kann. Und viel, aber sehr viel vornehmer erscheint es mir, einen Unanständigen an den Pranger zu stellen, als ihn von wegen der süßen Taktik achselzuckend zu dulden. Ich ginge auch weit lieber auf die Löwenjagd; wenn aber das Zimmer, in dem man nun einmal hausen muß, voll von Wanzen steckt, dann ist die Kammerjägerei auch kein zu verachtender Beruf.

Freilich aber muß man sich in diesem Beruf nicht sonderlich stolz, etwa gar wie ein Löwenjäger, vorkommen. Darum habe ich mir selbst und meinem

Kameraden gesagt: Eine große Anzahl vortrefflicher Menschen hat Dir in der Erregung mit einigem Enthusiasmus die Hand gedrückt, weil Du von einem Knoten überfallen worden bist. Lerne selbst von diesem Knoten und erinnere Dich gefälligst, daß der Klausner am 15. Juni 1891 ein Flugblatt in die Welt geschickt hat, in dem es heißt: „Ich würde keinen Augenblick gezögert haben, eine erlittene Mißhandlung, die nicht mir zum Vorwurf gereichte, zuzugeben." Gib also getrost zu: Du hast bei dem hinterlistigen Ueberfall mehr als der Klausner abgekriegt, Du hast geblutet und in Folge der Aufregung Dir ein tüchtiges Fieber geholt. Und vor allen Dingen: beklage Dich nicht. Ein Polizist, der auf einer nächtlichen Razzia von Zuhältern oder anderm Gesindel verwundet wird, ein Ungeziefer-Vertilger, den die Wanzen schlimm zurichten, die haben kein Recht zur Klage, denn sie haben ihren Beruf sich freiwillig gewählt. Wenn Du mit dem wackern Boileau eine Katze eine Katze und Rolet einen Schuft nennst, dann darfst Du auch nicht vergessen, daß Katzen kratzen und das Schufte schuftig handeln müssen. Dein Fehler war, daß Du vergaßest: ein geprügelter Köter kann noch immer beißen, nach gutem, altem Köterrecht. Für diesmal nimmst Du Dein schönes, sauberes Taschentuch und wischst die Berührung mit Sommerfeld's Rächer sorgfältig ab, bis auf die letzte Spur. Dann gehst Du wieder, jetzt aber mit einer guten Waffe in der Tasche, in den offenen Kampf gegen Katzen und Schufte. Und wenn Dir später dann einmal ein wirklicher Löwe begegnet, wenn der noch mit

verwundeter Pranke Dich in den Sand streckt und Du von den vornehmen, den korrekten und respektabeln Blättern mit keinem einzigen Worte des Nachrufes geehrt wirst, dann will ich Dich glücklich preisen. Solch' einen Tod, Herr Gott, laß mich erleben.

22. 11. 1891.





## XIX.

# Die ungehaltene Rede.



Neulich ließ ein kluger Mann sich herab, meinem Unverstande Wesen und Bedeutung der Parteitaktik zu erläutern. „Sehen Sie," sagte er, „ich habe die feste Ueberzeugung, daß die Partei, der ich mich angeschlossen habe, das beste, unter den jetzt obwaltenden Umständen tauglichste Werkzeug zur Förderung der Kultur ist. Sollten die Umstände oder meine Ueberzeugungen sich ändern, dann würde ich keinen Augenblick zaudern, meiner Partei den Rücken zu kehren. Bis dahin aber ist es meine wichtigste Pflicht, Alles zu thun, was meine Partei kräftigen und den Kreis ihrer Anhänger erweitern kann. Kommt meine Partei empor, dann gelangen auch die Ideen, die ich für gut und richtig halte, zur Anerkennung und Herrschaft. Darum muß mir zunächst das Interesse meiner Partei jedem anderen Interesse vorangehen; denn nur durch die Partei kann ich hoffen, nach der von mir als dem Gesammtwohl heilsam erkannten Richtung Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen. Wer in

der Gesellschaft leben will, der muß den Takt besitzen, nicht immer und überall sein wahres Gesicht zu zeigen. Wer in der Partei wirken und sich nützlich machen will, der muß sich der Taktik anbequemen, nicht immer und überall zu sagen, was ihm war und was ihm falsch erscheint, sondern in erster Linie dem Interesse der Partei Rechnung zu tragen, das ja gerade dem Wahren gegen das Falsche zum Siege verhelfen soll. Sehen Sie: das ist das Wesen und die Bedeutung der Parteitaktik, die Ihre politische Unreife zu schelten sich vermißt."

Der also sprach, war ein Konservativer; aber auch ein Liberaler hätte nicht anders gesprochen. Denn das Wahre zu vertheidigen, wähnen sie Alle, und das Falsche zu bekämpfen, Herr von Kleist-Retzow so gut wie Herr Richter, Herr Stöcker so gut wie Herr Singer. Das versteht sich, da es nicht allzu viele absolute Wahrheiten geben dürfte, eigentlich von selbst. Das taktische Verfahren mag ja auch recht ersprießlich sein; jedenfalls ist es durchaus verständig und ehrenwerth, aber, wie mir scheinen will, ein Bischen umständlich und nicht ganz ungefährlich. Am Ende meinte doch auch der Verfasser der geistlichen Uebungen, der ungewöhnlich kluge Herr Ignatius von Loyola, durch gehorsames Befolgen seiner Anweisungen würde die Kultur, wie er sie verstand, vorwärts gebracht werden. Auch der war ein Parteiführer und gewiß Keiner von den Ungeschicktesten und Unglücklichsten; und ohne eine erkleckliche Dosis von Kadavergehorsam und bestgemeintem Jesuitismus pflegt es auch heute noch, in modernen politischen Parteien, nicht abzugehen. Dem als gut erkannten Zwecke sucht man

durch die reinlichsten Mittel nahe zu kommen: sind aber die reinlichsten Mittel nicht zur Hand oder erweisen sie sich als unwirksam, — dann muß nun doch die Hexe dran, und man tröstet sich: der Zweck heiligt die Mittel.

Das macht nun nicht viel aus, so lange es sich um Kleinigkeiten handelt. Ich trotze dem Zornmuth des Verfassers der „konventionellen Lügen" und bekenne, daß ich recht häufig schon in der Lage war, meine Hochachtung oder Ergebenheit unter einen Brief zu setzen, der an einen weder der Hochachtung noch der Ergebenheit würdigen Adressaten gerichtet war; daß ich Leute grüße, Leuten die Hand drücke, mit denen ich viel lieber weder Gruß noch Handschlag tauschte. Auch bemühe ich mich, wenn ich, selten genug, in Gesellschaften gehe, nicht etwa durch anmaßende Subjektivität die sogenannte Gemüthlichkeit zu stören; es ist nicht geschmackvoll, zwischen Suppe und Pudding das Banner der Ueberzeugung zu entrollen oder bei jedem nichtigen Anlaß seiner zufälligen Umgebung in die geschätzten Ohren zu tuten: Seht mich an, den prinzipientreuen Kämpfer für das Wahre, Gute, Schöne! Dazu haben nur Narren ein Recht — oder Religionstifter. In großen und wichtigen Fragen aber sollte der vielberühmte Takt doch wohl der gröberen Ehrlichkeit weichen. Es ist taktvoll, der Frau vom Hause ihren lächerlichen Aufputz zu verschweigen; es ist niedrig, den knotigen oder zotigen Späßen des Herrn vom Hause Beifall zu lächeln. Eine Gesellschaft, in der gefällige Niedrigkeit für Takt gilt, die steht mit einem Fuße mindestens schon im Grabe ihrer sittlichen Gesundheit. Und auch ein ganzes Volk muß an seiner öffentlichen Moral

auf die Dauer Einbuße erleiden, wenn im politischen Spiele die Taktik und immer wieder die Taktik der höchste Trumpf sein soll.

Darum halte ich, in der Gesellschaft wie in der Politik, die Wilden für die besseren Menschen. Darum möchte ich, als ein unverbesserlich Abtrünniger, mit keiner einzigen Partei durch Dick und Dünn gehen. Und darum ärgert es mich, daß in unseren Parlamenten es um die Wilden nicht besser bestellt ist. In jedem Lande gibt es eine außerordentlich große Anzahl von Menschen, die rückhaltlose Wahrheit, nicht taktische Weisheit, hören möchten. Deren Wortführer müßten die Wilden sein, und sie würden sicher nicht schlecht dabei fahren. Die ältere französische Kritik, Papa Sarcey thut es gern noch heute, hatte die Gewohnheit, in jedem neuen Stücke die „scène à faire" aufzuspüren, die Scene, die eigentlich geschrieben werden mußte, die aber nicht geschrieben wurde. Manchmal kam dabei natürlich das dümmste Zeug heraus; oft genug aber trafen die Kritiker mitten in's Schwarze. Ich muß immer, wenn ich einen Parlamentbericht lese, dieser Theorie gedenken. Jedesmal fast scheint es mir, als fehle der discours à prononcer, die Rede, die eigentlich gehalten werden mußte, die aber nicht gehalten wurde. Man spricht, besser oder — meistens — schlechter, im wohlerwogenen Interesse der Partei; man bemüht sich, als verschlagener Taktiker dem Gegner die Verantwortung allen Unheils aufzubuckeln, sich selbst und die immer zum Bravoruf gerüstete Fraktion in ein möglichst günstiges Licht zu rücken, und schließlich wird dem Wohl des Vaterlandes, des theuren, untheilbaren, des durch keinen

Interessengegensatz zerrissenen, unweigerlich eine Kerze geopfert. Darüber gehen denn so vier bis fünf Stunden hin und aus Frühstück und Frühschoppen ward ein neuer parlamentarischer Tag. Die Rede aber, die ich meine, blieb ungehalten.

So ging es auch neulich wieder, als Herr von Caprivi, wie man ja wohl allgemein fand, seinen großen Tag hatte. Es wurden viele schöne Reden gehalten; die beste Rede aber und die wirksamste hätte doch aus dem Unausgesprochenen fertig gebracht werden können. Wäre mein Wilder zur Stelle gewesen, der hätte die ungehaltene Rede — auch nicht gehalten; denn guter, alter parlamentarischer Brauch pflegt ja den Schluß der Debatte durchzusetzen, ehe noch ein Wilder zum Wort gelangt ist. Lieber drei Parteiredner für das volle und ganze und unentwegte Programm, als einen Wilden, der am Ende doch auch Einer ist. So ist es die Ordnung, so will es das Recht.

Die Rede des Herrn von Caprivi ist vielleicht das Muster- und Meisterstück einer politischen Rede; an ihr ließen sich Vorzüge und Fehler der offiziellen Rhetorik ganz wundervoll nachweisen. Sie gefiel aller Welt, allen Parteien bei uns, allen Ruhebedürftigen im Auslande; folglich hat sie ihren Zweck erreicht, und die Vielzuvielen mögen sie preisen. Denn, lieber Freund, das lerne wohl verstehen: eine politische Rede ist nur dann gut und Allen wohlgefällig, wenn sie genau das sagt, was Alle hören wollten. Dieses Geschäftgeheimniß ist furchtbar einfach, und wer es noch nicht kannte, dem müssen es nachgerade doch die herbstlichen Reden aller mehr oder minder ver-

antwortlichen Minister verrathen haben. Herr von Caprivi kam spät, aber er kam, und als zuletzt Gekommener bediente er sich gleich der kräftigsten Mittel und verkündete den darob doch einigermaßen verblüfften Reichsboten, auch der Kaiserbesuch in Narwa habe eine vorzügliche Wirkung auf die dynastischen Beziehungen von Deutschland zu Rußland geübt. Das war das dreimal glühende Licht, die stärkste von des Herrn Reichkanzlers Künsten. Aber ich will gleich in einer Berliner Privatbank ein Depot haben, wenn ich jetzt weiß, wie wir eigentlich heute mit Rußland stehen, und warum sich ein so mörderliches Geschrei erhob, als man bei uns eine Anleihe auflegen wollte für ein von Hunger geplagtes Land, das die berühmten drohenden Truppen-Dislokationen nicht vorgenommen hat und dessen Herrscher der friedliebendste Mensch von der Welt ist, — immer nach des Herrn von Caprivi eigenen Worten.

Nebenbei bemerkt: mit den Truppen-Dislokationen ist das so eine Sache. Der Reichkanzler meint, die bösen Militärschriftsteller hätten das aufgebracht; aber er vergaß, daß noch kürzlich Graf Kalnoky von bedrohlichen Aufstellungen russischer Truppen gesprochen und daß am 6. Februar 1888 Fürst Bismark gesagt hat: „Diese Truppenaufstellungen haben schon früher in ausgedehntem Maße stattgefunden, sie sind in der jetzigen bedrohlich erscheinenden Form namentlich seit 1879, nach Beendigung des türkischen Krieges, aufgetreten." Bismarck gab also die Dislokationen zu, ohne indessen darin die Gefahr eines Ueberfalles zu wittern. Aber mir fällt noch zu rechter Zeit ein, daß der fürchterliche „Schrift-

steller", von dem der neue Reichkanzler so lange sprach, ja gerade der alte Reichkanzler gewesen sein soll. Meine Zeitung behauptet es, alle Zeitungen behaupten es, und wer's nicht glaubt, der ist ein Söldling des Schriftstellers im Sachsenwalde.

Das nämlich ist der Humor von der Geschichte. Herr von Caprivi hatte von den Zeitungschreibern in einem süperben Ton der Verachtung gesprochen, wie ihn der selige Goetz, der aus dem Goethe-Cyklus, meine Damen, nicht verächtlicher gefunden hätte, wenn die Federfuchser von Rathsherren länger auf dem Platze geblieben wären. Ob in den Augen des Reichkanzlers alle Zeitungschreiber gleich überflüssig und unnützlich sind, auch solche, die sich niemals erlauben würden, über Optimismus und Pessimismus so merkwürdige Oberflächlichkeiten zum Besten zu geben, wie es Herr von Caprivi that: diese Frage kann uns einstweilen gleichgiltig sein. Aber kurz und gut: der Kanzler hatte der Presse nach Gebühr übel mitgespielt, und ich freute mich schon im Voraus des Entrüstungsturmes, der am nächsten Morgen mit unfehlbarer Sicherheit durch die Blätter rauschen würde. Ein schöner Gedanke; aber es kam anders, wie es immer anders kommt. Die Zeitungen waren entzückt; denn wen hatte Herr von Caprivi im Grunde ganz allein gemeint? Denselben Schrecklichen, der ja alles Bösen böser Vater ist, dem wir die schlechte Kartoffelernte verdanken und die Influenza, die Bankbrüche und die Mordepidemie, mit einem Wort: Bismarck. Und das hatten die Zeitungen ja immer gesagt, voll und ganz und unentwegt.

Jeder rechtschaffene Abonnent weiß es übrigens längst, und den letzten Zweiflern habe ich es verrathen, als ich hier an den Kollegen Bismarck einen offenen Brief zu richten wagte. Im Reichstag entsteht noch verrätherische Heiterkeit, wenn der neue Kollege für Otterndorf-Geestemünde erwähnt wird; den Herren kommt es noch komisch vor, daß sie die Kürassierstiefel nun am Ende ganz in der Nähe sehen sollen. Die Zeitungschreiber aber sind nicht so bescheiden, die lachen schon lange nicht mehr, denn sie haben sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der Kollege Bismarck in Varzin, in Schönhausen, in Kissingen, in Friedrichsruh vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht hinein nur mit Leitartikelschreiben beschäftigt ist. Neuerdings hält er sich gar zwei Stenographen und eine Schreibmaschine, damit es schneller geht und Hartmeyr nicht immer zu warten braucht. Und wenn, wie Herr von Caprivi in witziger Absicht sich ausdrückte, der Beunruhigungbacillus jetzt in Reinkulturen gezüchtet wird, so trägt daran beileibe nicht Dilettantismus und Servilismus die Schuld, auch die Thatsache nicht, daß die Politik des neuen Kurses den reichlichsten Beifall noch bei der Partei findet, bei deren Unterstützung dem neuen Reichkanzler „unheimlich“ zu Muthe wird; Gott bewahre: es ist der Herzoglich Lauenburgische Grund und Boden, dem dieser Bacillus entkeimt. Nehmt dem Bismarck die Feder weg, die Stenographen und die Schreibmaschine, und dann: lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Es ist wahr: Herr von Caprivi hat sich später ausdrücklich gegen die Annahme verwahrt, das Ziel seiner

Angriffe sei Bismarck gewesen. Herr von Caprivi ist ein Mann von ungewöhnlicher Ehrlichkeit und Integrität; aber gegen die Legendenbildung kommt er doch nicht auf, denn die wird von den Parteien im Submissionswege an den Meistbietenden vergeben. Und der Meistbietende ist in allen Fällen jenes mystische Ungeheuer, das man die Taktik nennt und dem ganze Hekatomben von Lügen als billige Opfer dargebracht werden, — zur größeren Ehre der kulturförderlichen, der menschenbeglückenden Ideen. Und deshalb scheint mir Tocqueville Recht zu haben, wenn er — in seinem Werk „La démocratie en Amérique“ — schreibt:

„Die Parteien sind das spezifische Uebel freier politischer Zustände.

Die großen politischen Parteien berücksichtigen mehr die Prinzipien als die Konsequenzen, die Allgemeinheiten mehr als die Einzelfälle, die Ideen mehr als die Persönlichkeiten. Sie haben mit kleinen Parteien verglichen, edlere Züge, großartigere Leidenschaften, stärkere Ueberzeugungen, kühnere und freiere Bewegungen; bei ihnen verbirgt sich das Sonderinteresse, das bleibende Motiv politischer Leidenschaft, geschickter hinter dem Schleier des allgemeinen Wohls, so daß der Einzelne selbst sich über die eigenen Motive täuschen kann . . . Die großen Parteien erreichen eine Umwälzung, die kleinen eine Erschütterung der Gesellschaft; jene zerrütten, diese korrumpiren sie, aber jene retten sie oft durch tiefgreifende Aetzungen, diese stören sie stets nutzlos.“

Und die ungehaltene Rede? Das Motto hätt' ich wohl, allein die Rede ist wieder einmal ungehalten ge-

blieben, und zwar wieder einmal, weil ich bei Bismarck mich zu lange aufgehalten habe. Er allein trägt auch diesmal die Schuld, und es wird höchste Zeit, daß er selbst leibhaftig erscheint und eine Rede redet.

30. 11. 1891.





XX.

# Eine Mark fünfzig.



Es war an einem Donnerstag und man schrieb den zehnten Dezember 1891. Da ergriffen zwei bewunderte Staatsmänner das Wort und gaben für anderthalb Stunden es nicht wieder her. In der französischen Akademie sprach Herr de Freycinet, der Ministerpräsident, über Emile Augier; im deutschen Reichstag sprach Herr von Caprivi, der Kanzler, über —: ja, worüber der sprach, das ist nicht so leicht zu fassen —: über Krieg und Frieden, über politische und wirthschaftliche Bündnisse, über die Zukunft und die Rettung des Deutschen Reiches und über noch Einiges. Die Rede des Herrn de Freycinet war genau so trivial und lächerlich, die Rede des Herrn von Caprivi war genau so verständig und geschickt, wie man es erwarten mußte. Nicht etwa, weil die geistige Bedeutung der beiden Staatsmänner eine wesentlich verschiedene ist; o nein — der zum Kriegsminister beförderte Civilist trägt auf den Schultern einen eben so kühlen und klugen Kopf, wie

der in die Diplomatie verschlagene Soldat. Den Werthunterschied der rhetorischen Leistungen hat ganz allein die Verschiedenheit des Themas bestimmt. Der Franzose meinte, auch die Analyse eines Menschen, der zufällig auch noch ein Dichter war, lasse sich mit den billigen Mitteln der politischen Phraseologie bestreiten: er entwarf von dem tüchtigen und lehrhaft bourgeoisen Augier ein sprechend unähnliches Bild und blamirte sich vor versammeltem Palmenvolke. Der Deutsche dahingegen triumphirte, denn weder mit einem Menschen hatte er noch mit einem Dichter gar zu thun, sondern mit sogenannten allgemeinen Ideen, und die ebenfalls sogenannten großen Gesichtspunkte boten so bereitwillig sich ihm dar, daß am Ende Niemand merkte oder merken wollte, wie viel Lärm da gemacht wurde — um eine Mark fünfzig.

Zufällig habe ich beide Reden unmittelbar nach einander gelesen und eine sehr merkwürdige Uebereinstimmung in der Methode entdeckt. Aus dem braven Dichter des gesunden Menschenverstandes wurde ein von antiker und moderner Grazie umleuchtetes Genie; aus den Tarifverträgen wurde ein mächtiges, den Beginn einer neuen Zeit verkündendes Kulturereigniß. Das ist so der hochpolitische Stil, der, um die Einführung einer neuen Säbelkoppel durchzusetzen, in angemessener Entfernung einen Weltkrieg ausbrechen läßt, der die Unteroffizierprämien als ein bedeutsames Moment im sozialen Klassenkampfe preist und die Rekrutenvereidigung durch sozialistische Zukunftbilder — frei nach Eugen Richter — nebst den schwierigsten Gewissenkonflikten unterstützt.

Solche Reden werden niemals so heiß verschlungen, wie sie gehalten sind.

— Aber lesen Sie denn keine Zeitungen? Sind Ihnen denn die schmetternden Leitartikel entgangen, die spaltenlangen eigenen Drahtberichte, die Hymnen der englischen, die Klagerufe der französischen Presse? Und wollen Sie einsamer Schwärmer etwa behaupten, wenn Herr von Caprivi sich erst anderthalb Jahre und dann noch anderthalb Stunden plagt und selbst am Ende Bravo sagt, wenn der deutsche Reichstag im Geschwindschritt vier Tarifverträge und eine Denkschrift von fünfundfünfzig Seiten erledigt und dennoch sämmtlichen Fraktionsreden sämmtlicher Fraktionsredner andächtig lauscht, – wollen Sie Originalitäthascher etwa behaupten, daß es bei solchem Aufwande sich um einen Pappenstiel handelt? —

So ruft die politische Entrüstung mir zu, und ich muß erst einen Augenblick Athem schöpfen, um von dem Schrecken mich zu erholen. Als ein dreister Sünder aber erhole ich mich bald und suche, wie immer in politischen Nöthen, Rath und Hilfe zunächst in Otto Bismarck's gesammelten Reden. Dessen Reden nämlich konnte man nicht nur drucken, man kann sie nicht heute nur lesen, man wird auch in hundert Jahren noch sie lesen; denn anstatt des jetzt beliebten hochpolitischen Stils bieten sie ganz wundervoll individuelle Lebensäußerungen. Und da finde ich denn, unter dem Datum des 2. Mai 1879, die folgenden Sätze: „Der Weg der Handelsverträge ist ja unter Umständen ein sehr günstiger; es fragt sich nur bei jedem Vertrage: qui trompe-t-on ici?

— wer wird übervortheilt? Einer in der Regel, und man kommt erst nach einer Anzahl von Jahren dahinter, wer es eigentlich ist. Jeder Handesvertrag ist ja immer ein erfreuliches Zeichen der Freundschaft; in der Völkerwirthschaft kommt es bloß darauf an, was darin steht. Handelsverträge an sich sind gar nichts, sie können so übel sein wie möglich, es kommt darauf an, was darin steht, und können wir es erreichen, daß uns ein Staat mehr abkauft, als wir ihm, so werde ich, wenn das nicht ein großes Derangement in unseren inneren Angelegenheiten und unsere jetzige Produktionslage bringt, einem solchen Vertrage gewiß nicht entgegentreten." Mir genügt das, um über die Handelsverträge an sich keinerlei enthusiastische Zuckungen zu verspüren. Ich bin also einen Schritt weiter gegangen und habe in Erfahrung zu bringen gesucht, was denn eigentlich so Epochemachendes darin steht. Mit heißem Bemühen habe ich durch die schriftlichen und mündlichen Darstellungen der Freunde und Feinde mich hindurch gearbeitet und allüberall dieselbe Antwort auf meine stumme Frage erhalten: Es ist ein großes, ein je nach dem Parteistandpunkte mit heiterem oder nassem Auge zu begrüßendes Ereigniß, daß vom 1. Februar 1892 an der Kornzoll sinken wird, um eine Mark und fünfzig Pfennige. Alles Andere ist daneben unwesentlich, dieses Eine aber des Schweißes der Edeln werth.

Als ich das erkundet hatte, da fing die Arbeit erst ordentlich an. Bisher hatte ich nicht viel um die Einzelheiten der Nationalökonomie mich bekümmert, jetzt aber lernte ich bald die schwierigsten Sachen. Und weil

Egoismus nicht mehr in der Mode ist, deshalb will ich mit den wichtigsten Ergebnissen meiner mühsam erworbenen Bildung auch nicht hinter dem Berge halten. Also: die Tonne Brotgetreide war bis jetzt mit einem Zoll von fünfzig Mark belastet; dieser Zoll wird vom 1. Februar 1892 an nur noch fünfunddreißig Mark betragen. Und nun eine ganz kleine Rechnung, ohne alle Apparate, blitzdumm und laienhaft:

Durchschnittlich verbraucht jeder Deutsche an Brotgetreide pro Jahr = 180 Kilogramm.

| | | |
|---|---|---|
| Bisheriger Zoll pro Doppelcentner | = 5 | Mark. |
| Künftiger Zoll " " | = 3,50 | " |
| Ersparniß | = 1,50 | Mark. |

Da aber — siehe oben — jeder Deutsche an Brotgetreide pro Jahr 180 Kilogramm verbraucht, so wird die Ersparniß des Durchschnittdeutschen betragen = ca. 2,70 Mark pro Jahr, oder = ca. 22½ Pfennig pro Monat.

Irre ich mich, dann soll mir das besonders lieb sein; aber ich fürchte, ich irre mich nicht; denn in einem ganz vortrefflichen Flugblatte*), das vor einigen Wochen kluge Gegner der Getreidezölle in die Welt flattern ließen, fand ich das Ergebniß der Handelsverträge nach dieser Richtung höchst respektlos als „eine Lumperei" bezeichnet. Und nun verstehe ich die Welt nicht mehr, die über diese Lumperei außer Rand und Band gerathen scheint, und noch viel weniger verstehe ich Herrn von

*) „Etwas mehr Licht über die Getreidezölle." Vom Abg. Dr. Theodor Barth. (Verlag der „Nation", Berlin.)

Caprivi, der seine große Rede über die Tarifverträge mit dem einigermaßen volltönenden Satze schloß: „Ich hoffe, Sie werden mit den Verbündeten Regierungen der Ansicht sein, daß die vorliegenden Verträge geeignet sind, daß innere Gedeihen Deutschlands und seine Weltstellung zu erhalten und zu fördern."

Die verehrten Herren, die an dieser Stelle lebhaften Beifall spendeten, hätten sich doch gütigst der Thatsache erinnern sollen, daß sie Volksvertreter sind und daß sie folglich auch Dummköpfe vertreten, wie ich einer bin. Diesen Dummköpfen mußten sie entweder klipp und klar sagen, daß es sich hier um keine Lumperei, sondern um ganz bestimmte und greifbare Vortheile handelt, oder sie mußten auf einen beträchtlichen Theil ihrer rednerischen Leistungen freiwillig verzichten. Denn am Ende aller Enden kann man sich doch nicht vierzehn Tage lang ausschließlich über eine Mark fünfunddreißig unterhalten — oder meinetwegen auch über zwei Mark siebenzig. Solche Summen verjubelt ja selbst der mit Recht so beliebte arme Mann bei gutem Wetter auf dem Weihnachtmarkte.

Scherz bei Seite: ich weiß sehr wohl, daß hinter den anderthalb Mark eine bedeutendere Frage lauert, die Frage, ob Schutzzoll oder Freihandel die nächste Zukunft beherrschen soll. Ueber diese Frage könnte ich nun zwar zu jeder beliebigen Zeit jede beliebige Parteirede halten — Wetten werden angenommen —, aber ich verstehe doch zu wenig davon, um vor ernsthaften Leuten ernsthaft darüber zu sprechen. Eigentlich ist das diesmal auch gar nicht nöthig; denn wie auf dem seligen Frieden-

kongreß, den Herr von Caprivi deshalb nicht zu verspotten brauchte, ist auch vom Bundesrathtische aus die Erörterung der Kardinalfrage ängstlich vermieden worden. Weil aber aller menschlichen Voraussicht nach auch fernerhin zwei fromme Legenden durch die Lande getragen werden sollen, deren eine das Lied vom letzten Hemde der hungernden Landwirthe singt, deren zweite den agrarischen Verschwörerchor, Junker Otto natürlich an der Spitze, am Aktschluß von 1879 aufmarschiren läßt, darum möchte ich meinen ganz anspruchlosen Beitrag zur Geschichte der Getreidezölle doch nicht für mich behalten.

Der Umschwung der Wirthschaftpolitik folgte unmittelbar auf das Sozialistengesetz. Daran denkt man kaum noch, und doch liegt da vielleicht des heiß umschwatzten Räthsels Lösung. Eine neue Gefahr, die größte für die alte Monarchie, kam damals herauf und als ein rücksichtloser Mann, der zu jeder Zeit nur auf ein lohnendes Ziel losging, begann Bismarck seitdem alle Waffen für den einen entscheidenden Kampf zu sammeln. Seitdem hat ihn die konservative nicht und nicht die liberale Schablone gekümmert: sein vielleicht kurzsichtiger, aber ganz bestimmter Plan war, mit eiserner Faust alle weiter reichenden Ansprüche des Proletariats niederzuhalten. Es muß Arbeit-Chinesen geben, sagte er sich, deshalb dürfen auch die Schnabelschuhe nicht mit modernen Lackstiefeln vertauscht werden. Die sozialistische Agitation wurde unter das Maulkorbgesetz gestellt, die Freunde eines erweiterten Konstitutionalismus wurden als Reichfeinde geächtet — und träumten sie nicht wirklich ein anderes Reich? — und eine umständliche Sozialreform

sollte die Krone, des neuen Heiles heiligen Gral, mit einem Tropfen demokratischen Oeles salben. Dazu aber gehörte heidenmäßig viel Geld und —: woher nehmen und nicht die Steuern erhöhen? Da war der Kluge klug genug, sich zu erinnern, daß revolutionäre Bewegungen dann erst gefährlich werden, wenn sie auf dem platten Lande Wurzel gefaßt haben. Die Landbevölkerung mußte mit goldenen oder wenigstens mit silbernen Ketten an den Staat gefesselt werden; die Junker, die königtreuen, die ihre Söhne Offiziere oder Beamte werden lassen, mußten die milde Hand der Gesetzgebung küssen; die seßhaften Bauern mußten sich bevorzugt fühlen und behaglich im Vaterlande, wo's ihnen gut ging. Mit einer Klappe wurden so die verschiedensten Fliegen geschlagen: das mobile Kapital, das in kritischen Augenblicken schnell auf und davon ist, sollte reichlich bluten, damit die Grundbesitzer, die man immer fest packen kann, sich zufrieden fühlten und damit für das staatssozialistische Experiment Geld genug da war; und mochten die unsicheren Kantonisten auch schreien, denen, wer weiß, eine gute Republik schließlich nicht gerade unangenehmer ist als eine schlechte Monarchie, — wenn nur die sichersten Stützen von Thron und Altar nicht in die Brüche gingen. Und so begann eine Politik, die Den begünstigte, auf den sie, wie ihre Ideale nun einmal waren, unter allen Umständen zählen konnte; eine Politik des Egoismus, gewiß; nur bestand der Egoismus nicht darin, daß Bismarck sich und seines Gleichen die Taschen füllen wollte, sondern darin vielmehr, daß er durch die Befriedigung des Egoismus sich und der von

ihm vertretenen alten Monarchie die bequemsten und die wirksamsten Werkzeuge sichern wollte. O, er ist klug; er weiß, wie schwer um abstrakte Güter man in ruhigen Zeiten die menschliche Bestie in Bewegung setzt!

So erklärt mein beschränkter Unterthanenverstand sich den Umschwung der Wirthschaftpolitik. Daß es andere Leute gibt, die mit den Gefühlen absoluter Wurschtigkeit dem Floriren oder dem Pleitegehen der preußischen Junker zusehen —: du lieber Dezemberhimmel, das verstehe ich vollkommen; erst wenn die Junker abgewirthschaftet haben, kann auf den Ruinen der Weizen des Liberalismus blühen, — falls er nicht dann doch eine Vorfrucht nur gewesen ist, die der Massenschritt der zur Schüssel strebenden Chinesen unbarmherzig zertritt. Was mich aber immer wieder ärgert, das ist die langweilige Leisetreterei, die uns offensichtliche Thatsachen taktisch entstellt, mit gerümpfter Lippe vom Egoismus spricht und mit eingelernter Hampelmannbewegung — vorne nickt er, hinten pickt er, heißt's auf dem Berliner Weihnachtmarkte — das verschlissene Parteifähnchen entrollt. Die Menschheit hat ja gar keine Zeit mehr zum dummen Lügen, der Advent erschien längst, die derbe Wahrheit will endlich einmal von der glatten Nabelschnur los . . . .

Auch der einfältigste Tropf kann es verstehen, daß gescheite und wohlmeinende Männer um jeden Preis die Lebensmittelzölle beseitigen wollen, aus sozialen und auch aus rein politischen Gründen, denn nur auf diesem Wege, der die Herren Junker dem Pauperismus ausliefert, liegt „der moderne“ Staat ohne regis voluntas und

persönliches Regiment. Darum dreht im Grunde sich der ganze Kampf. Was aber die neue Regierung will, das ist bei allen Lerneifer mir noch immer nicht deutlich geworden; aber mir scheint, sie will — Augier, nach des Herrn de Freycinet akademischer Schilderung, ein Idealbild ohne Konturen, ein unfaßbar verschwimmendes, sie will — frei nach Egidy — eine Kirche ohne Pfaffen, oder noch lieber — frei nach dem Prinzen Carolath, dem politischen Egidy — ein starkes Bürgerthum, einen stärkeren Adel und einen stärksten König. Ob das Rezept zu diesem Allheilmittel für eine Mark fünfzig zu haben ist? Oder waren es zwei Mark siebenzig? Ich weiß es wirklich nicht mehr; aber ich will gleich nachsehen und dann den nächsten sozialpolitischen Provisor herausklingeln, daß er mir eiligst das Tränklein mischt: Aeußerlich! Vor dem Schlafengehen je einen Theelöffel voll!

12. 12. 1891.





XXI.

## Wie schätze ich mich ein?

Schüchterne Fragen an Herrn Miquel.



Sr. Excellenz
dem Herrn Finanzminister Dr. Miquel.
Berlin.
Im Kastanienwäldchen.
(Zwischen Hauptwache und Singakademie.)

Ew. Excellenz

wollen gütigst verzeihen, wenn ich im Laufe meines ganz ergebenen Fragebriefes Ew. Excellenz nicht immer Ew. Excellenz tituliren sollte. Da ich nämlich außer meinen drei Briefträgern — zwei nur von Stephan sogar, einen von der Packetfahrt — keinen einzigen Staatsbeamten zu kennen die Ehre habe, und da auch meine allenfalls noch zu erwähnenden sehr lockeren Beziehungen zu dem Nachtwächter und dem Laternenanzünder von Berlin W. 9 erst nach Sylvester sich wieder fester knüpfen und in baare Münze umsetzen werden, so fehlt mir auch, wie dem nun nicht mehr beamteten Elfenbeinforscher

Emin Pascha, jegliche Gewöhnung an den feierlichen Kurialstil. Ueberdies scheinen derartige Alterthümlichkeiten für einen Mann von Ew. Excellenz strotzender Modernität mir kaum recht zu passen, weil nämlich Ew. Excellenz gar nicht Minister zu sein brauchten, um auch Einer zu sein, was von Ew. Excellenz unmittelbaren Vorgängern neben der Singakademie, den Herren von Scholz, Bitter und Camphausen, doch immerhin nur mit einiger Uebertreibung behauptet werden konnte. Nimmermehr hätte ich mich erfrecht, diesen Excellenzen den ihnen gebührenden Titel zu versagen, während ich nun allerdings mich erdreiste, den jetzigen Kastanienwaldmann als sehr verehrten Herrn und Zeitgenossen zu begrüßen.

Beinahe kollegialisch —: verzeihen Sie das harte Wort! Aber es geht von Ihnen die Sage, daß Sie im glücklichen Besitz einer ungewöhnlich reichen und hochfliegenden Phantasie sind, und es geht die andere, von Ihnen selbst in Toasten, Tafelreden und Interviews unterstützte Sage, daß Sie den Zeitungschreibern sympathische Empfindungen entgegentragen, die z. B. von Ihrem wegen seiner rettenden That schon nach zweijähriger Dienstzeit — mit neunwöchentlichem Königurlaub — in den mit Recht so geschätzten Grafenstand erhobenen Kollegen Caprivi durchaus nicht getheilt werden. Sie waren, schon weil Sie gelegentlich Staatsekretäre warten lassen sollen, um Journalisten zu empfangen, die Hoffnung der vereinigten Hungerkandidaten und, unter uns, ich befürchtete immer, eines unschönen Tages würden Sie noch zum Ehrenmitgliede des Vereins „Berliner Presse“ ernannt werden, dessen Schatzmeister bekanntlich

auch ein Finanzkünstler von vielen Graden ist, wenn auch Ihr ehemaliger Parteigenosse Lasker die neutralen Verdienste dieses Herrn nicht so willig anerkennen mochte wie seinen maskulinischen Verdienst.

In meiner Eigenschaft als Zeitungschreiber also, und weil Sie doch noch nicht Ehrenmitglied des mir unholden Vereins mit dem künstlerischen Schatzmeister sind, wage ich, sehr verehrter Herr, mich an Sie mit etlichen Klagen und Fragen zu wenden, die Ihre berühmte Beredsamkeit mir gütigst beantworten möge. Und zwar wähle ich dazu die Feiertage, weil ich mich der Hoffnung hingebe, mein Brief möchte Sie in besonders milder Stimmung und ohne Beschäftigung mit allzu drängenden Reformplänen antreffen; und ich wende mich gleich an die höchste Instanz, obwohl das Schreiben, das mir zugegangen ist, nicht von — aber ich vergesse ganz, daß ich von diesem Schreiben noch gar nicht gesprochen habe.

Also. Am 17. Dezember erhielt ich einen dicken Brief in grauem Couvert mit grüner Fünfpfennigmarke. Da der Umschlag kaum noch die Spur eines Stempels zeigte, wohl aber den Adressaten als einen Wohlgebornen zu bezeichnen geruhte, und da der flüchtige Blick den Inhalt als eine Drucksache verrieth, so wollte ich den Brief eilends in den Papierkorb werfen, wo sie so sanft ruhen, alle die Zirkulare der Antiquare, der Holz-, Kohlen-, Kaviar-, Stollen- und Karpfenhändler, die zur Adventzeit lithographirte oder mindestens gedruckte Lebenszeichen zu geben pflegen. Denn: daß eine Königlich Preußische Behörde einen verkommenen Gymnasiasten wohlgeboren nennen könnte, wahrhaftig, das hätte ich

nicht für möglich gehalten. Und doch war es so, und doch war es ein Glück, daß ich noch rechtzeitig das von den Staatsteuerquittungen her mir erinnerliche rosafarbige Papier erkannte, ein Papier, das sonst nur feinsinnige Gewohnheitdichter und kleine Mädchen zu benützen lieben; denn: hätte ich den grauen Brief mit der grünen Marke und den „rosa“ Bogen wirklich in den Papierkorb geworfen, dann hätte das den Verlust der gesetzlichen Rechtsmittel gegen die Einschätzung für das Steuerjahr 1892/93 zur Folge gehabt. Sollten Sie meine Angabe bezweifeln, bitte: lesen Sie gefälligst § 30, Abs. 1 des Einkommensteuergesetzes vom 24. Juni 1891. Falls Sie zufällig die Gesetzsammlung zur Hand haben, bitte: S. 175.

Der ersten Gefahr war ich demnach glücklich entgangen und konnte nun zunächst einen halben Tag an das Studium der fünf rosafarbigen Konzept-Bogen verwenden, die der Ober-Regierungsrath Herr Tuebben mir, nämlich der Nummer 26 223, zuzustellen gütig genug war. Der verehrte Herr, der mich mehrfach unter die physischen Personen zu subsummiren und mir folglich einen Astralleib nicht zuzuerkennen beliebte, forderte mich als einen bereits mit einem Einkommen von mehr als 3000 Mark veranlagten Steuerpflichtigen zur Abgabe einer Steuererklärung auf und unterstützte diese Aufforderung durch dankenswerthe Mittheilungen über die Einkommenverhältnisse des Amtsgerichtrathes N. N. in M. und des Kaufmannes N. N. in G.; ferner übermittelte er mir, auf zwei Bogen, den zweiten Abschnitt des Steuergesetzes: „Das Einkommen der physischen

Personen." Und nachdem ich diese achtzehn großen Seiten durchaus studirt hatte, mit heißem Bemühen, bin ich nun auf den kecken Gedanken verfallen, mit der Bitte um noch weitere Auskunft Ihnen selbst, sehr verehrter Herr und Minister, in geziemlicher Demuth zu nahen.

In Ihrem werthen Schreiben vom 15. Dezember, Poststempel vom 16. Dezember, bemerken Sie sehr fein und richtig, daß ich bisher schon mit einem Jahreseinkommen von mehr als 3000 Mark veranlagt worden bin. Die löbliche Veranlagungkommission hat mir zwar die Garantie irgend eines Jahreseinkommens nicht gewährt, wohl aber von einem in die dreizehnte Steuerstufe gehörigen Einkommen stets pünktlich bei mir die entsprechende Quote einziehen lassen. So durfte ich für das Etatjahr 1891/92 bezahlen:

| | | |
|---|---|---|
| 90 M. | Staat-Einkommenst. | (Unterschrift: Schmeckebier.) |
| 90 „ | Gemeinde- „ | ( „ : Werkmeister.) |
| 43 „ | Miethsteuer | ( „ : „ |
| 9 „ | Kirchensteuer | ( „ : Brückner). |

Total = 232 Mark.

Wollen Sie gütigst bemerken, daß ich für jeden Tag also annähernd siebenzig Pfennige an Steuern bezahlt habe, dann wird Ihnen das gewiß als eine sehr anständige Leistung erscheinen, für ein von der Veranlagungkommission auf etwa neun Mark geschätztes Tageseinkommen. Nun aber kommt meine erste Frage: Woher nimmt die löbliche Kommission ihre Schätzung; woher weiß sie, was ich nicht weiß, daß ich ein Jahreseinkommen von mehr als 3000 Mark habe? An zuständiger Stelle

wurde mir, als ich reklamiren wollte, gesagt: „Sie zahlen 860 Mark Miethe, Sie halten ein Dienstmädchen, — nichts zu machen!“ Nun lese ich aber im Artikel 22 Ihres gefälligen Schreibens, daß der zur Bestreitung des Dienstaufwandes bestimmte Theil des Diensteinkommens nicht steuerpflichtig sein soll — bei Beamten und Militärpersonen. Ich bin kein Beamter und auch keine Militärperson; da wir aber gerade davon reden, möchte ich Ihnen doch gleich mittheilen, daß meine Wohnung und mein Mädchen auch Dienstaufwand sind. Ich sitze fast den ganzen Tag über zu Hause, brauche Bücher und andere Hilfmittel und bin auch nicht immer in der Laune, mir die Stiefel selbst zu wichsen. Aber weil ich für Wohnung und Bedienung unverhältnißmäßig viel ausgeben und dafür an alkoholischen Kneipengenüssen, und was sonst noch unter der verfänglichen Rubrik „Diverses“ zu stehen pflegt, entsprechend sparen muß, deshalb werde ich zu hoch eingeschätzt, denn — ich zahle 860 Mark Miethe und halte ein Dienstmädchen. Und darüber wollte ich mich ganz ergebenst beklagen.

Jetzt werden Sie vermuthlich mit dem Hinweis auf die nun beginnende Selbsteinschätzung mich vertrösten wollen; aber das nützt mir nicht; denn nun kommt meine zweite Frage: Wie schätze ich mich ein? Ganz so einfach nämlich, wie beim Amtsgerichtrath N. N. und beim Kaufmann M., in deren Verhältnisse die Güte des Herrn Tuebben mir Einblick verschafft hat, liegen die Dinge bei mir nicht. Mit der Bitte um freundliche Indiskretion erlaube ich mir Ihnen mitzutheilen, daß ich weder aus Kapital- noch aus Grund-Vermögen, weder aus

Renten, Ausbeuten oder Dividenden, noch aus Handel, Gewerbe oder Bergbau irgend welche Einnahmen beziehe. Für mich kommt nur die sub 4 angeführte Gewinn bringende Beschäftigung in Frage, und wenn die Niemand mehr Gewinn bringt als mir selbst, dann thut mir eigentlich das schöne weiße Papier leid, das allwöchentlich so verhunzt wird. Sollten sie die Mühe nicht scheuen, die zwischen dem 4. und 20. Januar bei Ihnen einlaufenden Steuererklärungen deutscher Zeitungschreiber eigenäugig durchzulesen, dann erst werden Sie die tiefe Weisheit des Wortes von den Hungerkandidaten in seinem ganzen Umfange erfassen und durchschauen. Sie werden Ihr blaues Wunder und erste Theaterkritiker erster Blätter mit 166⅔ Mark Monatgehalt erleben. Darüber nächstens mehr. Was mich anbetrifft, so darf ich mich nicht beklagen, denn ich habe überhaupt kein Monatgehalt, nicht den bescheidensten Nickel an festem Einkommen; ich falle unter Artikel 5,2: „Ihrem Betrage nach schwankende oder unbestimmte Einnahmen.“ Die nämlich sollen nach dem Durchschnitt der letzten zwei Jahre berechnet werden.

Sehr verehrter Herr! Das geht doch wirklich nicht. Sehen Sie mal: der Amtsgerichtrath N. N., der konnte seine schwankenden Einnahmen aus Aktien und Dividenden für spätere Zeiten als Norm nehmen. Meine Aktien sind, einschließlich eines halben Antisklaverei-Looses, gute Hoffnungen, meine Dividenden fließen aus gesunden Nerven. Wenn ich nicht schreiben kann, wenn man mich nicht drucken will, dann habe ich gar nichts, aber auch so rein gar nichts, wie ein Finanzminister sich's höchstens

am goldenen Horn träumt. Und wenn ich im nächsten Jahre, was ich von mir freilich nicht befürchte, ein großstadtluftiges Theaterstück schreibe, dann habe ich vielleicht so viel, wie Ihr Kollege Wyschnegradsky zu haben wähnte, als die russische Anleihe in Paris siebenfach überzeichnet war. Trotzdem könnte ich im übernächsten Jahre wieder, wie heute, ein mittelloser Proletarier sein; denn es giebt, wie Ihnen nicht unbekannt sein dürfte, Stücke, die Geld, und andere, nur ausnahmeweise schlechtere Stücke, die kein Geld machen, und selbst Depots sind schon bei hellem Tage verloren gegangen. Darum kommt nun meine dritte Frage: Weshalb haben Sie nicht für die sub 4. der Steuererklärung so gewissenhaft angeführten schriftstellerischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Thätigkeiten, soweit sie auf schwankende und unbestimmte Einnahmen angewiesen sind, besondere Bestimmungen getroffen? Denn — das bitte ich wohl zu vermerken — wenn ich hier ein kleines ich setze, dann meine ich immer uns, sub 4., die mit dem mehr oder weniger vorhandenen Geiste schwankenden und unbestimmten Gewinn Erwerbenden.

Haben Sie Tolstoi gelesen? Na, dann, bitte, lesen Sie, was der in der schlanken Schrift „Das Geld" von den Steuern sagt; schmeichelhaft ist's nicht, aber lehrreich und himmlisch radikal. Ich will ganz irdisch gemäßigt sprechen und Ihnen nur sagen, was Sie schon lange wissen, daß man nämlich Steuern, besonders direkte Steuern, wirklich nicht gerade gern bezahlt. Meine 232 Mark thun mir heute noch weh. Und da sollten Sie als moderner Mensch und Psychologe uns doch nicht

in Versuchung führen. Es gibt grundehrliche Menschen, denen es eine kindische Freude macht, wenn der Pferdebahnschaffner ihre Zehnpfennigspende einmal nicht verlangt; es könnte am Ende Zeitungschreiber geben, die, trotz § 66 und seinen Strafen, den schwankenden Ertrag ihrer Provinzialblätterthätigkeit nach bestem Willen und Gewissen so niedrig angeben, — wie er im schlimmsten Falle doch immerhin sein könnte.

Haben Sie Bismarck gelesen? Aber sie waren ja sicher dabei, als er am 28. März 1881 von der „Fundgrube" der Selbsteinschätzung sprach. Sehen Sie, der wollte „die Coupon schneidenden Klassen" treffen, und den „armen Mann" erleichtern; der wollte das Einkommen aus Coupons höher besteuern als das aus Arbeit, körperlicher und geistiger; der zog, als ein furchtbar praktischer Mensch und Menschenkenner, überhaupt den direkten die nicht entfernt so fühlbaren indirekten Steuern auf entbehrliche Nahrungmittel und Luxusartikel vor. Verzeihen Sie nochmals das harte Wort: ich auch. Und viel, aber sehr viel werthvoller als meine Monatersparniß von 22½ Pfennigen an Brot und Semmeln, die durch die Tarifverträge ja wohl verbilligt werden — sollen, wäre es mir, wenn Sie, geehrter Herr, gelegentlich sich selbst und die übrigen „maßgebenden Kreise" daran erinnern wollten, daß auch geistige Arbeit Schutzvorrichtungen verdient und daß nicht jeder arme Mann eine blaue Blouse zu tragen und in Hinterhäusern zu wohnen braucht. Es gibt auch Tinten-Kulis, und jeder Kuli ist seines Erlasses werth.

Natürlich meine ich: seines Steuer-Erlasses, — was

dachten Sie denn? Können Sie mir also von Herrn Tuebben, den ich herzlich zu grüßen bitte, von meinen 232 Mark noch vor Neujahr etwas zurückerobern, dann wäre das sehr nett und würde Ihrem genialen Finanzplan, von dem Ihr Oberkollege, der neue Herr Graf, sprach, alle Ehre machen. (Briefe, auch Werthsendungen gefl. an die Expedition dieses Blattes zu adressiren!) Und, sobald es Ihre Zeit erlaubt, sagen Sie mir wohl gütigst: Wie schätze ich mich ein?

Bis dahin begrüße ich Sie

In hoffender, harrender Hochachtung

als Ew. Excellenz

— jetzt mußte es sein —

wohlaffektionirter

Apostata.

P. S.

Und fleißig Tolstoi lesen, Herr Minister!

21. 12. 1891.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Neue Folge.

Maximilian Harden.

# Apostata.

Berlin. Verlag von Georg Stilke. 1892.



# Apostata.

# Apostata.

Von

Maximilian Harden.



Neue Folge.

Inhalt:




Zweites Tausend.

Berlin 1892.
Verlag von Georg Stilke.

Einige der hier gesammelten Aufsätze erschienen zuerst in der „Frankfurter Zeitung“ und in der „Gegenwart“.

# Vorwort.



Als Herkules, Lessing fabulirt uns davon, in den Himmel aufgenommen ward, bot er unter allen Göttern der Juno den ersten Gruß; und da die Himmlischen staunend sahen, wie er seiner Feindin so vorzüglich begegnete, lachend sprach da der kluge Helde: „Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdienet habe.“ Und der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes und Juno selbst ward versöhnt.

Mitleidige Mode heischt heute, trotz darwinistischem Gespreize, kümmerlichen Kultus der Schwäche; aber ich denke, auch von dem Stärksten kann einmal man Gerechtigkeit lernen und meiner Juno möchte in aller Demuth ich drum meinen ersten Gruß entbieten. Ach, es ist eine gar irdische Juno, und wenn ich sie recht betrachte, sind es wohl gar ihrer zwei, die auf ragender Zinne des Staates und der öffentlichen Meinung treue Wacht halten: die Staatsanwaltschaft und — in gebührendem Abstande — die Presse. Sie haben es wahrlich nicht verschuldet, daß ich durch keine herkulische That mir den Himmel verdient habe, denn ihre Verfolgung hat mich stachelnd geleitet, vom Herbst durch den Winter in den sprossenden Frühling hinein. Aber die Götterkraft läßt sich nicht erzwingen und man muß schon froh sein, wenn die Reinigung eines Eckchens nur im allzu geräumigen Augiasstalle gelang.

Der Staatsanwalt mag ruhig sein. Die alberne und unverständige Absicht einer Beleidigung des Kaisers lag mir fern; und wer zu lesen versteht, der wird auch in den Be-

trachtungen, die in erregter Zeit verkleinlicht und verpersönlicht wurden, mit ruhigerem Sinn jetzt die sympathische Achtung erkennen, die den Wegen eines hoch strebenden und merkwürdig im unklaren Zwielicht dieser Jahrhundertwende schillernden Monarchen dort nachdenkt. Der Römerkaiser Julianus, dem ich den schmeichelhaft schimpfenden Beinamen entlehnte, der zwang durch die Furcht vor dem Verbrechen der beleidigten Majestät zur Anbetung der alten Heidengötter, neben deren Bildniß er die eigenen Züge prägen ließ. Mystische Mischungen aber wirken heute nicht mehr: Das hat der Kaiser erkannt, da er den Rächern seiner Ehre Einhalt gebot. Daß Fürsten Menschen sind und oft genug schlechte Rathgeber haben, sah schon, durch die friederizianische Glorie, die ihm den Blick niemals dunkelte, Lessing, und er hat auch, mancher friederizianischen Kleinthaten vielleicht gedenkend, vom Geschenk der Feyen die Fabel erzählt. In die Wiege eines zappelnden Prinzleins hatte eine loyale Fee als Angebinde den scharfsichtigen Blick des Adlers geschenkt, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht; das pries die nicht ganz so loyale Feenschwester, aber sie fügte zum ersten auch ein zweites Geschenk: die edle Verachtung des Adlers, die den kleinsten Mücken nicht nachjagen mag. „Ich danke dir, Schwester, für diese weise Einschränkung," versetzte die erste Feye. „Es ist wahr, viele würden weit größere Könige gewesen sein, wenn sie sich weniger mit ihrem durchdringenden Verstande bis zu den kleinsten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen." Sie war also gar nicht so loyal, diese erste Feye, wie sie dem flüchtigen Blick erschien; zum Staatsanwalt aber hatte sie kein Talent.

Die achtundvierziger Stimmung will nicht weichen und in gänzlich veränderter Zeit glaubt manche verspätete eiserne Lerche sich einen Göttervogel, weil sie dem Herrscher ein giftiges Trutzliedchen getrillert hat. Als ob heute die Befehdung ganz anderer Mächte nicht weit mehr Muth verlangte, nicht ungleich modernere Ziele steckte. Juno Nummer eins ist eine etwas hitzige Dame, die allgemach ihre Binde wohl ablegen und an unterscheidendes Schauen sich gewöhnen dürfte; Juno Nummer zwei ist eine kalt Rachsüchtige, von den tugendsamen Jungfern Eine, die Proserpinens Gemahl für den Furiendienst warb und die in versklavter Unfreiheit nie Dem

verzeihen können, der klirrend und höhnend am Ende die Kette niederwarf, dem armen parteilosen Vogel Phönix, dem überall Neider und nirgend Freunde erstehen. Bei einiger Anlage zur Eitelkeit hätten sie mir vielleicht schlimm mitgespielt, die gepeitschten Furien, die den Abtrünnigen mit dem großen Totschweigebann belegten und unter der Ruthe winselten, weil doch das Verstummen nicht half und der vervehmte Name schließlich doch aus dem Setzkasten mußte, denn der Staatsanwalt hatte es so gewollt.

Spaßhafte Geschichten könnte ich erzählen und rührend komische Briefe hier drucken, in denen die Tintenkulis ihre Noth mir klagten, weil die Treiber jede Erwähnung des Apostaten verpönten. Jetzt, nachdem meine Wochenwanderungen durch die „Gegenwart" beendet sind, werde ich in einem eigenen Blatte jedem Sklaven die Möglichkeit bieten, für eine Stunde wenigstens sich als ein Freier zu fühlen; wer in eigenen Lauten Eigenes zu sagen hat, der wird eine Unterstatt finden, mag er dem Kampfe auch, den bis zum letzten Wank fortzusetzen ich fröhlich entschlossen bin, und dem Kämpfer selbst bitterste Fehde künden. Auch in dem freien Blatte aber, das für freie und frohe Europäer von Nichthörigen geschrieben sein soll, wird mein bester Stolz sein, den zu ödem Stallknechtdienst bei Annoncenverlegern jetzt oft erniederten Rittern vom Geiste genug zu thun, deren öffentliche oder erzwungen private Zustimmung mir frohestes Labsal war, vom Herbst durch den Winter in den sprossenden Frühling hinein.

Und weil doch schon zwei Fabeln Lessings hier prangen, mag auch die dritte noch geduldet sein. Der Nachtigall rühmte die Grille ihr bewunderndes Publikum: die fleißigen Schnitter, denen das muntere Zirpen so lustig klingt. Die Nachtigall aber wollte von dem Beifall so grobnerviger Utilitarier nichts wissen und meinte, nicht eher dürfe die Grille sich auf ihr Lied etwas einbilden, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauscht.

Eine moralische Erläuterung hat Gotthold Ephraim der Fabel nicht angehängt.

Berlin, am 14. Juni 1892.

M. H.



I.

# Bei Bismarck a. D.



Im Sachsenwalde lag noch tiefer Schnee, als ich drei Stunden in Friedrichsruh erleben durfte. Nicht mit dem Gelüsten eines spürsinnigen Interviewers war ich der Einladung gefolgt, die freundlichem Bemerken eines aufrichtigen Wollens zu danken war, und lange habe ich deshalb auch gezögert, von den großen Eindrücken kurzer Stunden Einiges zu berichten. Gar so gern behält man das Beste, das man erfahren hat, als ein kostbares Eigenthum für sich selbst. Weil aber neuerdings wiederum über die Persönlichkeit und über die Stimmung Bismarcks so unendlich viel gelogen wird, weil die gewerbmäßigen Interviewer auf wilder Jagd nach sensationell aufzuputzenden Aussprüchen eine breite, genrehafte Schilderung des Milieu und der kleinen Züge fast völlig vermissen lassen, die ein Portrait erst lebendig und auch für dem Original fern Stehende ähnlich machen, weil endlich in trübe gährender Zeit schon nach dem Verstreichen eines kurzen

Vierteljahres ein so zu sagen historischer Rückblick möglich erscheint —: darum will ich, unter selbstverständlicher Ausscheidung alles Persönlichen und für die Oeffentlichkeit noch Ungeeigneten, hier zu erzählen versuchen, was ich in Friedrichsruh gehört und gesehen habe. Irgend ein Bedürfniß nach Sensation wird bei diesem Bericht kaum auf seine Rechnung kommen; für das literarische Bismarck-Denkmal aber, dem der gestaltende Künstler erst noch erstehen soll, trägt er aus deutlich bestimmter Zeit doch vielleicht einen winzigen Baustein herbei, zur Festigung des Sockels mindestens eine Hand voll Mörtel. Daß ich bemüht war, den Gedankengang des Fürsten nach Möglichkeit mit seinen eigenen Worten wiederzugeben, das bedarf der Versicherung nicht; wohl aber, daß ich mir bewußt bin, nur subjektive Wahrheit zu bieten und nur Eindrücke, die durch das Medium eigener Anschauung nicht ungefärbt vielleicht hindurchgegangen sind. Nicht eine Momentphotographie also, sondern ein impressionistischer Versuch, der auch die scheinbar unwichtigsten Züge nicht hochfahrend verschmäht und dessen ernsteste Sorge die ist, nicht in künstlich getönter Atelierbeleuchtung, vielmehr im hellen Licht eines genau festgehaltenen Augenblickes das Bild zu zeigen.

Im Sachsenwalde lag noch tiefer Schnee und in weicher Räderspur führte geräuschlos der Wagen dem einfachen Landhause mich entgegen, das da, wenige Schritte nur von der Bahn, zwischen weiß belasteten Fichten und Kiefern hervorgrüßte. Draußen aber, in der deutschen Welt, ging es lärmender noch, als wir seit zwei Jahren gewöhnt sind, zu, um die Mitte des Februars, der die

Wende des Caprivismus uns brachte. Eitel Lust und Seligkeit hatte, wenn man den Zeitungen nämlich glauben durfte, die Politik der Versöhnung und Freigebigkeit ringsum nur erschaffen; ungefährdet waren die in ihren Segnungen grotesk überschätzten Handelsverträge unter Dach gebracht, und als in festlicher Stimmung Herrn von Caprivi der Grafentitel verliehen war, hatten liberale Phrasier, dieselben, deren Unterstützung dem Kanzler doch unheimlich war, in Zungen sein unvergängliches Verdienst gepriesen, nicht ohne dabei, wie des Landes längst so der Brauch, etliche Unanständigkeiten in der Richtung nach Friedrichsruh abzuschnellen. Da brach, aus heiterem Himmel, das Volksschulgesetz herein; alle liberalen Blasebälge geriethen in Bewegung, das Entrüstungstürmchen zum Sturm zu entfachen; zum Rütlischwur traten Bennigsen, Bamberger, Richter an; segnend breitete, unter Thränen lächelnd und im Entzücken, man denke, verstummt, Heinrich Rickert, der stets Unentwegte, die Hände aus, den Bund zu weihen, den er in werdender Sezession schon erträumt und dann oft, wenn von Zoppot er nach Berlin geeilt war, um das Vaterland rasch noch zu retten, mit Hilfe der Freikarte. Daß der Caprivismus nie etwas Anderes war als ein frommes Haudegenthum, vertreten durch einen Gentleman und für liberale Augen gemildert durch anbefohlene Abkehr von bismärckischen Wegen: die parlamentarischen Eingeweideschnüffler erkannten es erst, als der leitende und öfter wohl noch geleitete General seinen Ansichten über Atheismus und Soldatenmißhandlungen in unglücklicher Stunde freien Lauf ließ. Auch der im Bannkreis der Preßfälschungen

verschmachtenden Blicke drangen zum ersten Male nun wieder in die abgelegenen Tiefen des Sachsenwaldes und geschäftig wurde verbreitet, Fürst Bismarck würde aus der rathlosen Verworrenheit der Situation eiligst Nutzen ziehen und im Herrenhause als Triumphator die Schulfreiheit vertheidigen und die stetige Richtung des alten Kurses. Höher schlugen, in vorfreudiger Erwartung solchen Spektakels, die ältesten Phrasierherzen und mancher Leitartikelschreiber rang der Inseratenüberzeugung seines Verlegers das Geständniß ab, daß die Bismarckzeit doch auch ihre bescheidenen Vorzüge hatte.

* * *

„. . . Durchlaucht sind beim Frühstück und lassen bitten, doch gleich einzutreten!“

Ein geräumiges Zimmer, von Schneelicht und praller Wintersonne durchhellt, an den Wänden gute Landschaften und altdeutsches Geräthe. Hinter dem Eßtisch erhob sich schwer eine mächtige Gestalt und mit beschämender Herzlichkeit trat der Fürst seinem Gast entgegen, dessen Befangenheit vergebens nach Worten suchte und der gewiß linkisch und unbeholfen genug erschien. Vor dem durch Geburt oder Amt Gebietenden mag auch der kleine Mann den Kopf hoch tragen; hier aber, im Zauber einer aus eigener Kraft erwachsenen Individualität, mußte ich unwillkürlich des jungen Grillparzers gedenken, der in Thränen ausbrach, als ihn Goethe an der Hand zum Tische führte: „Das Gefühl der unmittelbaren Berührung mit dem Manne, der ihm die Verkörperung der deutschen Poesie, der ihm, wie er sagt, in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande

beinahe zu einer mythischen Person geworden war, überwältigte ihn.“ (Scherer.) Daß eine impulsive Natur wie die Hansens von Bülow durch den ganz persönlichen Zauber Bismarcks zu himmlischen Unbedachtsamkeiten getrieben werden kann, wird Jeder begreifen, der diese Erscheinung künstlerisch einmal nur durchfühlen durfte; müde Parteiklepper freilich wehte solches Respektgefühl vor großer Menschheit nimmermehr an.

„Sie müssen schon entschuldigen, wenn wir nicht mit dem Frühstück gewartet haben, aber Schweninger besteht darauf, daß mein Mann jetzt immer pünktlich um zwölf zu Tische geht, und dem Professor gehorchen wir blind.“ Die Fürstin sah von überstandener Krankheit noch etwas angegriffen aus, aber ihre Bewegungen waren frisch und rasch und schlichte Hausfraulichkeit scheuchte jeden steifen Zwang schnell hinweg.

Zwischen den berühmtesten Kollegen — denn Otto Bismarck und Lothar Bucher sind heute die ersten Publizisten im deutschen Gelände und an Apostatenzügen mangelt es ihnen nicht — war mir der Platz gewiesen, und während der Fürst sich liebenswürdig bemühte, aus der gut bürgerlichen Mahlzeit eine Rarität zu empfehlen, weißsauren Schweinskopf mit pikanter Sauce („das habe ich mir aus Rußland mitgebracht; der Schnaps hier gehört dazu; ich bin immer mit Erfolg gereist“), holstischen Bückling auch oder ein eigens für ihn gebrautes süddeutsches Bier, ein Mittelding zwischen Ale und der Berliner Weißen, von dem er sich selbst aus einer Champagnerflasche einschänkte, hatte ich Muße, mich zurecht zu finden und Umschau zu halten.

In einem schweren Lehnstuhl saß der Fürst; hinter ihm lagerten die beiden kräftigen Hunde, Tyras und Rebecca, denen er von Zeit zu Zeit einen Bissen zuwarf. Er war im schwarzen Rock mit dem altväterisch breiten Halstuch; bis zum Knie trug er dicke Lederschäfte, denn mit den Beinen, das weiß man schon vom Bundesrathtische her, will es längst nicht so recht mehr gehen. Was mir zunächst auffiel, war die zarte, fast mädchenhafte Frische der Haut, die den mächtigen Schädel umspannt, und die außerordentliche Feinheit der langgegliederten Hände, die nicht einem Greisen anzugehören schienen, sondern einem soignirten Diplomaten von fünfzig Jahren. Diese charakteristische Hand hat der um Nebendinge genial unbekümmerte Lenbach uns nie gemalt und auch die düstere Dämonie konnte ich nicht erblicken, die aus seinen Bismarckbildern häufig mit Tragödienstimmung uns spricht. Franz Lenbach ist eben nicht in der technisch sicheren Wiedergabe des Wirklichen groß, sondern im verdichtenden Erfassen der wesentlichsten Geistesdispositionen; er gibt den ihm sitzenden Menschen nicht wie er ist, sondern wie er nach psychologischem Urtheil sein sollte; darum sind seine Moltkebilder oft sprechend unähnlich, darum aber ist seine malerische Charakteristik der Kaiser Friedrich und Wilhelm des Zweiten auch ganz und gar erschöpfend: dort die leise Unsicherheit, die zwischen prächtiger Pose und erstrebter Volksthümlichkeit in liebenswürdiger Schöne schwankt, hier eigenwilliges Machtbewußtsein, das mit gerunzelter Stirn den Kopf in den Nacken wirft. So hat er auch, in des Rembrandt wohl würdiger Meisterschaft, den Bis-

marck der Historie und des Mythos uns gemalt, den eisernen, Großes brütenden und skrupellos auf selbst gebahnten Pfaden vorwärts schreitenden Seher und Künder neuer Ideale. Auch diesen Bismarck sollte ich noch schauen; jetzt saß ich neben einem nicht im kleinsten Zuge greisenhaften Manne von großartigster Vornehmheit, im Stil fabelhafter Landlords, und aus den mächtigen Augen, unter denen die scharfen Einbuchtungen zurückgetreten sind, lächelte zufriedene Güte und gesättigte Kraft.

Der Fürst ist schlanker, das prachtvoll gemeißelte Gesicht ist schmäler geworden und über der ganzen Erscheinung lagert ein ihr sonst fremder Hauch schmerzloser Resignation, die dem heldischen Gefüge des Hünenleibes einen neuen Reiz verleiht. Er hat sich verjüngt und er hat sich verklärt; es ist, als wären die Schlacken der Menschlichkeit, die ein dreißigjähriger unumschränkter Machtbesitz da oder dort immer ansetzen muß, nicht ohne Widerstand gewiß, abgefallen und nach wehem Wehren nun ein abgeklärtes Ewigkeitbewußtsein eingekehrt, das dem cholerischen Temperament lächelnd Schweigen zu gebieten sich gewöhnt hat und prometheischen Regungen nicht mehr zugänglich ist. In zwei einsamen Jahren hat diese Brust viel durchgekämpft und manche bittere Erfahrung, tobend vielleicht zuerst und mählich dann in skeptischer Ruhe, überwunden. Er ist nicht derselbe Mann mehr, der in den Märztagen des kritischen Jahres 1890 grollend wie ein entthronter Dynast der Reichshauptstadt den Rücken kehrte; er hat viel, seit er die Dinge in anderer Beleuchtung sah, der immer Lern-

fähige und Lernbegierige, gelernt, viel wohl auch vergessen, und wenn ich meinen Eindrücken trauen darf, hat in manchen Stücken Bismarck heute keinen objektiveren Beurtheiler als Bismarck a. D. Leidenschaftlos und in wägender Ruhe spricht er von seinen Gegnern, von den tückischen Feinden sogar; freilich lügt er sich auch nicht die Vorzüge eines milden Gefühlmeiers an, wie er überhaupt niemals bemüht war, seine Person in vortheilhafte oder populäre Beleuchtung zu rücken. Als erzählt wurde, der General Caprivi sei in den zwei Jahren stark gealtert, da verschmähte er billigen Ausdruck der Sympathie; er blieb stumm, und in seinen Mienen nur las man: C'est la guerre, und: In serviendo ipse consumptus sum. Und als eine Zeitungnachricht den Tod des Reichsglöckners Felix von Loë in Folge eines Gehirnleidens meldete, da meinte er, ohne Wimpernzucken: „Der war immer mente captus." Nicht die Spur eines Bemühens um Verschönerung, immer das selbstbewußte Gefühl, auch ohne Retouche bestehen zu können: Nihil humani a me alienum puto!

Mitunter nur, später, als er von intimer Politik sprach und des eigenen Verhältnisses zum neuen Kurs gedenken mußte, empfand ich das unbändig Treibende dieser vulkanischen Natur, ihr tiefes Feuer, ihren erzenen Schritt, das Wogen und Wallen in kochender Subjektivität. Dann war der gütig lächelnde, der liebenswürdig behagliche Landedelmann verschwunden: in den großen Zügen begann es drohend zu wetterleuchten; schroffer und schneller wurde die Geberde; in das verdunkelte Auge trieb innere Erregung heiße Feuchtigkeit, und an

dem gewaltigen Haupt trat der Knochenbau schärfer hervor. Dann war der Bismarck der Lenbachbilder da und in die beschleunigte Rede fegten die Flammen eines durch seine impetuose Macht über Abgründe hinweg zwingenden Temperaments hinein. In solcher Stimmung mögen die schweigenden Föhren des Sachsenwaldes den einsamen Reiter, der trotz dem Jüngsten noch galoppirt, mehr als einmal gesehen und unter dem Blitzen des geweiteten Auges fröstelnd erbebt haben, ehe der Starke am Ende auch eigener Gluth gebieten lernte.

* * *

Auf die Gefahr, von freisinnigem Mannesstolze belächelt zu werden: in ruhelosen Nächten und während der raschen Fahrt hatte ich vor dem Besuche gezittert, wie nur ein Menschenscheuer vor der Begegnung zittern kann, die vielleicht mit dem Sterben einer Illusion enden und sicher dem Selbstpeiniger das Bewußtsein eigener Nichtigkeit stärken würde. Nun war ich nach knappen drei Minuten heimischer hier als neben der vereisten Engländerei kleiner Parlamentarier, die durch geheimnißvoll lächelnde Korrektheit als große Staatsmänner sich zu inszeniren suchen. Es ist die reizendste Gabe starker Menschen, daß sie nicht zu fürchten brauchen, sie könnten „sich etwas vergeben“, daß sie den Nahenden nicht herabzudrücken, sondern ihn zu erheben bestrebt sind. Die Verlegenheit währte nur gerade so lange, als der Fürst in viel zu gütigen Worten von meiner Arbeit sprach; dann kehrte das Tischgespräch, als wäre kein Fremder zugegen, zu häuslichen Dingen zurück und die Fassung war wieder da und nur mit dem Titel und mit der

Anrede in der dritten Person fand ich mich nicht zurecht: zwei-, dreimal ertappte ich mich entsetzt auf dem dreisten Sie und die Durchlaucht wollte, wo so mächtiger Eigenwerth schon Ehrfurcht heischte, mir nicht in den Sinn. Ganz alltäglich ist's ja auch nicht, daß der erste Titelträger, mit dem man Bekanntschaft knüpft, gerade Otto Bismarck heißt.

Von den Söhnen wurde, von Herbert und Wilhelm, zärtlich gesprochen, die immer für Briefe an die Mutter reichliche Zeit fänden, auch früher, als der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes noch der fleißigste Arbeiter in der Wilhelmstraße war. Von dem spät Arbeiten kam die Rede auf das Licht und der Fürst erzählte, er habe immer nur Oel gebrannt, weil er die Verantwortung dafür nicht übernehmen wolle, daß durch Petroleum ein Mensch verunglücken könnte. „Nur in Kissingen haben wir Petroleum, aber ich habe glücklicher Weise unter dem mir unausstehlichen Geruch nie gelitten." „Das ist sehr einfach, lieber Otto: ich habe für Dich und für Herbert extra zwei schöne Oellampen gekauft." Der Fürst erörterte den Plan einer elektrischen Anlage für Friedrichsruh, die vielleicht weniger kostspielig als Oel sein, für das kleine Haus aber doch wohl nicht lohnen würde. „Sie haben keine Ahnung, wie einsam ich doch hier wohne; das Ding ist ja ursprünglich nicht zu dauerndem Aufenthalt, namentlich im Winter, gebaut. In Varzin habe ich doch das Dorf, wenn ich Menschen sehen will, aber hier sind erstens die Räume beschränkt, und wenn meine lieben Hamburger und die Eisenbahnzüge nicht wären, ich kriegte oft wochenlang keinen neuen

Menschen zu sehen. Uebrigens, das ist unverständiges Zeug, wenn man immer sagt, durch mein Hiersein hätten die Geschäfte sich verzögert. Das Gegentheil ist viel eher wahr. Was in Berlin bis halb fünf erledigt war, das hatte ich um neun Abends hier; dann blieben mir zwei Stunden für Durchsehen, Unterschreiben und Glossiren und am nächsten Morgen trugen in Berlin die Postboten die einzelnen Einläufe an ihre Adresse. Aber glauben Sie etwa, daß so ein Ministerialdiener so flinke Beine hat wie ein Briefträger? In Berlin blieben die fertigen Sachen auf meinem Schreibtische liegen, bis ein ordentlicher Haufe zusammen war, und dann trug der Bote sie womöglich noch zum Unterstaatssekretär und die Geschichte vertrödelte sich. Nein, von hier aus ging es am glattesten, und — das müssen die Leute mir doch eigentlich lassen, daß ich ein pflichttreues Arbeitspferd war und an meine Bequemlichkeit immer verdammt wenig dachte. Wenn Schweninger nicht gewesen wäre —! Die Autoritäten — ich mag keine Namen nennen — hatten mich ja sämmtlich aufgegeben und redeten in den Münchener Doktor hinein, wozu er den alten Kerl, der doch den Krebs hätte, denn nun noch mit einer Trainirkur quälen wolle. Aber der Professor hat den Teufel im Leibe, und wenn er hier ist — wir erwarten ihn heute Nacht —, dann sind wir alle fidel."

„Ja, und die Störungen in Berlin, durch Hofgeschichten und Ceremonialzwang und Besuche von Hinz und Kunz —! Jetzt machen sie das alles da wahrscheinlich bureaukratisch ab, Nummer für Nummer aktenmäßig verfügt. Und dann ist Potsdam noch ein Kreuz

für den Minister; ein halber Tag geht dabei so immer drauf, denn erst muß man zu Hause im besten Arbeiten aufhören, dann kommt man zu früh auf die Bahn, und dauert der Vortrag beim Herrn nur fünf Minuten länger, da fährt Einem der Zug vor der Nase fort und es heißt eine Stunde warten. Der alte Kaiser wußte das schon und war immer besorgt, daß ich nur rechtzeitig in den Wagen kam."

Die neue Hoftracht wurde erwähnt, die bei Fahrten nach Potsdam besonders genirlich ist. „Solche Kleinigkeiten machen am meisten böses Blut. Ich weiß noch, wie ich als Junge meinen Onkel in den Kniestrümpfen bewunderte. Für Rheumatiker ist es selbst mit wollenem Unterzeug noch gefährlich. Bei Napoleon war es ja auch Mode und als Gesandter konnte ich nicht gut herumkommen; während ich aber in dem zugigen Flur auf meine Kutsche wartete, war mir immer zu Muthe, als ob ich bis an die Kniee im Wasser stünde. Außer den Engländern, die es von Haus aus nicht anders kennen, soll die Diplomatie ja die Mode wohl auch nicht mitmachen."

Die Tafel war abgeräumt und dem Fürsten wurden die langen Pfeifen gebracht, die der Diener dann wechselte. Und in kurzen Zwischenräumen kamen Zeitungen; der stenographische Reichstagsbericht zuerst, in dem den Fürsten die Tragfähigkeit des neuen Gewehrs interessirte, dann eine ganze Anzahl illustrirter Blätter, endlich für die Fürstin die „Berliner Neuesten Nachrichten" und für den Fürsten die „Kreuz-Zeitung".

„Seit dem ersten Januar lese ich das Blatt wieder; ich hatte es seit der Deklarantenzeit nicht wieder in der Hand gehabt, aber man will doch wissen, was los ist.“

Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß die Kreuz-Zeitung in neuerer Zeit überhaupt viele Anhänger gewonnen habe, weil sie wenigstens Farbe bekannt und der Freiherr von Hammerstein eine gewisse Unabhängigkeit gezeigt habe.

„Ja, ja. Wissen Sie, Hammerstein erinnert mich aber doch immer an Richter; auch er ist ein geschickter Mensch, aber er tyrannisirt seine Partei genau wie Richter die „Freisinnigen“. Und bei den Konservativen ist das noch viel leichter, weil das meist ruhige Leute sind, die nach einem guten Frühstück sich eben gemächlich den Mund abgewischt haben, wenn sie in die Fraktionssitzung kommen, und die dann froh sind, wenn ihnen Einer sagt, wie sie zu stimmen haben. Das ist ja überhaupt das Malheur: zwei, drei von den Leuten arbeiten die Vorlagen ordentlich durch und wissen wenigstens, um was es sich handelt, und diese Fraktionsstreber, die einen Andern doch nur bei faulen Sachen zum Worte kommen lassen, die machen dann, was sie wollen, während die große Masse die Drucksachen kaum oberflächlich durchblättert“.

Wir waren allein geblieben und ich hatte erwähnt, daß man ziemlich allgemein eine Rede des Fürsten im Herrenhause erwarte. Da fiel das Citat aus dem Liede vom Bruder Straubinger:

„Da müßt' ich doch ein Esel sein,
Ein Kerl als wie ein Rinde!“

„Nein, daran denke ich wahrhaftig nicht. Das Herrenhaus hat seine Vorzüge, gewiß; es sitzen da Leute, die von den Dingen etwas verstehen, aber es sind doch auch viele Höflinge da, aus dem Chor der strebenden Landräthe, die noch ‚was werden' wollen. Das ist ja heute überhaupt in unseren Parlamenten die Sache: jede Partei hofft, den Kaiser eines Tages noch unter ihren — wie sagt man doch gleich? ja — unter Ihren Hospitanten sehen zu können, und will sich deshalb nicht kompromittiren. Nein, das Herrenhaus wäre nicht der Boden; und im Reichstag? Ich kann Ihnen sagen: es hat mich manche schlaflose Nacht der Gedanke gekostet, ob ich sprechen soll.. Aber wie die Geschichte jetzt liegt — die Schulfrage und die Welfengeschichte gehören auch zu den Quietis, die man nicht movere sollte —, ist es doch nicht angebracht, mich als Puffer zwischen die Regierung und die Parteien zu schieben; das gäbe dann eine Generalabrechnung zwischen einst und jetzt und würde augenblicklich die Situation zwar erleichtern, aber die nothwendige Klärung nur aufhalten. Ich würde erscheinen wie Banquos Geist an Macbeths Tisch und mancher alte Freund hat ohnehin schon ein böses Gewissen mir gegenüber. Trete ich persönlich hervor, dann kann ich mich auch nicht zurückhalten, sonst wird es nichts; sage ich aber meine ganze Meinung — ich sehe nicht rosig in die Zukunft —, dann gerathe ich in eine Stellung, die meiner ganzen Vergangenheit nach nicht für mich paßt. Und außerdem würde die Presse ja doch Alles entstellen, was ich sage; dagegen ist nicht anzukommen.

Man überschätzt meinen Ehrgeiz und man unterschätzt mein Selbstgefühl. Ich bin heute siebenundsiebzig Jahre alt, ich habe wirklich keine Ambitionen mehr. Im Rahmen der heutigen Politik ist für mich kein Platz. Minister, die die Krone berathen, gibt es nicht mehr; heute beräth die Krone die Minister, in bester Absicht natürlich, aber das taugt nun doch nicht mehr für mich; dazu sind jüngere Leute nöthig, die noch frische Beine zum Einschwenken haben. Soll ich mich nun hinstellen und Caprivi kritisiren, der doch nur ein Beauftragter ist? Ich bin immer ein guter Monarchist gewesen und möchte nichts sagen, was auch nur den Böswilligen antimonarchisch schmecken könnte; aber ich bin auch kein Absolutist, ich glaube namentlich nicht, daß es heutzutage gut ist, wenn die Krone bei jeder Gelegenheit in den allen Anwürfen ausgesetzten Vordergrund gestellt wird. Als ich Minister wurde, fand ich das Königthum bedrängt, mein alter Herr wollte zurücktreten und ich hatte Mühe genug, ihn davon abzubringen. Damals habe ich es als meine Aufgabe betrachtet, die Machtstellung der Krone zu verstärken, na, und das ist mir nun so sehr gelungen, daß man heute schon wieder auf die Verstärkung der Volksvertretung bedacht sein muß, ich meine den Reichstag, in dem mir das steife Rückgrat nicht immer in genügender Weise vertreten scheint. Und es wäre wirklich für die Monarchie und für unsere ganze Einheit ein Unglück, wenn wir jemals auch nur vorübergehende absolutistische Rückfälle erleben müßten; denn da regiert die Camarilla oder im schlimmeren Falle das Ewig-Weibliche. Das bleibe uns erspart, aber —

es ist mir ein Bischen ergangen wie den vierzehn Nothhelfern, die dem Reiter eben von der einen Seite heraufgeholfen hatten — da fiel er auf der anderen Seite herunter . . .

Ich wüßte wirklich nicht, wie ich auf meine alten Tage noch einen andern Wunsch haben sollte als den, daß es unserm Deutschen Reiche recht gut gehen möge. Aber ich bin nicht ohne Sorge. Es wird mir den Russen, die ganz verständige Leute sind, jetzt zuviel eine gar nicht in dem Umfange vorhandene Kriegslust aufgeredet — man nennt das jetzt gern eine Suggestion, aber die Sache ist namentlich für Dilettanten gefährlich. Und dann —: ich habe mein Leben lang gegen die Bureaukratie gekämpft, gegen den Geheimrath, aber jetzt kriegen wir den Assessor; wir kommen unter die Herrschaft subalterner Bureaukratie. Sie glauben gar nicht, was die Leute jetzt schon für Schreibereien haben, wie sie von der Regierung mit Auskünften und Doktorfragen gequält werden. Da ist die Landgemeindeordnung. Der Kaiser ist nicht auf dem Lande groß geworden, er muß sich auf Informationen verlassen und mag es wohl geglaubt haben, als man ihm sagte, daß es sich um ‚feudale Ueberreste' handle, die beseitigt werden müßten. Früher hat da unsere eingesessene Bauernaristokratie regiert und ich kann Ihnen sagen, die Geschichte ging fast immer glatt und gut und die Leute waren zufrieden; jetzt werden allmälich überall kleine Parlamente entstehen; es wird noch mehr als bisher geredet werden, und wo das Redenkönnen den Ausschlag gibt, sind immer die Radikalen obenauf. In solchem Dorf kann heute gewöhnlich

nur Einer ordentlich schreiben, meist der Schullehrer, der muß nun die Berichte machen und ist dann natürlich der wichtigste Mann. Das wird sich alles erst später zeigen, und wenn die Handelsverträge sich erst fühlbar machen, dann, fürchte ich, wird die Unzufriedenheit noch zunehmen. Eine Regierung, und besonders in einem Staat, der nach der Landwirthschaft gravitirt, kann eben nicht vom grünen Tische aus geführt werden; was man nicht gesehen hat, oder noch besser am eignen Leibe erfahren, das kennt man auch nicht.

Es wird jetzt immer behauptet, ich schriebe Artikel gegen die neue Regierung. Das ist natürlich Unsinn. Wenn ich eine journalistische Thätigkeit in solchem Umfange übernehmen wollte, müßte ich doch mindestens in Hamburg wohnen. Auch bin ich dazu nicht mehr jung genug. Nein, von Zeit zu Zeit besucht mich einer der Herren und dem sage ich dann wohl meine Ansicht über die Dinge, denn schließlich habe ich doch einige Erfahrung und ich sehe nicht ein, weshalb die gerade verschwiegen werden soll, wo doch so viel thörichtes Zeug gedruckt wird . . ."

Die behagliche Ruhe war längst aus seinen Zügen entwichen, eine feine Röthe lag auf der Stirn, heftig stießen die Lippen dicke Dampfwolken hervor. Nicht ein verärgerter: ein leidenschaftlicher Mensch, der auch in flüchtigem Gespräch nicht ohne Erregung der Aufgabe eines ganzen Lebens gedenken kann. Langsam nur war die Rede in Fluß gekommen; zuerst gab es häufige Pausen, in denen ein Journal angeblättert oder den Hunden gerufen wurde, wie um dem Zwang aufwühlender

Erinnerungen auszuweichen; immer wieder aber zeigte ein Zucken in dem prachtvoll energischen Kinn, ein unwillkürliches Erstraffen der Kopfhaut, daß hier eine Nothwendigkeit drängte und trieb, vor der es kein Entrinnen gab. Zweimal wollte der Gast, der in dem Ruhen der Rede ein Zeichen der Abspannung zu sehen glaubte, sich entfernen, zweimal hielt eine freundliche Bewegung, ein liebenswürdiges Wort ihn zurück, das wohl aus dem Bedürfniß kam, einen nicht ganz Unverständigen nun auch bis an das Ende des einmal beschrittenen Gedankenpfades zu führen. Es war ein Programm, das da, ungleich vollständiger, als es hier wiedergegeben werden konnte, in weiten Linien umgrenzt wurde; aber nicht das Programm eines kleinlichen Mißvergnüglinges, der neidisch an dem Treiben und Streben des nach ihm und durch ihn entstandenen Geschlechtes sich vernörgelt: eine „annähernd königliche Existenz“ regte sich frei und stolz; einer der Peers sprach, um deren Besitz Bismarck 1867 im norddeutschen Reichstage England pries: „Gänzlich desinteressirte Existenzen, die auf dieser Welt eigentlich nichts Erhebliches zu wünschen haben, was sie verleiten könnte, anders als nach ihrer wohlbedachten ruhigen Ueberzeugung vom Besten des Staatswohles zu urtheilen; . . . befriedigte Existenzen, denen der Trieb fehlt, auf dem politischen Gebiete die Befriedigung sozialer und finanzieller Bestrebungen zu suchen.“

Welche Befriedigung soll Bismarck heute noch suchen? Er ist an Erfolg und Ruhm so saturirt, daß ihm zu wünschen nichts mehr übrig bleibt und Selbstlosigkeit leichte Pflicht wird. Wenn aber kleine publizistische

Hunde, denen sich jetzt ein byzantinischer Köter aus Amerika, ein pudelnärrisch Thier, gesellt hat, die Denkstätte des lebendig Begrabenen verunreinigen; wenn der unversöhnliche Kampf zweier Weltanschauungen sich in niederes Gebelle verzettelt, dann hat auch der Pelide nicht mehr das Recht, müßig im Zelt zu sitzen, als alter Onkel in Schlafrock und Pantoffeln, dann muß er aufs Blachfeld, nicht um sich zu vertheidigen, nur, um das Vollbrachte und das Erstrebte von fälschenden Künsten zu säubern. „Ich kann es nur dankbar erkennen, wenn das von meiner politischen Thätigkeit zu gebende Bild möglichst ähnlich wird und auch in seinen schwächeren Theilen ohne Nachhilfe bleibt." In diesem Satz, den Bismarck, als die historisch-kritische Gesammtausgabe seiner politischen Reden, ein Werk, das seinen Meister Horst Kohl auf jeder Seite lobt, vorbereitet wurde, an die Cottasche Verlagshandlung schrieb, ist ein Theil wenigstens des heute allein ihn noch reizenden Zieles bezeichnet. Er hat zu zeigen, was er gewollt und was er erreicht hat, und er darf den Rest seiner Tage daran wenden, im Gewollten und im Erreichten den Keim fortschreitender Entwickelung zu enthüllen. Daß der kritische Geist auch der Führung des Größten nicht immer widerspruchlos folgt, kann der jeder Doktrin lächelnd abgekehrte Realist im Sachsenwalde ernstlich nicht tadeln. Man braucht keine Lupe, um an dem Manne, der dreißig Jahre einer Welt gebot und der bis zur Unmenschlichkeit vergöttert wurde, Fehler zu entdecken; aber es sind großartige Tragödienfehler — Genie sein ist immer ein tragisches Schicksal, sagt weise

der alte Vischer — und ihr Anblick mehrt die Liebe, anstatt sie zu mindern. Denn ein fleckenloses Ideal kann menschliche Bewunderung nur, nicht menschliche Liebe umfassen, und Mephistopheles ist wieder einmal sehr klug, wenn er im wüsten Wirrwar der klassischen Walpurgisnacht zu Fausten spricht:

„Das Auge fordert seinen Zoll.
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was auszukleiden,
Wenn man doch einmal lieben soll.“

* * *

„. . . Wir Beide haben nicht zum letzten Male mit einander gesprochen . . .“

Durch den Schnee fuhr ich nach Hamburg. Kahle, freudlose Vorstädte erst, dann lustige, kokette Landhäuser, endlich massige Stadtpaläste; dort glühender Bismarckhaß, hier hitzige Bismarckliebe. In kühler Gleichgiltigkeit kommt an der scharfen Prägung dieser Gestalt Niemand vorbei, die, entschlossen Stellung zu nehmen, auch den fernen Betrachter zwingt. Und weil die munter fälschende Taktik mir wohlbekannt ist, die heute jeden vom alten Kanzler nicht scheu seitab Weichenden zu einem Bismärcker sans phrase zu stempeln bestrebt ist, und weil auch ein Bild erst richtig beurtheilt werden kann, wenn man den Standpunkt kennt, von dem aus es entworfen wurde, deshalb mag ein persönliches Wort hier gestattet sein.

Wie auf dem Wege nach Indien Columbus Amerika fand, so etwa hat Bismarck, dessen nächstes Ziel Preußens Größe war, das Deutsche Reich gefunden; er wußte

nicht, wohin er ging, und darum eben kam er am weitesten. Als Empiriker haßte er alle Theorien und abstrakten Begriffe, als agrarischer Produzent war ihm der Zwischenhändlergeist, als Junker das protzige Behagen der empor gekommenen Bourgeoisie ein Gräuel: daher rührt seine wachsende Antipathie gegen den radikalen Liberalismus, der wirthschaftlich — seine politische Rolle ist ausgespielt und an der Unwahrhaftigkeit seines Bekenntnisses muß er zu Grunde gehen — ausschließlich die Interessen des bourgeoisen Zwischenhandels vertritt. Es gelang Bismarck, die Monarchie zu stärken, die deutsche Einheit fest zu begründen und zwanzig Jahre hindurch den Frieden zu wahren. In diesen Werken unterbrach ihn eine doppelte Erfahrung. Er mußte erkennen, daß sein Deutschland finanziell nicht lebensfähig war, und er sah sich der ungeheuern Bewegung des Sozialismus gegenüber, in dem er irrend allzu lange nur den letzten Ausläufer des politischen Radikalismus gewittert hatte. Der Staat brauchte Geld, die besitzenden Klassen heischten Schutz gegen den proletarischen Ansturm und Bismarck war an Erfolgen zu verwöhnt, um über die Hilfsmittel erst lange sich den Kopf zu zerbrechen. Es kamen die Schutzzölle, es kam das Sozialistengesetz, es kam die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, und der Urheber dieser drei eng zusammenhängenden Maßregeln gab sich der Hoffnung hin, auf diesem Wege Geld, Ruhe und Zufriedenheit zu schaffen, und namentlich den unbedingt monarchischen Elementen, dem Feudaladel, der auf die Monarchie in seinem sozialen Bestande angewiesen ist, ein behagliches Wohlsein zu sichern.

Diese ganze Politik war nicht von einem in Bismarcks beherrschender Stellung doch wirklich leicht zu befriedigenden Eigennutz, auch nicht von einer angeblich falschen Theorie eingegeben, sondern, wie der beste deutsche Konservative, Paul de Lagarde, immer wiederholt hat, von finanzieller Beängstigung. Für den Militarismus und für die Sozialreform hat das Getreide geblutet; und als Ergänzung des Sozialistengesetzes wurde das Kartell geschaffen, das ganz natürliche Bündniß der industriellen und landwirthschaftlichen Produzenten. Ein Mann, der an die politische und soziale Mission der Monarchie glaubt und an die bestehenden Besitzverhältnisse nicht rühren will, konnte einen andern Weg nicht einschlagen: er mußte in den treibenden Klassenkämpfen die Prärogative der Krone über allen Zweifel stellen und ihr zur Kriegführung die Mittel schaffen; er mußte aber gleichzeitig auch zur Vertheidigung des bedrohten Gesellschaftgebäudes Mannschaften sammeln und Geschütze anfahren. Die Geschütze bot das Sozialistengesetz, die Mannschaften fanden sich im Kartell.

Nur blöder oder böswilliger Unverstand kann gegen Bismarck den Vorwurf schleudern, er habe die Sozialdemokratie „groß gezogen“. Eine wirthschaftliche Bewegung von so ungeheurer agitatorischer Macht kann auch der Stärkste nicht hemmen und kaum fördern; sie wächst, weil das Streben des Einzelnen nach Verbesserung seiner Lage wächst, und ihr Umfang muß besonders weit in einem armen Lande sein, wo nur eine verschwindende Minderzahl kaufkräftig ist und wo die korrumpirende Allmacht des Kapitalismus in demselben

Maße zugenommen hat, wie durch die liberale Theorie die Hoffnung auf staatliche Wirksamkeit erschüttert worden ist. Wenn ein Schuldiger für das Anwachsen des Sozialismus denn schon gefunden werden soll: im Dogma von Manchester mag man ihn finden, in jener wirthschaftlichen Verblendung, die gegen Ende der siebenziger Jahre prophezeite, über kurz oder lang würde man den Gedanken an gewerbliche Schiedsgerichte und dergleichen ebenso belächeln wie Fouriers Phalansterien. Mag sie in formeller Politik noch so radikal sich geberden, die wahre Reaktion verkörpert sich heute in der freisinnigen Orthodoxie, die, während sie auf Gummirädern an dem Armen vorübersaust, ihm zuruft, in kühler Herablassung: Wir kämpfen für Deine politische Gleichberechtigung, doch hast Du Hunger, hilf Dir selbst!

Als an die Stelle der Alchymie einstens die Chemie rückte, da mag rathlos die Wissenschaft von damals auf neues Werden gestarrt haben, wie heute die Politik blinzelnd sich die Augen reibt vor der Erkenntniß, daß an die Stelle europäischer Nationen die europäischen Parteien nun getreten sind. Fürst Bismarck war durch diplomatische Aufgaben hypnotisirt und merkte den Szenenwechsel nicht, der sich vollzogen hatte; er ging konsequent, vom Tag nur Vorrath für den Tag erwartend, seinen Weg und sah vielleicht zu spät, vielleicht bis heute nicht, daß in währender Zeit ein moderneres Ideal heraufgekommen war. Mitunter sieht es so aus, als habe der junge Kaiser dieses Ideal erkannt; aber er schaut die Welt durch die Brille seiner Berather und um den Thron fehlen die Männer, deshalb muß jetzt die Alchymie

auch wieder dran. Wie der indische Königsohn aus der frommen und weisen buddhistischen Sage aber das verlorene Augenlicht nur wieder erlangen konnte, nachdem er in den Thränen der Armuth und des Elends den Sehnerv gebadet hatte, so kann auch die Monarchie heute neues Leben nur aus der Berührung mit den gedrängten Armeen der Noth ziehen. Geld hat ihr, Gewalt und Festigkeit Bismarck verschafft; eine Kleinigkeit fehlt noch: Ethos und Mitleiden.

Daß die Sozialdemokratie Bismarck haßt, ist ihr gutes Recht; daß sie den größten Vertreter der nationalen Weltanschauung bis zur Metternichtigkeit verkleinert, ist ein Beweis ihrer verärgerten Unklugheit. Die fortschrittliche Bourgeoisie, gegen die er Alles durchgesetzt hat, ließ sich die Vortheile seiner Politik wohl schmecken und fing erst wieder zu schimpfen an, da sie für ihren Beutel zittern und zagen mußte.

Er ist gegangen und Kommendes birgt romantischer Nebel dem Blick. Ist die Angst erst gewichen, der unbequem Große könnte zurückkehren, dann wird mählich man auch wieder wagen, der prachtvollen Renaissance-Gestalt bewundernd das Auge zuzuwenden und dem mächtigen Individualisten, der vergebens vom kühl ergriffenen Staatssozialismus rasche Erfolge erhoffte, am Ende auch gnädigst verzeihen, daß er 1815 geboren worden ist, in einem märkischen Junkerhause.





## II.

# Lessings Doublette.



Heute gibt es lustige Arbeit: von einem Presseprozeß ist und von den taktischen Kniffen fraktioneller Biedermänner zu berichten. Keine angenehmere Aufgabe konnte mir begegnen, und mit dem armen Schelmen, den man am ersten Januar zum Richtklotz schleppte, bin ich ganz einverstanden: das Jahr fängt gut an. Neugierig bin ich nur, ob ich beim Bleigießen in der Sylvesternacht meine wackeren Lieblinge erblicken werde: den Partei-Kaspar und den Tinten-Kuli.

Im wunderschönen Monat Mai hatte ein Tinten-Kuli in unerhört respektloser Weise wider den Stachel gelöckt. Das war nun nicht ganz so wunderbar, wie es aussieht, denn der Kuli war ein Jude und hatte deshalb die aus der Apostelgeschichte bekannte Stimme nicht vernommen, die dem Saul zurief: „Es wird Dir schwer sein, wider den Stachel zu löcken.“ Unser Saul aber war ein Paul und mit Vatersnamen hießen sie ihn

Marx. In der „Vossischen Zeitung“ hatte er drei Jahre und länger, mit der Scheere mehr, wie es scheint, als mit der Feder, gedient und vor den Augen des Chefredacteurs, des Herrn Friedrich Stephany, so hohe Gnade gefunden, daß seine Jugend für die Stellvertretung dieses illustren Kulitreibers auserſehen ward. Im Frohgefühle dieser bevorstehenden Auszeichnung ging Herr Marx in die Sommerferien; gleich nach seiner Wiederkehr aber sagte ihm Herr Stephany, mit der Stellvertretung sei es nichts, denn eine Intrigue habe Marx als Juden entlarvt und ein Jude könne die Vossische Zeitung nicht verantwortlich zeichnen. Bald darauf ging Herrn Marx die Kündigung zu, die ihn um so mehr überraschte, als er selbst nicht lange vorher die Absicht einer Kündigung ausgesprochen hatte und nur durch das schmeichelhafte Zureden des Herrn Stephany davon zurückgehalten worden war. Um es kurz zu machen und weil die Einzelheiten ja doch durch die Prozeßberichte aller Welt bekannt sind: Herr Marx schied aus seiner Stellung, und in öffentlichen Erklärungen behauptete er: seiner Zugehörigkeit zum alten Bunde wegen entlassen worden zu sein.

Das war nun eine böse Geschichte. Denn die Vossische Zeitung ist ein Organ der freisinnigen Partei, die jede antisemitische Regung verpönt, — das humane Banner der Toleranz in der rechten Hand, in der Linken den weisen Nathan desselben Lessing, dessen Nachfahre jetzt Besitzer der Vossischen Zeitung ist. Und diese Zeitung wieder ernährt sich zum Theil von guten jüdischen Abonnenten und Inserenten, gut im Sinne

Shylocks: „Wenn ich sage, er ist ein guter Mann, so meine ich damit, versteht mich, daß er vermögend ist.“ Diesen guten Männern wurde denn auch in nicht zu weit bemessenen Zwischenräumen von Lessings Erben durch sehr volltönendes Geschimpfe auf deutsche und namentlich russische Judenverfolger eine hübsche Gratisfreude bereitet, die sich weniger kostspielig herstellen ließ als etwa ein illustrirter Neujahrskalender oder dergleichen. Die Beurtheilung der russischen Politik wird ja überhaupt in einem großen Theile der angeblich liberalen Presse nur von der Empörung über die Judenvertreibungen diktirt, und jede englische Korrespondentenlüge, die von neuen antisemitischen Regungen an der Newa zu melden weiß, findet da sofort freundliche Unterstatt, während dem berechtigten Zorn über wirkliche Barbareien der nicht minder berechtigte Zorn über das schamlose Treiben jüdischer Kornwucherer, Deserteure und sonstiger Schwindler, die den hilflosen, ungebildeten und leicht zu übertölpelnden Mushik bis aufs Blut aussaugen, leider niemals zur Seite tritt. Das nur nebenbei. Kurz: der Fall Marx brachte die freisinnige Partei und die Vossische Zeitung gleichermaßen in arge Verlegenheit, und man durfte begierig sein, wie sich Beide herauswickeln würden.

Herr Eugen Richter, der im freisinnigen Lager die rücksichtlose Thatkraft vertritt, rührte sich zuerst. Er stand, wie ein glaubwürdiger Zeuge mir berichtet, schon vorher mit dem Besitzer der Vossischen Zeitung, dem Geheimen Justizrath Lessing, in Verbindung, dem er wiederholt und angelegentlich den berühmten Parlamentbericht seiner nicht minder berühmten Freisinnigen Zeitung

anstatt des objektiven, allen Parteien gerechten Berichtes von Oldenberg empfohlen haben soll. Die Bekanntschaft war also geschlossen und Herr Richter fragte bei Herrn Lessing in Sachen Marx an. Die Antwort lautete, Marx sei wegen Unfähigkeit entlassen worden, und Herr Richter verfehlte nicht, diese bündige Auskunft zur Beschwichtigung der erregten Gemüther eilends bekannt zu machen. Da aber Marx seine journalistische Existenz nicht stillschweigend vernichten lassen wollte und da er in dem diesmal bemerkenswerth anständigen Berliner Tageblatte „das leichtfertige Spiel mit der Wahrheit und einem Menschenschicksal“ sehr energisch abwehren durfte, so mußte Herr Lessing endlich mit einer Erklärung hervortreten, in der er sagte: „Erst nachdem die Kündigung an Herrn Marx erfolgt war, habe ich von letzterer und davon, daß Herr Marx Jude sei, Kenntniß erlangt. In Betreff der Gründe zur Kündigung kann ich mich nur an die mir angegebenen halten.“ Im Interesse der deutschen Sprache würde Herr Wustmann, im Interesse der Wahrheit mußte der Vertheidiger des Herrn Marx diese stilistische Leistung bemängeln. Denn vor Gericht wurde festgestellt, daß der Herr Geheime Justizrath sich in seiner Erklärung schlimm geirrt hatte: nicht nach, sondern vor „letzterer“ — nämlich der Kündigung — hatte er davon Kenntniß erhalten, „daß Herr Marx Jude sei“; und „in Betreff der Gründe zur Kündigung“ brauchte er sich nicht „nur an die ihm angegebenen zu halten“, denn er selbst — ich citire die Vossische — hatte ja schon früher, wie es nun heißt, „wiederholt verlangt, daß Marx entfernt werden solle, weil seine

Leistungen nicht genügten." Diese justizräthlichen Irrungen und Wirrungen brachte erst der Prozeß ans Licht, den anzustrengen Marx durch die fürsorglichen Rathschläge anderer freisinniger Männer veranlaßt wurde.

Diesmal traten die Gemäßigten in Aktion, die auf glatterer Bahn als Herr Richter das antisemitische Aergerniß aus der freisinnigen Welt schaffen wollten. Die Wahrheit und das Menschenschicksal interessiren diese humanen Männer natürlich nicht, wohl aber stand ein Parteiinteresse auf dem Spiele und das mußte, selbst über Leichen hinweg, gerettet werden. Es wurde deshalb Herrn Marx nahe gelegt, er müsse, „im Interesse der inneren Gesundheit des Freisinns", seine Auseinandersetzungen mit der Vossischen Zeitung „bis zu jenem Punkte fortführen, wo die Wahrheit oder die Unwahrheit der aufgestellten Behauptungen nicht mehr eine Sache von Treu und Glauben oder der Sympathie und Antipathie, sondern des objektiven Beweises ist." Aus der diplomatischen Verquollenheit ins Gemeinverständliche übersetzt, hieß das klipp und klar, Marx müsse prozessiren. Das war ein unendlich schlauer Zauber; denn der „objektive Beweis" mußte zunächst unter allen Umständen gegen Marx entscheiden. Jeder Zeitungbesitzer hat das unbestreitbare Recht, jeden Redacteur unter Einhaltung der kontraktlichen Kündigungfrist zu entlassen, und zwar ohne Angabe von Gründen. Herr Lessing, der durch ein Bekenntniß antisemitischer Neigungen seinen Namen und sein einträgliches Blatt kompromittirt hätte, brauchte also nur seine bestimmte Erklärung zu wiederholen, nach der die Entlassung mit der Judenfrage nichts zu thun

hatte, und Marx konnte dann sehen, wo er mit seinem „objektiven Beweis“ blieb. Für jeden Unbefangenen war es von vornherein sonnenklar, daß die Angelegenheit nur mit publizistischen, nicht aber mit juristischen Mitteln zu betreiben war, daß nur durch veröffentlichte Indizien ein moralischer Eindruck nach der einen oder anderen Seite erzielt werden konnte. An einem Gerichtsverfahren konnte einzig und allein die freisinnige Partei ein Interesse haben, denn vor den Schranken mußte sich's erweisen, daß in freisinnigen Blättern von antisemitischer Bösartigkeit überhaupt nicht die leiseste Spur zu entdecken ist. Die schlauen Zauberer haben's denn auch frisch gewagt, aber — nur halb gewonnen und deshalb an die Stelle des zu erwartenden humanen Triumphgeblökes das mit Recht so geschätzte System des Totschweigens treten lassen. Wenn Herr Marx sich einige freundliche Naivität bewahrt haben sollte, wird er über das plötzliche Verstummen seiner zuerst so beflissenen Helfer einigermaßen sich gewundert haben; wer große und kleine Parteibonzen nebst ihren journalistischen Chorknaben in der Nähe sah, dem erscheint der Verlauf der Sache nur selbstverständlich.

Mir ist die Frage, ob die Vossische Zeitung anti- oder philosemitisch ist, recht gleichgiltig, und es wird zahlreiche verständige Leute geben, denen es ebenso ergeht und die am Ende gar noch finden möchten, daß man für die Freigebung der journalistischen Laufbahn für jüdische Mitmenschen heute nicht gerade eine Lanze einzulegen braucht. Schon deshalb will ich in die Einzelheiten des Prozesses hier mich nicht vertiefen. Daß bei

der Tante Voß, die übrigens meinem beschränkten Abonnentenverstande als ein verhältnißmäßig geschickt, verständig und ohne allzu aufdringliches Reklamegebimmel geleitetes Bürgerweibchen erscheint, jüdische Redacteure nicht beliebt sind, das hatte man in orthodox freisinnigen Kreisen selbst immer geglaubt, und frühere Mitarbeiter des Familienblattes für Kasernirung der Prostitution berichten über diesen heikeln Punkt wunderbare Geschichten. Aber Herr Lessing, der nationalliberale Besitzer des freisinnigen Blattes, versichert, ihm seien „Türken oder Heiden oder Juden“, wenn sie nur brauchbar und tüchtig seien, in der Redaktion gleichermaßen willkommen und ob dieser unter dem Zeugeneide abgegebenen Erklärung hätte die freisinnige Humanität unweigerlich gejubelt, — wenn nicht das dicke Ende nachgekommen wäre.

Das dicke Ende trug die freundlichen Züge des Herrn Stephany, der als Chefredacteur die gute Tante vor Fremdwörtern besser als vor dem unerbittlichen Briefkasten des „Kladderadatsch“ und dessen Stilblütensammlung zu schützen weiß. Nun ist zwar in Mehrings vortrefflicher Schrift „Kapital und Presse“ unter dem nicht mißzuverstehenden Titel „Ein falscher Eid“ die Gedächtnißschwäche des klassischen Zeugen Stephany ausführlich und erschöpfend dargestellt worden; diesmal aber hat der frühere Protektor Lassalles und jetzige Protégé Lessings doch zu interessante Dinge ausgeplaudert, als daß seine Zeugenschaft der Vergessenheit anheim fallen dürfte. Ich citire im Folgenden immer die Vossische. Also Herr Lessing behält sich zwar das Recht vor, „allein

zu beurtheilen, ob ein Mitglied des Institutes brauchbar sei oder nicht", aber Herr Stephany ist doch in der angenehmen Lage, dem „wiederholten Verlangen" seines Brotherrn nach der Entfernung des Marx erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen und den „unfähigen" Marx sogar für die Stellvertretung in Aussicht zu nehmen. Und noch einmal trennen sich die Wege der beiden Herren und wieder siegt der Chefredacteur über den Besitzer: Herr Lessing vertheilt sein Familienerbstück, die drei Ringe, an Türken, Heiden, Juden, und er scheint geneigt, die Redacteure Nathan und Saladin einzustellen; Herr Stephany dagegen meint, es sei „undenkbar", daß ein Katholik oder ein Jude die auf dem Boden des Protestantenvereins stehende Vossische Zeitung verantwortlich zeichne. Mit Vergunst, Herr Stephany: ungefähr sagt das Herr Stöcker auch, nur mit ein Bischen andern Worten. Darf ein Jude nicht ein christliches Blatt zeichnen, dann darf er auch nicht christlichen Knaben wehren, christliche Mädchen lehren, christlichen Rekruten Instruktionstunde ertheilen, im Namen des christlichen Königs Recht sprechen und am wenigsten als von christlichen Bürgern erwählter Abgeordneter an der christlichen Gesetzgebung Theil nehmen oder gar über kirchliche Gesetze mit abstimmen. Dann bitte ich ergebenst um konfessionelle Schulen, Gerichte, Parlamente und um Vernichtung sämmtlicher von Protestanten oder Juden stammender Reden aus der Kulturkampfzeit. Daß des seligen Windhorst schlaue Trivialität das nicht mehr erlebt hat, ist wirklich zu bedauern; der hätte das freisinnige Totschweigen nicht mitgemacht und sein ceterum

censeo wäre gewesen: Her mit dem katholischen Kultusminister, im Namen des heiligen Stephany!

Auf dem Wege des freisinnigen Parteiinteresses aber lag diesmal solche Logik nicht und deshalb wurde der Jude Marx verbrannt. Er soll unfähig gewesen sein und diese Unfähigkeit eines angeblich nur mit der Scheere und dem Gummipinsel beschäftigten Redacteurs soll sich, merkwürdig genug, erst nach drei Jahren in ihrem unerhörten Umfange herausgestellt haben. Er soll auch ein „ungeregeltes" und „übernächtiges" Leben geführt haben und darüber wurde leider der unter Herrn Stephanys Oberaufsicht den so zu sagen feuilletonistischen Theil der Tante bearbeitende Herr nicht befragt, dessen Zeugenaussage mitleidige Nächstenliebe für einen im Joche Stöhnenden bedecken mag; sonst hätten die erschreckten Philister erfahren, daß der gestrenge Herr Stephany, der früher selbst ein toller Christ gewesen sein soll, es ein ungeregeltes und übernächtiges Leben nennt, wenn zwei junge Studenten a. D. das harmlose akademische Schoppenstechen beim Sedlmayr oder im Pschorrbräu bierfidel fortsetzen. Dagegen wurde für die Unfähigkeit allerdings ein zwingender Beweis vorgebracht. Marx hat nämlich, man denke! in der Zerstreuung des ersten Tages nach den Ferien eine Notiz zweimal in die Oberredaktion gegeben. Und das nennt man bei den deutschen Zeitungschreibern eine Doublette und nach „dem Vorkommniß mit der Doublette" ist Herr Stephany „sehr böse gewesen" und er hat „die Hoffnung aufgegeben, daß die Stellung des Herrn Marx haltbar sei." Ist das nun ein Beweis oder nicht? Zwar ist der Chefredacteur,

wenn er schon nicht deutsch schreiben kann und ein schlechtes Zeugengedächtniß hat, doch recht eigentlich dazu da, um Doubletten zu vermeiden. Wäre aber die Steuernotiz wirklich zweimal in die Vossische gelangt, dann war das sicherlich viel, viel unheilvoller als etwa die ostafrikanischen Wippchenberichte oder die Gehörirrthümer des Musikkritikers, über die Tantchen unverzagt die schützenden Fittige breitete. Der Leiter der Vossischen bringt „nur Artikel, die gewissermaßen aus seiner innersten Ueberzeugung herausgeschrieben" sind. Aus der innersten Ueberzeugung des Herrn Stephany aber waren wohl die naturalistischen Kunstberichte des konservativen Meisters Theodor Fontane (monatliches Gehalt: 200 Mk.!) und die spießbürgerlichen Wohlanständigkeiten seines Nachfolgers herausgeschrieben; auch die Handelsberichte des von Otto Glagau und Mehring ohne Retouche photographirten Herrn Julius Schweitzer konnte die über den Wassern schwebende Verantwortlichkeit noch decken und es ruhig hinnehmen, wenn Herr Engel, der einst gegen Bayreuth wetternde Musikpapst, mit seinem Lobe Sänger bedachte, die gar nicht gesungen, aber inzwischen Gesangstunden genommen hatten. Alle diese Männer sind tüchtig und brauchbar; untüchtig und unbrauchbar ist allein Herr Marx, der Doubletten-Sünder, und er allein ist verdammt.

Mir aber, ich kann nicht dafür, erscheint diese ganze Gesellschaft wie eine einzige große Doublette: diese Partei, die frei und sinnig genug ist, wider besseres Wissen allerhand schmutzige Geschichten totzuschweigen und ihren kleinlichen Fraktionkniffen Menschenschicksale

zu opfern; dieser Erbe Lessings, der im entscheidenden Punkte seiner zur Beruhigung jüdischer Abonnenten und Inserenten erlassenen Erklärung sich irrt und in der Hast dann alle drei Ringe auf einmal an die Männer bringen will; dieser Chefredacteur, der es für undenkbar erklärt, daß ein nicht auf dem Boden des Protestantenvereins Stehender verantwortlich zeichne, und der es doch mit erlebt hat, wie der verstorbene Redacteur Dumas, ein Atheist von reinstem Wasser, den keine Macht der Erde zur Ablegung des christlichen Eides bewegen konnte und der sich deshalb sogar dem Geschworenendienst entzog, zu wiederholten Malen und Wochen lang in Vertretung des auch damals Stephany heißenden Chefredacteurs, die Vossische zeichnete — Probenummern stehen zur Verfügung —; nochmals dieser Chefredacteur, der von Unfähigkeit radotirt, während er selbst nicht im Stande ist, auch nur einen druckfähigen Artikel zu schreiben —: lauter Doubletten, lauter Geschichten, die ich schon einmal gelesen haben muß; ich weiß nur nicht, ob es in Hackländers europäischem Sclavenleben, in den Pickwickiern von Dickens oder in Bismarcks Reden war.

Der Geheime Justizrath Lessing ist ein Großneffe von Gotthold Ephraim, dem ersten deutschen Publizisten, und in ähnlichem Verwandtschaftverhältniß steht Herr Marx zu dem Theoretiker des Sozialismus, zu Karl Marx, dem Ankläger des Kapitals. Wenn die beiden Männer im Journalistenhimmel, wo man ein äußerst ungeregeltes und übernächtiges Leben führen soll, die Berichte über diesen denkwürdigen Prozeß gelesen haben, in der Vossischen der Eine, im Vorwärts der Andere:

ich fürchte sehr, daß es dann mit dem vom Professor Erich Schmidt so beredt gepriesenen preußischen Liberalismus Lessings ein rasches Ende nehmen und daß der göttlich grobe Kritiker einen Anti-Stephany und Genossen schreiben wird, — aber nicht für den Verlag der Vossischen Erben und der Lessingschen Doubletten.

28. 12. 91.

* * *

Daß es auch außer dem Eugen noch Richter in Berlin gibt, hat der Verlauf des Prozesses Marx in der zweiten Instanz bewiesen. Dem vornehmen und geistreichen Rechtsanwalt Max Bernstein aus München, der Muth und Anstand genug hatte, nur den Judenfreundlichkeit heuchelnden Antisemitismus als moralisch verwerflich hinzustellen, gelang es, ältere und psychologisch erfahrene Richter zu einer Ueberzeugung zu bringen, die mit den eidlichen Zeugenaussagen der Herren Lessing und Stephany in unvereinbarem Widerspruche stand. So wurde denn erkannt, daß der wesentliche Grund der Entlassung nicht die angebliche Unfähigkeit des Herrn Marx, sondern seine Zugehörigkeit zum Judenthum gewesen ist und daß die dreisten Erklärungen der Herren Lessing und Stephany nur „Irrthümer" und „Vorwände" waren. Auch dieses Resultat wäre wohl kaum erreicht worden, wenn nicht zwei inzwischen aus der Vossischen Zeitung ausgeschiedene Redacteure ihr Zeugniß und andere Herrn Stephany persönlich Uebelwollende ihre Hilfe beigesteuert hätten. Nun aber, da zwar nicht der berühmte „objektive Beweis", doch die subjektive Ueberzeugung mindestens von dem in Tantchens Busen wogenden Antisemitismus erbracht war, nun, sollte man meinen, mußten die freisinnigen Ab-

wehrer antisemitischer Regungen ins Treffen rücken und fürchterliche Musterung halten. O nein: die schlauen Zauberer schweigen und Marx, der ein sehr geschickter und witziger Zeitungschreiber ist, blieb ohne Stellung, weil er gewagt hatte, gegen den Kartellgedanken des Unternehmerthums sich zu sträuben, weil er als Tintenkuli sich erfrecht hatte, erst noch lange nach Gründen zu forschen, da man ihn auf die Straße warf. Aber auch die schlauen Zuberer haben bei dem Gerichtverfahren nichts gewonnen, denn im grünen Holze des Freisinnes wurde der rastlos fortnagende antisemitische Wurm entdeckt. Und wenn auch Lessings Erbe, dem der irrende Zeuge Stephany natürlich nur als willenlos gehorchendes Werkzeug diente, seither sich redlich bemüht hat, durch gedoppelte Judenschutzvorrichtungen böse Thaten in Vergessenheit zu bringen: es hängt ihm doch an, daß er den Tag, der die Enthüllung des Berliner Denkmals für den Nathandichter sah, zu einem judenfeindlichen Scharmützel benützen wollte. Die Antisemiten aber, die zwischen dem christlichen Unternehmer und dem jüdischen Tintenproletarier hier zaudernd standen, die konnten der weisen Frage des schlauen Jerusalemiten sich erinnern: Wer ist denn hier der Jude?





III.

# Maupassant.



D 1875: unbekannt; 1882: weltberühmt; 1892: im Irrenhause.

Diese drei Ziffern mag Cesare Lombroso voranstellen, wenn er jetzt an die Sichtung der Personalakten des armen Guy de Maupassant geht. Er wird die erbliche Belastung finden, denn Maupassants Mutter leidet an einer Nervenstörung; er wird klimatische Einflüsse konstatiren, denn im Süden, an seinem geliebten Mittelmeer, fiel den Dichter die tückische Krankheit an; er wird die verheerende Wirkung narkotischer Mittel aufspüren, denn Maupassant hatte sich an den Genuß von Aether gewöhnt. Und der Turiner Professor wird sicherlich den Patienten von Passy als ein prachtvolles Beispiel für die Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn sorgsam in seine Tabellen einzeichnen.

Aber Maupassant ist kein genialer Mensch. Gewiß: die Grenzlinie zwischen Talent und Genie läßt mit verständiger Concision sich nicht leicht feststellen; man muß

sie empfinden, wittern, mit dem Instinkt ertasten. Lombroso hat Recht: natura non facit saltus; die Uebergänge vom Talent zum Genie sind ebenso zahlreich und mannigfach wie die Stufenleitern vom Laster zum Verbrechen; die Hirnrindenreizung kann in unendlich verschiedenen Graden vorhanden sein. Aber auch Charles Richet hat Recht, wenn er als die vorragendste Eigenschaft der Genialen ihre Originalität im Denken und Handeln erkennt. Das Genie ist einsam; es hängt nur durch seine Fehler mit seiner Zeit zusammen; es sieht die Dinge anders, vollständiger oder einseitiger, als seine Zeitgenossen; es ist abnorm, es schafft eine neue Weltenvision und läßt scheidend den Kreis seiner Bethätigung erweitert zurück. Die Geschichte, cette vieille dame menteuse et exaltée nach dem hübschen Wort Maupassants, wird mit keiner Harke, mit keinem Radirmesser die Spuren des Genies wegwischen können. Denn es ist ewig, weil es ist.

Nein, Maupassant ist kein genialer Mensch. Hätte er nie gelebt, nie eine Zeile geschrieben, an der Entwickelung der französischen Literatur wäre nicht ein Pünktchen zu ändern. Frankreich mit seiner alten Kultur, mit seinen atmosphärischen Bedingungen, mit seinem klaren, lachlustigen bon sens hat der Welt nicht viele geniale Menschen geschenkt. Napoleon war ein Korse, Rousseau Schweizer, Zola hat keltoromanisches Blut in den Adern; nur die drei großen Befreiunglacher: Rabelais, Voltaire, Molière, und der berauschte Lyriker Victor Hugo gehören mit Haut und Haar der Heimath an. Wohl aber hat der alte Baum der gallischen Kultur

reife Früchte in nahezu unerhörter Fülle gespendet. Auch wurmstichiges Fallobst freilich fiel oft genug vom müden Stamme und an mattoiden Künstlern fehlte es niemals, die — von Baudelaire bis auf Huysmans und Paul Verlaine — vom Genie und vom Wahnsinn nur die Grimasse liehen. Und als ich im „Figaro" neulich, zugleich mit der Meldung von Maupassants Selbstmordversuch, las, wie Jean Richepin, der in den „Morts bizarres" in den „Blasphèmes" sich so absurd geberdet, nun höchst fidel die Geburt eines gesunden Jungen anzeigte, da mochte ich am liebsten es mit der Homoeopathie halten. Similia similibus curantur: wer sich gewöhnt hat, den wilden Mann zu machen, der braucht vor der Zwangsjacke nicht zu zittern. Auch unsere Wüstheitsimulanten werden eines schönen Tages als gute Bürger und ruhige Steuerzahler ihr jetzt so geräuschvolles Dasein beschließen. Papa Richepin erfreut, ein gezähmter, frisirter Tiger, die Abonnenten der Comédie française und Maupassant, der nie posirt, nie sich kokett maskirt hat, muß in's Irrenhaus wandern.

Von den Genialen wie von den Mattoiden ist Maupassant gleich weit entfernt. Man mußte ihn für kerngesund halten, für eine mit Zeit und Weile ausgereifte Frucht ohne fleckige Wurmspur. Und wenn er nun doch von zerstörender Krankheit angefallen ward, so muß man einen neuen Krafft-Ebing erharren, der uns die Psychopathie des literarischen Arbeiters schreibt. Die ästhetische Betrachtung gebietet nicht über das wissenschaftliche Rüstzeug für solche Aufgabe; sie muß sich darauf beschränken, aus dem literarischen Schaffen des

Erkrankten die Momente zu sammeln, die allenfalls die Katastrophe erklären könnten.

## I.

Guy de Maupassant ist der klassische Erzähler und er stammt aus dem klassischen Lande der Erzählungkunst: aus der Normandie. Von dort her hatten, während im Süden eine frühe romantische Regung um lyrische Formen rang, die alten Menestrels und Trouvères die neue und dem gallischen Geiste doch am meisten entsprechende Gattung des Fabliau, der nouvelle, der zwischen Pathos und Witz schwankenden chanson gebracht und in den durch die Jahrhunderte hier aufgehäuften Schatz hat Rabelais so gut wie La Fontaine gegriffen. Von Beiden hat Maupassant stattliche Legate empfangen: er kann lachen, trotz dem Dichter von Gargantua, er kann erzählen wie der naive Fabulist. Aber es gibt einen Unterschied: La Fontaine hatte eine rhythmische, eine auf Versfüßen einherhüpfende Lebensauffassung, während Maupassant immer der Prosaiker bleibt und der skeptische Beobachter, der die Dinge, wie sie sind, sieht, nicht, wie schöner apollinischer Wahnsinn sie träumt. Auch in seinem ersten Buche „Des vers“,*) auch in dem durch die Kraft des Temperaments und durch die gehaltene Einfachheit der Darstellung ausgezeichneten Gedicht „Au bord de l'eau“ ist der unregelmäßig gereimte Vers nur eine zufällige und gering geachtete Form, die der Gedanke und das Streben nach prägnantem Aus-

*) Victor-Havard, Paris.

druck jeden Augenblick zu sprengen bereit ist. Maupassant ist zum Vers nie mehr zurückgekehrt; 1880 erschien in dem Sammelbande „Les soirées de Médan“*) seine erste Novelle „Boule-de-Suif“ und mit einem Schlage war der Ruhm des noch nicht Dreißigjährigen begründet. Alle Mitbewerber, Zola selbst, der darunter war, gestand es freimüthig zu, hatte der junge Guy geschlagen und der rasche Erfolg ist ihm seither nicht von der Seite gewichen.

Boule-de-Suif, zu Deutsch: Talgklumpen, ist die erste, Musotte,**) zu Deutsch: Frätzchen, ist einstweilen die letzte Heldin Maupassants. Beide sind nicht „anständig“, und wenn auch nur das patriotische Talgklümplein mit obrigkeitlicher Genehmigung ein horizontales Gewerbe treibt, so wird doch strenger Sittsamkeitanspruch auch an dem artigen Modell Schuld und Fehle finden, das in tötliche Wochen kommt, gerade an dem Tage, da der Liebste mit einer Andern höchst ehrbar sich verbindet. Für ihren Schöpfer werden die süßen Dirnchen deshalb nicht schlechter; er hat für appetitliche Racker eine gar nicht mephistophelische, eher schon eine allzumenschliche Vorliebe und seinem empfänglichen Herzen stehen sie besonders nahe, alle die Deklassirten, die heißen Liebespenderinnen vom Stamme der Manon Lescaut: die Kasernenbewohnerinnen der „Maison Tellier“, die algerische „Marocca“ mit den gierigen Augen, die

*) Charpentier.

**) Musotte. Pièce en trois Actes par Guy de Maupassant et Jaques Normand. Paul Ollendorf 1891.

„Sœurs Rondoli“, gefällige Töchter einer gefälligen Mutter, „Mademoiselle Fifi“, die elfjährige Favoritin Châli in ihrer keuschen Perversität und alle die andern galanten Dämchen der vorurtheillosen Maupassant-Welt. Er liebt diese Sittenbrecherinnen, denn er haßt die Sitte, — nicht leidenschaftlich, wie etwa Théophile Gautier sie gehaßt und verdonnert hat, als die romantischen Wogen noch hoch gingen; sein Gefühl gleicht eher einer stolzen Verachtung, die von der Menge sich sondern mag und vom Gemeinen, das die Menge bändigt. Deshalb nimmt er für Boule-de-Suif Partei, gegen die fromme und bourgeoise Postkutschengesellschaft, die der armen Prostituirten die von ihr doch erzwungene Hingabe an den Borussenkrieger so übel vergilt; deshalb fällt auf Musottes letztes Lager alles sympathische Licht und hochadeliger Stolz wird an der freien Sittlichkeit des umgetriebenen Modells zu Schanden.

Noch Eines kommt hinzu. Auch die alten Fabulisten freuten sich an der ewigen Komödie der Liebe, die zu so wundervollen, lustigen und ernsten Konflikten mit den Schlagbaumwächtern der geltenden Moral führen. Bei ihnen aber war es mehr eine witzige Spielerei, une grivoiserie, was bei Maupassant der Ausdruck einer ungewöhnlich starken Sinnlichkeit ist. Er ist ein Gourmand der Liebe; er genießt mit allen Sinnen und man braucht seine schwülen Szenen in ihrer nackten Selbstverständlichkeit nur der überreizten Impotenz des Paul Bourget zu vergleichen, um des Unterschiedes einen Hauch zu spüren. Wie zum schnöden Prahler Biterolf der Ritter des Venusberges, so dürfte auch Maupassant zu

Bourget, der vor den Bildern Mariens und des heiligen Priap abwechselnd sich knutet, sprechen: „Was hast Du Aermster denn genossen?“ Nun ist der arme Tannhäuser, der so viel Lieb' und Lust gewann, ein siecher Mann geworden, und wer weiß, ob jemals er die Glocken wieder hört, die einst so hell ihm in das Bacchanale hineintönten.

In der Feuilletonsammlung „Une campagne“ *) hat Zola den jungen Guy geschildert. „Er war mittelgroß, gedrungen, mit harten Muskeln und rothen Backen, strotzend von Gesundheit; ein gewaltiger Wassersportman, der an manchem Tage zu seinem Privatvergnügen zwanzig Meilen auf der Seine machte. Dabei brachte er uns, als ein gefürchteter Schürzenjäger, immer die erstaunlichsten Frauenzimmergeschichten mit, allerlei unmögliche Liebesabenteuer, deren Erzählung unserem guten Freunde Flaubert die Lachthränen in die Augen trieb.“ So war er 1874 und so finden wir ihn in seinen Erzählungen wieder, deren Atmosphäre eine unersättliche, aber niemals renommistische Sinnlichkeit durchdringt, gesänftigt und angenehm aufgefrischt durch eine normannische Seebrise und durch den skeptischen, gar zu gern doch blaguirenden Geist des echten Galliers.

## II.

Aber dieser Genußsüchtige hat rastlos gearbeitet. Seine Bücher lesen sich, als wären sie in bequemem Flaniren entstanden, und auch das unterscheidet ihn von

*) Charpentier.

Bourget, der viel mehr homme de lettres ist, viel mehr Schreibtisch- und Lampenmensch, bei allem weltmännisch kavaliermäßigen Gehaben. Und doch ist Maupassant nicht nur der stärkere Künstler, der kraftvollere Plastiker, sondern auch der fleißigere Arbeiter. Gustave Flaubert, der ihn wie den eigenen Sohn hielt, und Louis Bouilhet haben ihm früh den Weg gewiesen, der zu individuellem Anschauen führt und zu selbst gefundenem Ausdruck. Die große Kunst, mit gewöhnlichen Worten ungewöhnliche Dinge zu sagen, hat er mit heißem Bemühen sich errungen, eine persönliche Auffassung, einen persönlichen Stil. Er schreibt das beste Französisch, rein, klar, knapp, logisch und nervös; und klassisch, wie seine Sprache, ist auch seine Komposition, seine Gabe, mit zehn, mit fünf Zeilen uns in seine Welt zu zwingen. Der Fleiß hat ihm gegeben, was sonst das Genie verleiht: die Fähigkeit des originellen Ausdruckes; der Fleiß hat ihn vor dem Schicksal des glänzend begabten Manieristen Pierre Loti auch bewahrt. Maupassant ist nicht in Manier erstarrt; was wäre in der künstlichen Verarbeitung Lotis aus der holden Châli geworden! . . .

Die Künstler sprechen noch immer viel zu wenig von sich selbst; höchstens, daß da oder dort ein nachgelassenes Tagebuch ein Dokument ans Licht fördert. Wer aber z. B. das „Journal des Goncourt“ kennt, dem wird der Fall Maupassant nicht mehr ganz dunkel sein. Das Publikum hat, und namentlich im neuen Deutschland, wo eine skandalöse Sprache geschrieben und leider auch gedruckt wird, kaum eine Ahnung von den zerreibenden Kämpfen, die der gewissenhafte Schriftsteller,

der nicht mit abgegriffener, fettiger Scheidemünze sich begnügen mag, alltäglich mit dem Ausdrucke durchzuringen hat. In diesen Kämpfen ist Jules de Goncourt unterlegen; er zwang sich an den Schreibtisch, er feilte und besserte unermüdlich, und wenn die Kraft nachließ, dann mußte starker Kaffee, mußten Cigaretten aushelfen. Genau so scheint es Maupassant ergangen zu sein, der obendrein noch auf anderem Gebiete seine Lebensgeister verzehrte. Jahre lang halfen die Sportkünste, die Waldpartien und Meerfahrten auf der schlanken Yacht Bel-Ami, später aber stellte, als erste Mahnung, der einseitige Kopfschmerz sich ein, die lähmende Migraine, und da half denn bald nur noch das Aetherfläschchen, dessen Wohlthaten in „Sur l'eau"*) beinahe dithyrambisch besungen sind.

In diesem Buche, dem merkwürdigsten vielleicht, das Maupassant geschrieben hat, sind allerlei Träumereien, Eindrücke, Selbstbeobachtungen gesammelt, die von der sonnigen Riviera her den im Mittelmeer Kreuzenden anwehten. Da steht die prachtvolle Empörung des Kulturmenschen gegen das Monstreverbrechen eines Krieges; da ist die Nothwendigkeit der Absonderung des guten Europäers von Heerdengedanken und Heerdenempfindungen eingezeichnet; da regt sich die stolze Verachtung der immer und ewig den Vorlagen der unermeßlichen Natur nachschaffenden Kunst und da ist auch, wie ich noch nirgend sonst sie fand, die Diagnose der literarischen Psychopathie gegeben. Es ist das Leiden des zweiten Gesichtes, jener

*) Marpon et Flammarion.

zermorschenden Krankheit, die der Normalmensch, fruges consumere natus, nicht kennt, der Glückliche. Wer von dieser Krankheit befallen ist, für den gibt es einfache Empfindungen nicht mehr, nicht mehr ruhige Freuden und reines Genießen. Er sieht durch die Oberfläche den Kern der Dinge, er spürt den bohrenden Wurm, er klopft mit neugierigem Finger alle Werthe, alle Sensationen ab und ist nicht zufrieden, er hätte denn die Hohlheit und Nichtigkeit deutlich erkannt. Er analysirt immer, die Empfindungen, die schmerzlichsten selbst, die er hat, die Liebkosungen der Frau, die ihn klammernd hält, die streichelnden Worte, die sie ihm spricht, und bei denen er denkt: Warum sagt sie das jetzt? Warum frage ich mich, warum sie das sagt? Sein Geist ist wie verdoppelt: die eine Hälfte empfindet, die andere notirt; er ist Schauspieler und Kritiker zugleich in der menschlichen Komödie. Und die zweite Empfindung, die kritische, analysirende, ist noch weit schmerzhafter, als die erste, unmittelbare, ursprüngliche; das Echo trägt die rufende Stimme nur gellender noch zurück. „Qu'on ne nous envie pas, mais qu'on nous plaigne, car voici en quoi l'homme de lettres diffère de ses semblables."

Der richtige homme de lettres, der nur lebt, um zu schreiben, — sein Gegenstück ist der penny-a-liner, der nur schreibt, um zu leben — empfindet dieses Leiden nicht im ganzen Umfange, denn er ist immer ein Bischen Komödiant. Den Lebenskünstler Maupassant hat die schleichende Krankheit durchfressen. „Die verhängnißvolle Sucht, Alles zu analysiren, erschöpft mich; ich zweifle an Allem, sogar an meinen Zweifeln," sagt Flaubert in

der „Correspondance“. Baudelaire litt, bevor er blödsinnig wurde, an Hyperästhesie; Tolstoi klagt über „la folie du doute“ und Dostojewsky, in dem die tückische Krankheit unerhörte Geniewunder zeugte, war ein Epileptiker. Ach, meine Herrschaften, erstaunen Sie nicht gar so sehr, wenn ein Künstler, ein Dichter dem Irrsinn verfällt; er erliegt seinem Beruf und man soll ihm den Lorbeer nicht vorenthalten, der für die Bahre des Kriegers immer bereit ist. Ein ungewöhnlich sinnlicher Mensch mit starken Begierden und eingeborener Verachtung der Konvenienz wird durch gewaltsame Sensationen, durch erquältes Arbeiten und durch die krankhafte Sucht, das eigene Wesen und jedes fremde zu analysiren, zerrieben; der Manometer zeigt hundert, der Dampfkessel platzt —: auf nach Passy zum Doktor Blanche!

## III.

Es war nicht meine Absicht, die literarische Persönlichkeit Maupassants hier zu schildern; das mag ruhigeren Stunden vorbehalten bleiben, in denen von dem einst so Heiteren man wieder heiter sprechen kann. Nicht soll deshalb der ironischen Kunst gedacht sein, die in dem meisterlichen Presseroman „Bel-Ami“*) Triumphe feiert, nicht der psychologischen Feinheit von „Pierre et Jean“**), nicht des melancholischen Reizes von „Notre cœur“**). Eins nur möchte ich mindestens andeuten: daß nämlich die Entwickelung Maupassants zugleich auch die Entwickelung der gesammten neufranzösischen Literatur

*) Victor-Havard.
**) Paul Ollendorff.

darstellt. Er begann als vergnügter Naturalist, schwelgte in Milieustudien und selbstbewußten Brutalitäten; mählich ergriff ihn ein zehrender Pessimismus und machte ihn, lange vor Kronstadt, aber freilich nach des Vicomte de Vogüé propagandistischem Russenfeldzuge, für die slavische Mitleidenslehre reif; man vergleiche Musotte der Boule-de-Suif und man wird die erste Etappe erkennen; und langsam wurde nun auch der sinnliche zum übersinnlichen Freier, suchte nach entlegenen Problemen, strebte in die vierte Dimension, witterte nach Irrenhäusern und Spiritistenversammlungen umher. Da entstanden die Wahnsinnphantasien: „Fou?“ „Qui sait?“ „Le Horla“. Da zeigte das Manometer bereits neunundneunzig. Und gleichzeitig waren die Jungen und Jüngsten in Paris, die 1880 noch bei Nanas strotzender Gliederpracht geschworen hatten, auch schon bei dem mystischen „Là-bas“ von Huysmans angelangt und bei den Wunderspielereien des sehr ehrenwerthen Sâr Peladan.

Wie denken Sie über die Zukunft unserer Literatur? Diese bündige Frage wurde mir neulich, fein säuberlich gedruckt, vorgelegt. Ich habe mich wohl gehütet, eine Antwort zu geben. Denn wir leben heute allzu rasch, als daß die Zukunftdeutung aus Kaffeesatz oder schlechten Romanen noch ein lohnendes Geschäft sein könnte. Der Fall Maupassant muß auch die verspäteten Propheten nachdenklich stimmen.

1875: unbekannt; 1882: weltberühmt; 1892: im Irrenhause.

6. 1 92.

* * *

In dieser Studie, die zuerst in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht wurde, glaubte die Staatsanwaltschaft der Goethestadt die Kriterien des §. 184 des Strafgesetzbuches (Verbreitung unzüchtiger Schriften) zu erkennen. Den Antrag auf Eröffnung des Hauptverfahrens lehnte das Frankfurter Landgericht durch Beschluß vom 17. März ab. „Gegen diesen Beschluß war von der Staatsanwaltschaft Beschwerde eingelegt worden. Zur Begründung derselben war ohne weitere Ausführung nur vorgebracht, daß das Landgericht den §. 184 des Strafgesetzbuches durch Nichtanwendung verletzt und den Begriff des Unzüchtigen verkannt habe. In seiner Sitzung vom 27. April hat nunmehr der Strafsenat des Oberlandesgerichts entschieden, daß die Beschwerde der Staatsanwaltschaft zurückzuweisen sei und die Kosten der Beschwerde-Instanz der Staatskasse zur Last fallen. Die Gründe dieses Erkenntnisses sind von so großem und allgemeinem Interesse, daß wir dieselben im Folgenden wörtlich reproduziren: ‚Die Beschwerde der Staatsanwaltschaft ist nicht begründet,‘ beschließt der Strafsenat des Oberlandesgerichts, und sodann führt er aus: ‚Mit Recht geht der erste Richter davon aus, daß der Aufsatz in seinem Zusammenhange geprüft werden muß. Nur aus diesem Zusammenhange läßt sich beurtheilen, ob der Inhalt des Schriftwerkes unter Berücksichtigung von Zweck und Tendenz der Darstellung ein unzüchtiger ist (Entscheidung des Reichsgerichts in Strafsachen Bd. IV, S. 89). Der Aufsatz ist in Veranlassung der geistigen Erkrankung des französischen Schriftstellers Guy de Maupassant

geschrieben. Zum Beginne und zum Schlusse des Artikels steht, gleichsam als Grundgedanke der ganzen Ausführung, die Zusammenstellung: „1875: unbekannt; 1882: weltberühmt; 1892: im Irrenhause." Entsprechend der aus diesen Daten selbst sich ergebenden Warnung stellt auch der Aufsatz sich keineswegs als eine Anpreisung der von dem Dichter vertretenen Moral dar, sondern sucht in ernster psychologischer Ausführung die Erklärung für den tragischen Ausgang des Lebens aus der Persönlichkeit und dem literarischen Wirken des Dichters zu begründen. Daß hierbei ein wesentliches Gewicht auf die sinnliche Zügellosigkeit des letzteren und seiner hauptsächlichsten Schöpfungen zu legen war, ergibt sich aus dem Gegenstande der Betrachtung von selbst und findet in der Durchführung der Studie seine vollkommene Rechtfertigung. Auch kann man nicht sagen, daß diesem Abschnitte nach der ganzen Anlage des Artikels eine unverhältnißmäßige Ausdehnung gegeben sei. Wenn daher der Aufsatz in seinem Zusammenhange es außer Zweifel stellt, daß sein Verfasser damit ernste literarische Zwecke verfolgt, und keineswegs die Absicht hat, auf die Sinnlichkeit des lesenden Publikums anreizend einzuwirken, so ergibt sich dies auch für den Abschnitt I. selbst, und insbesondere dessen Absätze 2 und 3. Darin wird freilich, wie es der Gang der Abhandlung erforderte, ein sinnliches Thema ausgeführt. Aber weder die einzelnen Wendungen, welche theilweise in klassischen Citaten bestehen, noch die ganze Anordnung und Darstellung läßt

erkennen, daß hier in einer durch den Gesammtzweck nicht gerechtfertigten Weise das Thema des Geschlechtsverkehrs, welches auch in der anständigen modernen Literatur einen breiten Raum einnimmt, zu unsittlicher Anreizung sollte verwendet werden. Wenn diese Absicht des Verfassers bestanden hätte, so liegt auf der Hand, daß ihm die Werke seines Autors ganz anderes Material hätten liefern können, und daß eine andere stilistische Behandlung gewählt worden wäre. Eine solche Absicht kann aber auch daraus nicht unternommen werden, daß gerade Maupassant zum Gegenstande der Studie gemacht worden ist. Diese Wahl findet ihre vollständige Erklärung und Rechtfertigung darin, daß Maupassant immer zu den hervorragendern modernen Schriftstellern gehört, und daß seine plötzliche Erkrankung damals auch in deutschen literarischen Kreisen Theilnahme erweckt hatte. Es bleibt noch die Untersuchung, ob man vielleicht mit Rücksicht darauf, daß die Veröffentlichung in einer Zeitung erfolgt ist, zu einer anderen Auffassung gelangen muß. Es ist unzweifelhaft, daß aus der Art der Veröffentlichung, etwa in einem ganz anderen Zwecken dienenden oder für ein besonderes Publikum bestimmten Organe, sich erhebliche Schlüsse für die Tendenz des Schriftstückes würden entnehmen lassen. Dies ist aber vorliegend nicht der Fall; die „Frankfurter Zeitung“ beschäftigt sich in ihrem Feuilleton viel und eingehend mit literarischen Fragen und berücksichtigt dabei auch namentlich ausländische Schriftsteller. Ebenso ist die Annahme ganz ausgeschlossen, daß durch die

Veröffentlichung in diesem für ein reifes und gebildetes Publikum bestimmten Blatte die Absicht verfolgt werden könnte, den Artikel in die Hände unreifer und für den ernstern Gehalt der Studie verständnißloser Leser zu spielen. Aus allen diesen Gründen ergibt sich, daß es ausgeschlossen ist, den Artikel und insbesondere die unter Anklage gestellten Absätze als unzüchtige Schrift im Sinne des § 184 des Strafgesetzbuchs aufzufassen, mag man diese Strafvorschrift mit R. G. Entscheidung XIV 398 IV 88 dahin verstehen, daß eine gröbliche Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls in geschlechtlicher Beziehung vorausgesetzt wird, oder mag man es für genügend halten, wenn überhaupt eine Verletzung in dieser Richtung vorliegt.'"

(Frankfurter Zeitung vom 9. Mai.)





IV.

## Der Fall Apostata.



Equipagenkutscher, Sozialdemokraten oder Vertheidiger: das waren die Ideale, denen ich als Junge nachträumte. Die Equipagenkutscher hatten es durch ihre stolzen Pelzkragen mir angethan; in den Sozialdemokraten und in den Vertheidigern bewunderte ich die Schützer der Tugend, die Wortführer der Armen und Elenden. Ich bin nicht Equipagenkutscher geworden; eines Tages nämlich sah ich einen meiner Helden in der gestreiften Stalljacke, den Pferdestriegel in der Hand, und ich begriff, daß der stattliche Pelz nur die Dienstlivrée ist, der Hörigkeit wärmendes Symbol. Auch die Sozialdemokraten wollen nicht viel von mir wissen; sie finden, ich sei weder Marxist noch Lassalleaner und ich diene der Gesellschaftkritik auf zu besondere Weise. Und Vertheidiger? Ja, das hatte mich noch lange gereizt. Aber dann las ich in Zanardellis „Avvocatura“ Sätze wie den: „Gewöhnt, das Wahre und das Falsche mit gleicher Geschicklichkeit zu vertheidigen,

kommen die Advokaten schließlich dahin, daß sie selbst das Eine vom Andern nicht mehr genau unterscheiden." Dann las ich Lombrosos Buch vom politischen Verbrecher, dann wurde ich ein Student der Kriminalpsychologie und dann — ja, dann wurde ich zu „dreihundert Mark Geldbuße, im Unvermögensfalle dreißig Tagen Haft" verurtheilt, von Rechtswegen, im Namen des Königs, vorläufig allerdings nur in erster Instanz. Und nun weiß ich wirklich nicht mehr: soll ich mich freuen, oder soll ich mich ärgern, daß ich nicht Vertheidiger geworden bin?

Es war am 28. Januar, Vormittags nach elf Uhr. Sieben Herren, die gemeinsam den verflossenen Vorstand des Vereins „Berliner Presse" bildeten, hatten mich vor den Richter geladen, weil ich — wie es in der Klage heißt — „in Bezug auf dieselben nicht erweislich wahre Thatsachen behauptet und verbreitet haben" sollte, „welche geeignet sind, die Privatkläger in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen." Von den Sieben gegen Apostata war nur Einer erschienen, zufällig der Einzige, der mir persönlich bekannt ist: Herr Julius Stettenheim, den ich besonders schätze, weil er in seinem Wippchen den prachtvollen Typus des verlumpten Journalisten und pumpsüchtigen Spezialkorrespondenten geschaffen hat. Die Uebrigen wurden durch den berühmten Rechtsanwalt Fritz Friedmann vertreten und ich war äußerst gespannt darauf, wie dieser nicht ohne Grund höchst gepriesene Anwalt des Rechtes den Nachweis führen würde, daß die von mir behaupteten Thatsachen der Wahrheit nicht entsprächen. Denn der Vertheidiger soll doch, schon vor

dem Kaisererlaß über den Prozeß Heinze war das bekannt, zu seinem Theil auch an der Ermittelung der Wahrheit mitwirken.

In unserm Falle war das verhältnißmäßig leicht zu erreichen. Es brauchte nur der Beweis dafür erbracht zu werden, daß 1. der Verein „Berliner Presse“ nicht von Theaterdirektoren und gastirenden Schauspielern Geldgeschenke erbeten und unter überschwänglichen Danksagungen angenommen hat; daß 2. das sogenannte Ehrengericht in den Fällen Lindau und Klausner nach bestem Wissen und Gewissen das gesammte belastende und entlastende Material geprüft und nach Recht und Pflicht seinen Freispruch gefällt hat; daß 3. das abermals sogenannte Ehrengericht als „große chemische Waschanstalt für fleckig gewordene Journalisten-Reputationen eine heitere Berühmtheit“ nicht erworben hat; daß 4. der Senior im Ehrengericht, Herr Julius Schweitzer, zur Zeit der Gründerperiode nicht „bedenkliche Börsenmanöver“ gemacht hat. Gelang in diesen vier Punkten der Beweis, dann war die Ehre des Vereins „Berliner Presse“ gerettet und ich stand, ein Abscheu allen Guten und Frommen, als Verleumder vor den empörten Anwälten des Rechtes.

Auf diesen Versuch war ich bereitet, und nicht ich allein. Auch der Herr Assessor, der mit vornehmster Objektivität die Verhandlung leitete, wollte am ersten Tage nur bis zur Beschlußfassung über die Beweisaufnahme vorschreiten. Herr Fritz Friedmann hat es anders gewollt. Er erklärte die von meinem Anwalt gestellten Beweisanträge für „nicht nothwendig“; er ließ den Vor-

wurf, ich hätte „nicht erweislich wahre Thatsachen“ behauptet, in die Versenkung gleiten und begnügte sich bei der Erhebung einer Klage wegen formaler Beleidigung. Daraufhin durfte denn auch der Gerichtshof die gestellten Beweisanträge ablehnen, weil von den Klägern auf die Ermittelung der Wahrheit kein Werth gelegt wurde.

Dieser Szenenwechsel war so verblüffend, daß ihn sogar mein Anwalt nicht bemerkte und, während der Gerichtshof über das Urtheil berieth, noch immer glaubte, es würde über Zeugenvernehmung und Beweisaufnahme beschlossen. In Folge dieses Irrthums fiel das Plaidoyer völlig fort und der Name meines Mitangeklagten, des verantwortlichen Verlegers, der an meinem Artikel so unschuldig ist wie ich an dem Dissidenten-Erlaß des Grafen Zedlitz, wurde überhaupt nicht genannt. Auch von meinen Aeußerungen zum Fall Klausner *) wurden nur ganz kleine Bruchstücke verlesen und der Hilfsrichter und die beiden Schöffen mußten sich über meine Schuld oder Unschuld schlüssig werden, ohne die Vorgeschichte des Konfliktes auch nur in den weitesten Umrissen zu kennen, ohne den Zweck und die Berechtigung meiner Angriffe auf Grund einer Beweisaufnahme geprüft zu haben. Aber Zweck und Berechtigung standen ja gar nicht mehr in Frage; nicht der Verbreitung unwahrer Thatsachen wurde ich bezichtigt, sondern: durch die Erzählung unbequemer Thatsachen die sieben Kläger öffentlich gekränkt und lächerlich gemacht zu haben.

Der Verein „Berliner Presse“, der in zwanzig großen

*) Näheres darüber: Apostata. Band I.

Tagesblättern ausführlich beweisen könnte, daß er fälschlich beschuldigt worden ist, zieht es also vor, gegen publizistische Leistungen den Beleidigungparagraphen anzurufen. Kein Parlament, keine sich selbst achtende Korporation, keine anständige Zeitung sogar würde jemals eine formale Preßbeleidigung gerichtlich „sühnen". Sollte aber wieder einmal ein Entrüstungsturm lostoben, weil ein Minister oder ein Theaterdirektor einen Journalisten vor die Schöffen stellt, sollten die Redacteure wieder einmal erhabene Mienen annehmen, weil die Börsenältesten einem Reporter, der durch falsche Nachrichten den Kredit einer Firma erschüttert hat, die Eintrittkarte zu entziehen drohen —: dann werde ich nicht verfehlen, auf das gute Beispiel des Vereins „Berliner Presse" gebührend hinzuweisen. Die gekränkte Ehre der Vorstandsmitglieder ist befriedigt und wieder hergestellt, wenn ein schreibender Proletarier dreihundert Mark bezahlen muß, zur Strafe dafür, daß er in angeblich zu scharfen Worten Uebelstände gegeißelt hat, deren Bestehen gar nicht geleugnet wird. Der Boykott und die Beleidigungklage: das sind die Waffen, mit denen diese Herren ihre Angreifer bekämpfen. Aber ein Sieg mit solchen Waffen, selbst ein definitiver Sieg, von dem vorläufig noch nicht die Rede sein kann, der beweist gar nichts; denn nicht darauf kommt es an, ob Einer durch sein Temperament zu scharfen Worten sich hinreißen läßt, sondern darauf allein, ob die Sache gerecht ist, für die er kämpft. Als Christus den Wechslern und Krämern im Tempel von Jerusalem vorwarf, sie hätten aus einem Bethaus eine Mördergrube gemacht, da sogar war dem Nazarener

leicht eine Geldbuße oder im Unvermögensfalle eine Haftstrafe anzuhängen, denn einer formalen Beleidigung hatte er sicher doch, und öffentlich noch dazu, sich schuldig gemacht. Und Luther und Hutten, Lessing und Beaumarchais, ja Eugen Richter selbst, der große Triviale, sie mögen froh sein, daß ihre Gegner nicht im Vorstande des Vereins „Berliner Presse“ saßen und sitzen, sonst wären sie immerfort zu Geldstrafen gepoent worden, wegen formaler Beleidigung durch die Verbreitung von Schriften.

Was mich betrifft, — ich warte geruhig die folgenden Instanzen ab. Muß ich zahlen, so werde ich mich damit trösten, daß der Verein „Berliner Presse“ *diese* dreihundert Mark wenigstens nicht an den Theaterpforten, zur Beschämung aller selbstbewußten Journalisten, zu erhaschen braucht. Ich werde auf meine Erholungreise verzichten, werde Paris einstweilen nicht sehen, sondern im Lande bleiben und redlich kämpfen, gegen alles publizistische Ungeziefer. Und am Ende sind die Erfahrungen doch auch nicht ganz zu verachten, die ich in Alt-Moabit gemacht habe, am 28. Januar 1892, Vormittags nach elf Uhr. Denn — wenn ich mir's so recht überlege — Vertheidiger möchte ich seitdem nicht mehr werden; auch mit diesem Jugendideal ist es mir nun ergangen wie damals, als ich den Equipagenkutscher in der Stalljacke sah, ohne den früher bewunderten Pelzkragen.

Es ist in neuester Zeit viel, von Berufenen und mehr noch von Unberufenen, über unsere Rechtspflege geredet und geschrieben worden. Ich stand zum ersten Male vor Gericht, und ich muß sagen: erhebende Ein-

drücke habe ich nicht mitgenommen. Ist es schon schwer, wenn nicht unmöglich, in zwei Stunden ein Urtheil darüber zu gewinnen, ob ein Angriff auf Mißbräuche, die sich durch Jahre erstrecken, berechtigt oder unberechtigt und im Ton angemessen war, so muß die Schwierigkeit noch erheblich wachsen, wenn ein Anwalt des Rechtes nicht nur seine Beihilfe zur Ermittelung der Wahrheit versagt, sondern auch, um von dem Kern der Sache abzukommen, allerlei Klatschgeschichten behaglich, wie sie ihm zugetragen sind, zu Markte bringt. Besteht das Wesen der Vertheidigung in solchen Kniffen und Pfiffen, dann möchte ich lieber noch den Pelzkragen des Equipagenkutschers tragen als die Robe des Anwaltes, dann aber haben die Herren Vertheidiger auch nicht das Recht, über geringschätzige Behandlung von Seiten der Richter zu klagen.

Herr Fritz Friedmann, der ganz sicher ein meisterhafter Dialektiker von unübertrefflicher Schlagfertigkeit und ein forensischer Fechter ersten Ranges ist und den ich nur deshalb auch als Beispiel wähle, hat neulich eine Schrift veröffentlicht, „Die wahren Lehren des Heinze'schen Prozesses für Sitten und Rechtspflege". Ich notire zunächst die Sprachdummheit im Titel; gutes Deutsch ist das sicher nicht und doch hatte ich mir das Heft zur Verbesserung meines von Herrn Friedmann getadelten Stils gekauft. Ich blätterte es an und sah zunächst, daß es Herrn General-Konsul Eugen Landau „in Dankbarkeit", ich weiß nicht wofür, gewidmet ist. Die erste Seite schließt mit dem Satze: „Ich finde die andere Seite meiner Aktiv-Legitimation für ein der-

artiges öffentliches Hervortreten darin, daß die Vertheidigung in abstracto, ihr Palladium, ihre für das Wohl und Wehe Tausender nothwendige Position gefährdet ist, und ich diesem Berufe seit zwölf Jahren angehörend, die jetzt für das öffentliche Bewußtsein hervorgetretenen traurigen Erscheinungen in diesem längeren Zeitabschnitte studirt habe." Und weiter: „Das alles kann aber das Recht, ja unter Umständen die Pflicht derartiger Aeußerungen nicht tangiren, die wohlgemerkt der Kaiser nicht in dieser seiner besonderen Würde, sondern als König von Preußen enunciirt hat, der soweit Reichsgesetze nicht binden, innerhalb Preußens auch als gesetzgeberischer Faktor zur Initiative besonders berufen ist." „Daß bei der freigewählten Letzteren das Entgelt ein höheres und nach der Tüchtigkeit des Darleistenden sich richtendes zu sein pflegt, ist in der Sache begründet, und entbehrt die Hervorhebung dieses Umstandes für weitere Kreise jedes Interesses." Als ich diese entzückenden Blüthen bei flüchtiger Durchsicht gepflückt hatte, schien es mir doch nicht mehr angemessen, den Kollegen Friedmann als Erzieher zu tugendlicher Reine im Stil zu empfehlen. Uebrigens tritt die Schrift in ihrem fürchterlichen Gemisch von Juristenlatein und Zeitungdeutsch für die Kasernirung der Prostitution, für den Schutz der armen liebebedürftigen Männer und für das Ansehen des Anwaltstandes ein.

Ueber Sittlichkeitanschauungen soll man nicht streiten, wo eine Einigung unerreichbar ist. Herrn Friedmann mißfällt mein Stil, mir mißfällt seine Moralauffassung, und ich finde, er schreibt wie ein

Winkelkonsulent, während er allerdings, sein Polke-Triumph hat es wieder bewiesen, wie ein Meister redet und kombinirt. Trösten wir uns also Beide und sprechen wir lieber vom Ansehen des Anwaltstandes.

Herr Friedmann sieht einen Schriftsteller, der seine Verbindungen mit sozusagen führenden Blättern löst und, frei und jeder Rücksicht ledig, nur seine anspruchlos subjektive Meinung sagt, auch wohl Mächtige, wenn sie die Macht mißbrauchen, offen und derb angreift. Auf solche „verdrehten Einfälle", die Einem noch dazu „die Carrière verderben", kann man nur durch persönliche Feindschaft kommen. So folgert Herr Friedmann und erzählt vor Gericht, nicht am Biertisch, ich sei der Todfeind des seligen Herrn Paul Lindau und ich habe es mir zum Lebensziel gesetzt, diesen „guten Kerl" zu vernichten. Beweis: „etwa fünfzig Postkarten mit unglaublichem Inhalt", die ich an Herrn Lindau gerichtet haben soll. Ich kannte diese Postkartengeschichte bereits; es überraschte mich auch nicht, als Herr Friedmann Herrn Lindau vor Gericht, nicht am Biertisch, wiederholt seinen „guten Freund" nannte. Herr Lindau hatte mir selbst schon von dieser Freundschaft berichtet, die er freilich als ein „Pump-Verhältniß" bezeichnete; wer pumpte, wer das Verhältniß bot, darüber mögen die Herren sich unterhalten. Ob aber meine Strafe nicht höher normirt worden ist, weil ich in den Verdacht gerathen war, ich sei dumm und vermögend genug, um zwei Mark und fünfzig Pfennige für überflüssige Postkarten ausgeben zu können?

Sollte das Postkartenmärchen noch weiter gesponnen

werden, dann könnte das zu einem öffentlichen Austausch von Dokumenten führen, bei deren Anblick Herrn Lindau und seinen nächsten Freunden die Augen übergehen möchten. Einstweilen hat mein angeblicher Todfeind, seit er für immer ganz unschädlich gemacht worden ist, für mich nicht einmal soviel Bedeutung mehr wie der annoch lebendige Klausner. Die beiden Gereinigten des Pressevereins galten mir immer nur als Typen; hätte der Eine nicht in seiner Eigenschaft als Kritiker und Dramaturg gemeingefährlich gewirkt und versucht, die Existenz einer Schauspielerin zu untergraben, hätte der Andere nicht im Freibilletbettel und Ehrenwortgeben eine besondere Virtuosität gezeigt, dann brauchte ich mich um sie überhaupt nicht zu bekümmern, und — ich habe wirklich Besseres zu thun. Wenn es aber sein muß, dann nehme ich den Besen wieder zur Hand und dann sollen die Federbanditen mich hören stärker beschwören.

Herr Friedmann vertheidigt Herrn Lindau, wie er Herrn Anton Wolff und Frau Prager vertheidigt. Dabei geschah ihm denn nun das Mißgeschick, daß der Gerichtshof den berühmten Bannbrief „meines guten Freundes Lindau" für „nicht gerade ehrenhaft" erklärte, obwohl nur die Bedrohung, nicht aber die Wirkung und die verschärfenden Nebenumstände seinem Urtheil unterbreitet worden waren. Der Vertheidiger aber verlor deshalb den Humor nicht; während die Richter beriethen, kramte er die Akten des Prozesses Prager aus, suchte, unter ebenso lauten wie witzigen Begleitreden, nach stichhaltigen Revisiongründen und rief, als ihm von einem Boten gemeldet wurde, einer seiner Klienten sei eben zu

acht Jahren Gefängniß verurtheilt worden, kreuzvergnügt aus: „Hab' ich dem Kerl doch zwei Jahre abgeknöpft!“ Am Abend desselben Tages entrüstete der Anwaltverein sich gegen Herrn Brausewetter und eine zündende Rede zur Wahrung der Ehre des Anwaltstandes wurde gehalten, von Herrn Fritz Friedmann. Mich aber kam die Lust an, mit meinem witzigen Widersacher in Wettbewerb zu treten und eine Broschüre zu schreiben: „Die wahren Lehren des Apostata-Prozesses für Sitten- und Rechtspflege“.

Denn mir scheint: das alles gehört durchaus zur Charakteristik unserer Gesellschaft. Eine Vertretung der hauptstädtischen Presse, die beim Reichskanzler antichambrirt, nachdem er eben erst seiner Verachtung aller Zeitungschreiber kräftigsten Ausdruck gegeben hat; die eine formale Beleidigung gerichtlich verfolgt, ohne die Anständigkeit ihres Verfahrens öffentlich darzulegen; die in ihrer Mitte Jeden duldet, der nicht in seinem Beruf durch ehrlose Handlungen ein öffentliches Aergerniß gegeben hat, und die den Begriff der Ehrlosigkeit weitherzig genug definirt. Ein Vertheidiger, der seine geniale Begabung so selbstmörderisch mißbraucht, der ideale Absichten beim Gegner für völlig ausgeschlossen hält und lieber einen Kolportageroman von Todfeindschaft und dergleichen gläubig hinnimmt, der im sicheren Schutze seiner privilegirten Stellung den Angeklagten, aber noch nicht einmal schuldig Gesprochenen und andere ehrenhafte Personen mit Schmähungen überhäuft, Beweisanträge für überflüssig hält, aber vor versammeltem Kriegsvolke über Fälle, bei denen es sich um langjährige

Zuchthaus- und Gefängnißstrafen handelt, witzig sein sollende Glossen macht und daneben in Wort und Schrift für das Ansehen des Anwaltstandes feierlichst eintritt. Und im Hintergrunde, als nothwendiger Prospekt, eine sogenannte öffentliche Meinung, die Druckerschwärze und Holzpapier redlich benützt, um alle Decadence-Merkmale totzuschweigen und für die Freiheit der Presse, für die Unabhängigkeit des Anwaltstandes billige Glocken zu läuten. Diese Freiheit aber und diese Unabhängigkeit halten es mit dem indischen Gesetzbuche des Manu, das jeden Sudra mit dem Tode in kochendem Oel bedroht, der sich vermaß, die Haltung eines Brahminen nicht blind zu billigen oder ihm gar Rathschläge zu ertheilen, und sie verehren auch das Tabu, den von den Priestern Ozeaniens dem Volke übermittelten angeblichen Willen der Götter. Manu und Tabu sind alte, sind längst verklungene Worte und von einer Priesterherrschaft will unsere höchst aufgeklärte Zeit nichts hören. Aber auch von den heutigen Machthabern noch gilt, was der Advokat Laschi von den ozeanischen Priestern gesagt hat: „Sie verstehen, einen Verstoß gegen das Tabu mit merkwürdiger Schlauheit herauszubekommen, und bestrafen den Verbrecher, fast immer im Geheimen, durch Strang, durch Gift, durch Stürzen in Abgründe, auch wenn er aus Unkenntniß gefehlt hat, auch wenn er nur verdächtig ist."

Daß ich dem Tabu mich nicht beugen will, das können die neuen Pfaffen mir nicht verzeihen und dafür haben sie um schwer erarbeitete dreihundert Silberlinge mich jetzt gepönt, weil doch der Tod durch kochendes Oel

oder Stürzen in Abgründe nicht mehr in der Mode ist. Aber —: petit bonhomme vit encore, und ehe ich ein Tabu-Anbeter werde, kehre noch lieber ich zu meinen Knabenidealen zurück, werde Equipagenkutscher, Sozialdemokrat oder Vertheidiger.

1. 2. 92.

* * *

Auch dieser Prozeß hat in der zweiten Instanz eine Fortsetzung, aber noch keinen Abschluß gefunden. Es sind darüber falsche Berichte in die Presse gelangt, deren Kritik ich hier mit den Worten meines verehrten Kampfgenossen Franz Mehring wiedergeben will: „Abgesehen von der tendenziösen und mehrfach unrichtigen Darstellung des Ganges der Verhandlung, enthält namentlich der letzte Satz des Berichtes eine grobe Unwahrheit, indem er als sachlichen Kern des abgeschlossenen Vergleichs angibt, daß die Beklagten „ihr Unrecht bedauert" hätten. Davon steht nicht nur nichts in dem protokollirten Vergleiche, sondern die Beklagten haben nicht einmal mündlich irgendwie ein „Bedauern ihres Unrechts" ausgedrückt; der Gerichtshof hat ihnen auch mit keiner Silbe eine derartige Zumuthung gestellt; ja, selbst der Anwalt der Kläger hat sich keineswegs zu einer derartigen Forderung aufgeschwungen, die nach Lage der Dinge von seinem Standpunkte aus geradezu komisch gewesen sein würde. Ich habe der Verhandlung vom Anfang bis zum Ende im Zuhörerraum beigewohnt und schicke ihrer nachfolgenden Skizzirung zum Verständnisse voraus, daß in der Verhandlung vor dem Schöffengerichte die Erhebung des Wahrheitbeweises an dem Einspruche der Kläger (Kammergerichtsrath Wichert und Ge-

nossen), bezw. ihres Vertreters, des Rechtsanwalts Fritz Friedmann, gescheitert war, und daß die Beklagten ihre Berufungschrift hauptsächlich darauf begründet hatten, daß ihnen doch der Wahrheitsbeweis (in einer Preßverfolgung, die wegen Preßbeleidigung von einem Preßverein eingeleitet war!) nicht abgeschnitten werden dürfe. In der gestrigen Verhandlung erklärte nun der Vorsitzende der Berufungkammer von vornherein, daß der Wahrheitbeweis allerdings den Beklagten zugebilligt werden müsse. Insbesondere müsse unter Beweis gestellt werden, u. A. durch Vernehmung des Chefredacteurs der „Magdeburgischen Zeitung", ob das Vorstandsmitglied des Vereins „Berliner Presse", Herr Julius Schweitzer, an verwerflichen Gründungen betheiligt gewesen sei. Der Vorsitzende fragte deshalb den Vertreter der Kläger, ob er nicht auf die Klage, soweit der p. Schweitzer sie angestrengt habe, verzichten wollte. Der Rechtsanwalt Friedmann erweiterte diese Anregung dahin, daß er im Sinne seiner Mandanten zu handeln glaubte, wenn er sich zu einer völligen Begleichung der Sache bereit erklärte; als Vergleichsmodus schlug er vor, daß Harden und sein Mitbeklagter eine kleine Summe, beide zusammen etwa 100 M., an eine wohlthätige Anstalt zahlen sollten. Auf die entsprechende Frage des Vorsitzenden weigerte sich Harden, auf einen Vergleich einzugehen, da ihm die Personen der Kläger gleichgiltig und fast durchweg unbekannt seien; ihm komme es auf den prinzipiellen Kampf gegen Auswüchse der Presse an. Der Vorsitzende stellte ihm aber vor, bei einem so weiten Entgegenkommen der Kläger könne er um so eher

auf den Vergleich eingehen, als er (der Vorsitzende), bei aller Anerkennung des bon sens in dem beklagten Artikel, doch einige formal beleidigende und übertreibende Ausdrücke darin finde, die wohl unter allen Umständen bestraft werden könnten. Ein anderes Mitglied des Gerichtshofes fügte hinzu, daß Harden durch sein Eingehen auf den Vergleich seiner prinzipiellen Stellung keineswegs präjudizire; den Kampf gegen die von ihm angefochtenen Mißstände der Presse könne er trotzdem fortsetzen. Nach diesen richterlichen Erläuterungen willigten die Beklagten in den Vergleich." Durch öffentliche und private Aufforderung ist es mir gelungen, die Kläger zum Rücktritt von diesem so seltsam interpretirten Vergleiche zu bewegen. Es wird also fortprozessirt, im Namen der Preßfreiheit: so will es die Ordnung, so ist es das Recht.





V.

# Gekrönte Worte.

Der treffliche Wustmann wird von dem hier vorangestellten Titel vielleicht nichts wissen wollen; mir aber scheint er ein guter Titel, ein Titel mit doppeltem Boden. Denn er bezeichnet zugleich den Ursprung und das Schicksal gewisser umstaunter Reden. Und wenn die verstorbenen Herren Homer und Büchmann von geflügelten Worten sprachen, warum soll die spätere Neuprägung nicht gelten: Gekrönte Worte?

Reden ist Silber und alle Kronen sind von Gold. Es scheint aber, daß alle Kronenträger verkappte Anhänger der Doppelwährung sind, denn mit dem güldenen Schweigen haben sie ganz selten nur sich abgegeben und, wenn sie schwiegen, dann darf man gewiß sein, daß in ihrer Umgebung Niemand etwas zu sagen wußte. Monarchen und Schauspieler nämlich, die auch in dem Zwange häufigen Kostümwechsels sich berühren, haben nicht selten nur den Geist der Andern, l'esprit d'autrui.

Ein gar nicht nörgelsüchtiger Patriot, Gustav Freytag, wird das bezeugen: „Es ist ganz in der Ordnung, wenn der vielbeschäftigte und zerstreute Herr sich die Rede von einem vertrauten Manne niederschreiben läßt und sich dieselbe einprägt. Sie wird dadurch, daß er sie spricht, die seine, denn er übernimmt die Verantwortung; aber er gewöhnt sich dabei auch, fremden Geist als den seinen auszugeben, und muß sich gefallen lassen, vielleicht mit Behagen, daß seine eigene Auffassung, seine Bildung und sein Verständniß nach den wohlerwogenen und gescheidten Worten des Andern geschätzt wird" *). An derselben Stelle hat derselbe Freytag auch die bündigste Erklärung für die oft unersättliche Redelust der Monarchen gegeben: „Jede Lebensäußerung des Herrn, der durch seine Stellung und Lebensaufgabe der Nation werth ist, erscheint bedeutsam und werthvoll, während sie an einem Andern unbeachtet bliebe; in gleichgültige Worte wird ein besonderer Sinn gelegt, der gewöhnliche Scherz wird als geistvoll gerühmt, auch ein mattes Interesse des Helden, das in anderen Menschen für selbstverständlich gelten würde, wird gefeiert. Und wenn das Volk jahrelang seine Fürsten an solche Bewunderung gewöhnt hat, wie darf es Wunder nehmen, daß diese selbst eine große Meinung von dem erhalten, was sie reden und thun, auch wenn es nicht ungewöhnlich ist?"

Herbert Spencer meint irgendwo, die heute als Zeichen der Ehrerbietung geltenden Verbeugungen rühren

---

*) „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone." Leipzig, S. Hirzel.

von dem Mißtrauen der Könige her, die nur unbewaffnete Leute in einer für den Angriff ungeeigneten Haltung vor ihrem Antlitz erscheinen ließen. Barbarische, oder wie man heute wohl sagt: patriarchalische Gesetze unterstützen diese Vermuthung. Im Tonga-Archipel berührt man nach höfischer Sitte, den Herrscher zu grüßen, seinen Fuß mit den Händen, auf die dann der Kopf gelegt wird. In Loango, einem für das Keimen von Beunruhigungbazillen nicht günstigen Klima, wird hingerichtet, wer den Monarchen anzusehen wagt. Bis nach Europa sind diese freundlichen Bräuche noch nicht wieder gedrungen und nur die Nothwendigkeit des unterthänigen Verstummens vor höchsten und allerhöchsten Aussprüchen hat sich zum Theil wenigstens noch erhalten.

Wer von Vielen beachtet wird und doch vor jeder rückhaltlosen Kritik geschützt ist, für den liegt die Versuchung nahe, von der gewährten Redefreiheit reichlichen, allzureichlichen Gebrauch zu machen. Wie der Schauspieler gern den Einladungen gefälliger Photographen folgt, so pflegt auch ein Herrscher willig jeden Anlaß zu oratorischer Thätigkeit zu benützen; und wie der Mime vor dem Apparat, so will auch der hohe Herrscher in seinen Reden gewöhnlich nicht, wie er ist, erscheinen, sondern wie er wohl sein möchte. Dort muß die Retouche, hier die Korrektur dran. Aber —: Photographien vergehen und gekrönte Worte bestehen; für die Geschicke der Welt haben sie ganz selten nur irgend eine Bedeutung gehabt, zur Legendenbildung aber haben sie doch Erhebliches beigetragen.

Die Völker langweilen sich gemeinhin ganz fürchterlich und deshalb sind sie jedem dankbar, der durch ein Schlagwort, einen Scherz, eine wirksame Phrase sie amüsirt oder mindestens beschäftigt. Und weil die Langweile der Völker höchst staatgefährlich ist, haben, die auf dem Thron oder um den Thron herum saßen, sich immer bemüht, für Schlagworte, Scherze und Phrasen zu sorgen, in guten und erst recht in bösen Tagen. War die Noth am größten, dann half auch wohl das Volk sich selbst. Als die schwere Hand Friedrich Wilhelms des Ersten auf Preußen lastete, wurde dem Kronprinzen das durch ein einwandfreies Zeugniß niemals bestätigte Wort vom roi des gueux nachgesagt; wahrscheinlich ist es eben so wenig gesprochen worden wie der nicht minder berühmte Satz: „Lerne leiden, ohne zu klagen," der thatsächlich weder gesprochen noch geschrieben worden ist.

Es ist eine anscheinend berechtigte Eigenthümlichkeit der gekrönten Worte, daß sie fast niemals den wirklichen Verhältnissen, unter denen sie gesprochen werden, entsprechen und doch zu hohem Ruhme gelangen. Das gehört zur Naturgeschichte der Phrase, der ein Historiker allmählich zu wünschen wäre. Aber es gehört gleichzeitig auch zu den Merkmalen des Dilettantismus, den Paul Bourget einmal sehr glücklich so definirt hat: „Une disposition d'esprit très-intelligente et à la fois très-voluptueuse, qui nous incline tour-à-tour vers les formes diverses de la vie et nous conduit à nous prêter à toutes ces formes sans nous donner à aucune." Etwas von dieser geistigen Disposition steckt in jedem Allerhöchstgeborenen, der nach dem ganzen

Gange seiner Erziehung im günstigsten Falle doch nur auf dem militärischen Gebiete ein Fachmensch sein kann, der aber in allen Fächern seiner umfassenden und komplizirten Thätigkeit heimisch erscheinen will. Und wo der Schein Wirklichkeit heuchelt, da eben entsteht die Phrase. Als Nero sein „Qualis artifex pereo!“ seufzte, da stand er auf der Sonnenhöhe des Dilettantismus; die ragende Zinne des Absolutismus hatte er schon früher erklommen, als er sagte; „Erst ich habe der Welt bewiesen, wieviel einem Fürsten erlaubt ist.“ Und ich bin überzeugt, daß er damals in Gedanken „ich“ mit lauter großen Buchstaben schrieb.

Unwillkürlich drängt die Erinnerung an der Agrippina schlimmen Sohn sich auf, denn eifriger hat für den kommenden Büchmann keiner von seinen Nachfahren gesorgt als dieser gekrönte Komödiant, der eigentlich nur noch fromm zu sein brauchte, um dem von Lombroso entworfenen Bilde des politischen Epileptikers in jedem Zuge zu entsprechen. Eitel war er und größenwahnsinnig und impulsiv, hatte Hallucinationen und Anwandlungen von Genialität, — so recht der Mann, der römischen Heidenheit und dem Imperatorenthum den wirbelnden Kehraus zu tanzen, so recht die typische Erscheinung decadirender Majestät. Und dabei war er sicher, so lange es eben dauerte, ein Liebling der Massen, denn alltäglich fielen von seinem Tische Schlagworte, Scherze und Phrasen. Die Leute aus der Zeit des Sueton nämlich und des Dio Cassius waren den Galliern sehr ähnlich, von denen Maupassant — man darf ihn vor keuschen Ohren doch wohl noch nennen? — gesagt

hat: „Chez nous il suffit d'un peu d'esprit pour gouverner. La bonne humeur tient lieu de génie, un bon mot sacre un homme et le fait grand pour la postérité. Tout le reste importe peu. Le peuple aime ceux qui l'amusent et pardonne à ceux qui le font rire.“ Weil unter Herrn von Freycinet die Politik langweilig wurde, mußte er vom Platze weichen; er könnte heute noch Ministerpräsident sein, wenn ihm über das Verhältniß von Staat und Kirche auch nur das bescheidenste mot auf die Lippe gekommen wäre; lachend oder begeistert mindestens hätte die Kammer dann alles Mögliche und Unmögliche votirt.

Scherz bei Seite. Durch die thörichtsten Phrasen sind, in Frankreich namentlich, schon herrschende Männer berühmt geworden und beliebt. Was wissen wir noch von Clovis? Er heißt der Heilige und seine Nachfolger führen den schmückenden Namen der allerchristlichsten Könige. Warum? Weil Clovis beim Anhören der Passiongeschichte den unsinnigen Ruf fand: „Que n'étais-je là avec mes Francs!“ Und weil er in monarchischem Gottähnlichkeitgefühle die Siechen und Bresthaften mit allergnädigstem Finger zu berühren und mit der wundersamen Tröstung zu entlassen pflegte: „Le roi te touche, Dieu te guérisse!“ Daß dieser allerchristlichste Monarch seine Verwandten niedermetzeln ließ und auch sonst noch ein stattliches Maß von Scheusäligkeiten häufte —: davon ist nimmermehr die Rede. Und Philipp der Sechste, den man heute ganz unehrerbietig einen Trottel nennen dürfte, trieb es eigentlich noch toller; in der Schlacht von Crécy war er geschlagen

und verwundet worden und keinen überflüssigeren Mann gab es im Gallierlande; dreist aber und gottesfürchtig klopfte er an das Schloß von Arbroie, Hilfe heischend: „Ouvrez, c'est la fortune de la France!" Vergessen ist Crécy, vergessen die Niederlage, aber das stolze Wort des geängsteten Tropfes lebt und wird noch zu höheren Jahren kommen.

Es ist, wie ich es verstehe, ein gutes Wort; an einem leuchtenden Beispiel nämlich zeigt es die hohle Haltlosigkeit solcher gekrönter Phrasen. Philipp war wie sein jetzt dumme Streiche machender Namensvetter von Orléans, eine Operettenfigur, nicht aber, in keinem Moment, das Glück Frankreichs. Aber er konnte reden, und reden konnte auch der schwachgemuthe Schürzenjäger Franz der Erste, der nach der bösen Schlappe von Pavia doch alle Sympathien gewann, durch den einen Satz, den er an seine tolerante Mama schrieb: „Tout est perdu, madame, fors l'honneur!" Schon damals nämlich, Graf Trast war noch nicht unter die Kaffeepflanzer gegangen, gab es zweierlei Ehre: Für Souveräne die Eine, die Andere für — die Anderen.

Als Heinrich der Vierte seine Truppen herrlichen Schlachttagen entgegenführen wollte, da hielt er die allerliebste Bierrede: „Enfants, si les cornettes vous manquent, ralliez-vous à mon panache blanc; vous le trouverez toujours au chemin de l'honneur et de la victoire!" Und er siegte. Mit seiner berühmteren friedlichen Phrase aber ging es dem navarresischen Skeptiker wider Erwarten; um in die schöne Schmutzstadt der Pariser einziehen zu können, legte er seinen Glauben

ab: „Bast! Paris vaut bien une messe!“ Die Messe wurde gelesen; mit dem Konvertiten aber zog der Protestantismus in Frankreich ein, dessen Wehen noch heute den grimmen Zola so ärgerlich stimmt. Und gibt es bittereren Hohn auf alle Wahrhaftigkeit als desselben vierten Heinrich berüchtigtes Wort von dem Huhn, das jeder Bauer an jedem Sonntag im Topfe haben sollte? Man glaubt gar nicht, wie alt die sozialpolitische Phrase schon ist.

Und wie denken Sie heute, da die Zöllner und Sünder im Gefolge des Herrn Méline um den Eingang spanischer Weine und Maulthiere feilschen, über Ludwigs des Vierzehnten beinahe schon kronstädtischen Ruf: „Il n' ya plus de Pyrénées?“ Sie lächeln und lachen gar laut, wenn Ihnen einfällt, wie Louis Napoleon, inmitten der Pläne zu Kriegen gegen China, Rußland, Mexiko, Oesterreich, die entzückend verlogene Parole ausgab: „L'empire, c'est la paix!“ Lange aber, das bitte ich nicht zu vergessen, hat es gedauert, bis man zu lächeln und zu lachen begann, und wer weiß, ob nicht in etlichen hundert Jahren zu der Legende vom heiligen Clovis und vom ritterlichen König poule-au-pot auch die Sage vom friedliebenden Louis Napoleon sich gesellt, den der böse Mob nur in Krieg und Verderben trieb?“

Immer sind es dilettirende Politiker gewesen, die über die Schwierigkeiten der Situation, über äußere oder innere Verwickelungen, mit einer tönenden Phrase sich hinwegzuhelfen versuchten. Und je stärker das dilettantische Gelüsten war und je geringer die Neigung,

der afghanischen Weisheit zu folgen, die davor warnt, in alle Löcher den neugierigen Finger zu bohren, — desto häufiger mußte naturgemäß das oratorische Hexen-einmaleins aus der argen Klemme helfen.

Aber es gibt noch eine zweite Gruppe von gekrönten Worthelden: die aufrichtigen Fanatiker, die ihre persönliche Impetuosität immer zu verallgemeinern bereit waren. Dabei denke ich nicht an den großen Napoleon, der ja auch im strotzenden Imperatorenprunk der korsische Parvenu blieb und dessen einsame Originalität jeder Zusammenstellung widerstrebt. Um die Wende des zehnten Jahrhunderts aber herrschte über das heilige römische Reich deutscher Nation ein junger Mystiker, Kaiser Otto der Dritte, von dem Bossuet nicht viel mehr zu berichten weiß, als daß er nach Gnesen zum Grabmal des heiligen Adalberts pilgerte und das Königreich Polen schuf, während sein Erzieher, Bischof Gerbert von Reims und später Papst Silvester II., ein Gleiches für Ungarn that. Dieser Otto nun, dem jüngstens in Bryce ein Portraitist erstanden ist, war so ein redseliger Schwärmer. Epileptische Anwandlungen fehlten ihm nicht und, wie alle Epileptiker, erging er sich in riesenhaften Selbsttäuschungen und grotesker Großmannsucht. Er wollte Alles erneuern, Alles verjüngen, Alles reformiren, die Siege des Trajan, die weise Verwaltung des Justinian und die Heiligkeit des Konstantin verbinden, Oberfeldherr, höchster Richter und pontifex maximus sein, in einer Person. Und weil das nicht so im Handumdrehen zu bewirken war, ergab er sich der Magie und glaubte gläubig, die Wunderkraft seines König-

ringes könne alle Unzufriedenheit verscheuchen und aus der Erde, was der Kaiser nur wünschte, hervorgehen lassen. Von seiner Allmacht hatte er, von seinem Gottesgnadenthum, eine außerordentlich hohe Meinung, schwelgte in mystischen Vorstellungen und zügellosen Phantasien und seine Begriffe verwirrten sich allgemach so sehr, daß er schließlich in einem seiner Erlasse schrieb: „Wir haben dieses verordnet, auf daß unsere heilige Kirche gekräftigt und sicher gestellt sei und unser Reich nebst den Edelsten der Nation zu herrlichen Ehren kommen kann. Möchten Wir selbst, nachdem Wir gerecht im Zelt des irdischen Lebens Unsere Tage verbracht haben, für würdig erachtet werden, nach dem Ausgange aus dem Gefängniß dieser Zeitlichkeit, in Weisheit an der Seite des Allmächtigen Herrn der Heerschaaren zu regieren!“ Das gerade charakterisirt diesen interessanten empereur fin-de-siècle — auch Nero war ja Einer —, daß er ein rückwärts gekehrter Reformator war, daß er durch einen mystischen Wahn doch mitunter einen Schimmer der wahren Bedürfnisse seiner Zeit zu erhaschen verstand. Mit alten und ältesten Formeln wollte er Neues schaffen, über romantische Gebirge zu modernen Pfaden streben — der Aermste.

Weit frohere Empfindungen weckt uns das Gedächtniß solcher Monarchen, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube machten: der große Cäsar, der den Muth jeder renommistischen Phrase hatte; der große Alexander, den Plutarch sagen läßt: „Wenn ich nicht Alexander wäre, würde (nicht: möchte) ich wohl Diogenes sein“; der große Vespasian mit seinem allzu menschlichen „Non

olet"; der große Konstantin, der den Mantel der Liebe über jegliches Vergehen seiner pfäffischen Höflinge breiten wollte; der große Sonnenkönig, der dem Absolutismus die Devise gab: „L'Etat c'est moi" und der das ungeduldig anmaßende Wort sprach: „J'ai failli attendre"; der große Friedrich, der auch Gazetten mitunter geniren und der nicht immer jeden nach seiner Façon selig werden ließ, der aber durch zwei gekrönte Worte wenigstens sich als ein rückhaltlos aufrichtiger Landesvater erwies: „Ihr Rackers, wollt Ihr denn ewig leben?" rief er, den Krückstock schwingend, den weichenden Soldaten zu, und sans souci de la postérité schrieb er das wahrhaft staatsmännische Wort: „S'il y a à gagner à être honnêtes, nous le serons; et s'il faut duper, soyons fourbes" —: sie alle gehören hierher und auch Friedrich der Zweite von Hohenstaufen mag noch ihnen zur Seite treten, der offen eingestand, er mäste nur solche Schweine, die ihm allein den Speck liefern müßten; und Ludwig der Elfte von Frankreich beschließe die Reihe mit seinem wundervollen pragmatischen Grundsatze: „Qui nescit dissimulare, nescit regnare, — voilà tout ce qu'il faut de latin à un prince!" Nicolo Macchiavelli mag sich hängen lassen, denn solches Trostwort hat selbst er in seiner furchtbaren Analyse des Despotismus nicht gefunden.

Selbstgefällige Dilettanten, schwärmende Fanatiker, romantische Weltverbesserer, brutale Realpolitiker —: ohne gekrönte Worte sind sie sämmtlich nicht ausgekommen. Und doch, wenn man zurückblickt — wie unendlich gering war die Bedeutung dieses redseligen Getöses für die

Geschicke der Welt, wie ist es immer verhallt vor der Logik der Thatsachen, daß nichts fast übrig blieb als eine fromme Legende und ein Fetzen bedruckten Papiers. Hofgeschichteschreiber und andere Byzantiner mögen noch heute sich dran ergötzen und vielleicht findet ein konfessionell gedrilltes Geschlecht einst auch an dieser Ueberlieferung wieder Gefallen; vorläufig aber gibt die Mehrheit der Verständigen noch dem siebenzehnjährigen Voltaire Recht, der 1711 des Oedipus mütterliches Gemahl sprechen ließ:

„Nos prêtres ne sont point ce qu'un vain peuple pense,
Notre crédulité fait toute leur science!“

Die Phrase ist ein Kind der Kultur, ein Kind der Liebe zur schönen Pose, zum malerischen Faltenwurf; in der guten Gesellschaft würde man sie vielleicht ein natürliches Kind nennen, ohne zu bedenken, daß dadurch ein leiser Vorwurf gegen die Unnatur der — Ehe anklingt. Die Barbarei hat sich der Prägung gekrönter Worte immer noch ungünstig erwiesen, während selbst niedrig Gezeugte auf der Höhe einer weithin sichtbaren Stellung sofort die Gabe des Großsprechens empfingen, — man denke an Cola Rienzi, den Sohn eines Schankwirthes und einer Wäscherin, der den Cäsarenwahnsinn so weit trieb, die Mitra der Troerkönige zu tragen, als Tribunus Augustus sich huldigen zu lassen und in tollkühnen Erlassen alle Fürsten der Erde vor die Schranken seiner Gerichtsbarkeit zu heischen; man denke an Robespierre, an Bonaparte, an Mac-Mahons unklug prahlendes „J'y suis, j'y reste“, an Gambetta, der den Marschall mit der knirschenden Phrase stürzte: „Se soumettre on

se démettre!“ Nicht die Geburt unter Purpurdecken also: der Machtbesitz vielmehr und das Machtbewußtsein suggerirt den Muth zur Phrase und jeder politische Soldat trägt im Tornister den Marschallstab des gekrönten Redners.

Nur die überzeugtesten Absolutisten schwiegen stets still und die überzeugtesten Verfassungbekenner: der barbarische Herrscher begnügt sich mit einer Geberde, Katharina und Peter der Große verschmähten die tönenden Worte, und die Königin Victoria von England, deren Vorfahrin mit Leicester und Essex als jungfräuliche Königin auf die Nachwelt gekommen ist, spricht nur durch das Medium ihrer vom Volke erwählten Berather. Wo das Selbstbewußtsein nach immer neuen Worten sucht, da ist es im Kern schon erschüttert. Es mag daher rühren, daß die Beherrscher aller Reußen, in ihrer nach unseren Begriffen kulturellen Zurückgebliebenheit, für die Prägung gekrönter Worte so wenig geleistet haben. Der einzige Nicolai Palkin, Nicolaus mit dem Stöckchen, lebt in einem Schlagworte uns fort, und das ist so schön, daß es auch civilisirteren Monarchen als Motto wohl zu empfehlen wäre. Als nämlich der Zar um eine Unterstützung für den großen melancholischen Satiriker Gogol gebeten wurde, gab er der holden Werberin 5000 Rubel und fügte lächelnd die Bitte hinzu: „Der Name des Spenders darf nicht genannt werden, sonst glaubt Ihr poetischer Schützling, nun müsse er ein offizieller Dichter werden!“

Aber — Ironie des Schicksals! — noch unter demselben Zaren fiel derselbe Gogol in Ungnade, weil

sein heiliges Lachen die Herrschaft des bösen Pessimus zu fördern schien, weil er zu laut gesprochen hatte und zu unabhängig. Ein seltsames Verhängniß lastet auf den gekrönten Worten: sie tönen, sie bleiben und fälschen ihres Verkünders Bild, doch sie bedeuten nichts und über sie hinweg rauscht der treibende Strom der Zeit, dem großen Ozean zu, dem geheimnißvollen, der die seichten Bäche lärmender Beredsamkeit, altväterlich den Jahrmarkt der Eitelkeiten belächelnd, in seinem Schooße verschwinden sieht.

25. 2. 92.





VI.

# Die romantische Schule.



Entsetzet Euch nicht, o meine Freunde! Denn nicht von alter Literatur will ich, sondern von neuester Politik zu Euch sprechen; nicht von Clemens Brentano, von Novalis und Tieck längst Bekanntes vortragen, sondern die wundersame Legende von den zween Grafen verkünden, von Zedlitz und Caprivi. Des Knaben Wunderhorn ist lange verklungen, doch eben setzen die praeceptores Germaniae die neue Wunderflöte an, Knaben und Mägdelein wieder eins aufzuspielen. In den alten Berg will Graf Zedlitz, der wohlbeleibte Rattenfänger von Posen, frische Jugend locken und jammernd steht und die Hände ringend die Schaar der furchtbar Verständigen bei Seite und sucht, durch laute Reden und pathetische Geberden, dem weitberühmten Sänger die rothbackige Beute abspänstig zu machen. Allerlei Geister werden beschworen: vom alten Fritzen wird die immer noch blanke Toleranz, vom jungen Lassalle das durch Herrn Virchow aufgefrischte

Wort vom Kulturkampf entlehnt und gräßlich tobt, das Hohenzollern=Hauskreuz auf dem Professorenfrack, der Felix Dahn jetzt um die Mauern, als gälte es, den seligen König Roderich unter die Haube und den unseligen Kampf um Rom zum Austrag zu bringen. Auch andere tote Männer thun wieder einmal höchst lebendig, und wie ein prächtiger Paradegaul in der Arena schüttelt, des Disziplinargesetzes nicht achtend und nicht der Entsetzung von Limburg=Stirum, Herr von Bennigsen die Mähne, und wenn Herr von Forckenbeck nicht durch seine siebenzig Jahre und durch die Errichtung von Wärmehallen in der Musterwirthschaft der loyalen Residenzstadt zurückgehalten wäre, er würde gewiß auch wieder auf die Schanzen rufen, im zoologischen Garten, an einem billigen Sonntag. Doch es ersetzt „voll und ganz" ihn Herr Eugen Richter, den nach zweistündiger Rede eine Halsentzündung befiel, dessen goldene Worte aber für fünfzig Pfennige („Partien von zehn Exemplaren à 25 Pf.") käuflich sind und dessen Moniteur jetzt am Kopfe die unbezahlbaren Sätze trägt: „Für Schule und Elternrecht im Kampfe gegen geistliche Herrschaft allzeit voran steht die Freisinnige Zeitung . . . Alle einschlagenden Fragen werden in der Freisinnigen Zeitung auf das eingehendste und sachlichste erörtert . . . Man abonnirt bei allen Postanstalten u. s. w. u. s. w." Entsetzet Euch nicht, o meine Freunde, sondern folget des Herrn Professors Friedberg weisem Rath: Wachet und betet, denn, wahrlich, schwer ist diese Zeit.

Der Umschwung ist selbst für unsere an Ueberraschungen allmählich gewöhnten Nerven etwas rasch ge=

kommen. Vor vier Wochen noch war's ja wohl eine Lust zu leben, mit dem neuen Kurs den sonnigen Gestaden der Freiheit entgegen zu steuern, und Herrn Rickert wandelte fast eine Ohnmacht an, als er las, der gute Kanzler sei schon des Amtes müde. Wer etwa mehrere Wochen an der Influenza gelegen hat, der wird nicht ganz leicht sich jetzt wieder in die Zeit schicken lernen, denn nun sitzt das Staatsschiff in dichtem Nebel, die Dampfpfeife gellt durch die bangen Lüfte, und in Schlafrock und Pantoffeln stürzen alle die guten Revolutionäre an Bord, die Seegespenster zu betrachten: die Dunkelmänner, den Gewissenszwang, die rabenschwarze Reaktion. Und Graf Caprivi, der im Januar noch so hell blickende, humane Mann mit den freundlichen Sitten, sieht auf der neuesten politischen Momentphotographie dem General Volland von der Hahnenfeder aus den Rittern vom Geiste so ähnlich wie ein frommer Kriegsmann dem andern.

Kurzsichtigkeit oder Selbsttäuschung? Wollte man es nicht früher bemerken oder hat man es wirklich erst jetzt bemerkt, daß auf der Kommandobrücke des Panzerschiffes Deutschland der nach allen Regeln modernster Technik hergestellte Kompaß schon längst die Richtung weist: Politische Romantik? Trotz den alten Fanfaren, den Escarpins und Schnallenschuhen, den hohen Liedern von goldener Mittelalterlichkeit und Kirchenbauten sollten die Parteihäuptlinge sich in der Richtung getäuscht haben? Dann muß die von Berufes wegen geübte Politik die Augen weit mehr noch als den Charakter verderben.

Alle Romantik entspringt dem metaphysischen Be-

dürfniß des Menschen, den Schopenhauer deshalb animal metaphysicum genannt hat. Daß die Massen nicht philosophisch denken können, erkannte schon Plato: daß sie mit plattem Rationalismus sich nie bescheiden werden, erkannte erst Goethe und spottete drum über Nicolai und den Doctor Bahrdt. Aber er spottete auch über die Kirchendogmatik, über den Lämmleinkultus und die empfindsame Herrenhuterei, für die einst das Fräulein von Klettenberg ihn einzufangen bemüht war; und doch mußte er mit eigenen Augen noch die Wiederherstellung des Jesuitenordens sehen, das Wirken Schleiermachers und Hamanns und die Regung der Orthodoxie unter der Führung des preußischen Kultusministers Nicolovius, dem ein ironischer Zufall die Nichte des großen Weltkindes von Weimar zur Gattin gegeben hatte. Der klassische trat vor dem romantischen Geiste zurück, der Universalismus vor dem Nationalismus; nicht in die griechische, sondern in die altdeutsche Vorzeit richtete nun sich der Blick, und die Welt wurde, nach dem napoleonischen Schrecken, zur Abwechselung wieder einmal fromm. Damals sprach Goethe das Wort vom Romantiker-Verhängniß, von der dräuenden Gefahr, „am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten zu ersticken“.

Durch Philosophie und durch Religion läßt das metaphysische Bedürfniß des Menschen sich stillen, der Wunsch, als ein übersinnlicher Freier zu erhaschen, was dem Werben der Sinne sich nicht neigen will. Die Philosophie wendet sich an die Ueberzeugung, die Religion an den Glauben, und sie besitzt — nach Schopenhauer — das „unschätzbare Vorrecht, den Kindern beigebracht zu

werden, als wodurch ihre Dogmen zu einer Art von zweitem angeborenem Intellekt einwachsen, gleich dem Zweige auf dem gepfropften Baum; während hingegen die Systeme der ersten Art sich immer nur an Erwachsene wenden, bei diesen aber allemal schon ein System der zweiten Art im Besitz der Ueberzeugung vorfinden." Der Gegensatz scheint mir ganz klar, und ich wünschte nur, daß heute, da die Religion wieder in den Vollbesitz ihres unschätzbaren Vorrechtes zu gelangen strebt, auch der Thatbestand nicht verdunkelt würde. Nicht um einen Kampf zwischen Christenthum und Atheismus, wie es in der beschämend dürftigen Rede des Reichskanzlers hieß, handelt es sich in Sachen Richter contra Zedlitz, sondern um die Wahl zwischen der rationalistischen und der romantischen Schule. Nicht Spinoza steht gegen Christus, nur Nicolai eifert wüthend gegen Hamann los. Und diesen Konflikt kann ich, bei allem Lärmen, den er erregt, bei aller symptomischen Bedeutung, die er sicher besitzt, doch nicht gar so hoch tragisch auffassen.

Denn das war eigentlich recht lange schon zu bemerken, daß der neue Kurs ins alte romantische Land wies. Der heilige Clovis, jüngst erst sprach ich davon, und seine mitunter auch beinahe heiligen Nachfahren pflegten am Tage nach der Weihnacht Sieche und Bresthafte und solche, die an Kröpfen und Skrofeln litten, sich vorführen zu lassen, mit der Fingerspitze sie zu berühren und dann zu sprechen: Le roi te touche, dieu te guérisse. Die also allergnädigst Ausgezeichneten glaubten an Wunder und schritten selig fürpaß. Bei uns ist jetzt alle Tage Weihnachten und die ganze Schlacht tost

nur um die Frage, ob es möglich ist, die alt und skeptisch gewordene Menschheit wieder so gläubig zu machen, daß sie aus sozialen Gefahren, aus Mordepidemien und vom Anblick barbarischer Soldatenschinderei mit der Hoffnung scheidet: Le roi te touche, dieu te guérisse. Die große Apotheke der Romantik, die nach der Episode Napoleon auch in Deutschland wieder eine Filiale errichtet hatte, bietet jetzt nach der Episode Bismarck die restirenden Tränklein und Salben feil, die um die Zeit Vollands von der Hahnenfeder von wegen der geistigen Erkrankung des früheren Prinzipals nicht mehr losgeschlagen werden konnten.

Das Volksschulgesetz ist mit seinen einhundert und vierundneunzig Paragraphen doch nur ein Symptom. Von der horazischen Weisheit ausgehend, daß ein neues Gefäß den einmal angenommenen Geruch lange bewahrt, will man den Kindergemüthern frühzeitig positive Religionen eintrichtern, um so sie vor Anfechtung zu bewahren und vor dem übeln Geruche der Gottlosigkeit. Und zwar sollen auch die Kinder nicht kirchengläubiger Eltern des Heiles theilhaftig werden und die Freunde und die Feinde dieser heiß umstrittenen Dissidenten-Maßregel merken gar nicht, daß es dabei sich um eine sozialistische Auffassung handelt, die Gesellschaftrechte der freien Bestimmung der Persönlichkeit vorangehen läßt. So blind macht Kampfeswuth und Erregung. Da ist es denn auch nicht gar so wunderbar, wenn die Stürmenden am Ende das Ziel ihrer Mühen in ungeheuerlicher Vergrößerung sehen und ganze Horden von Heuschrecken zu erblicken wähnen, wo in Wirklichkeit nur

flügelmüde Motten aufgeflattert sind. Professoren und Politiker blasen die „Volksseele" zu wilder Empörung auf, weil die Simultanschule bedroht ist, und sie vergessen darüber, daß unser Jahrhundert nicht scheiden wird, ohne die wichtigere Frage zur Lösung gebracht zu haben: Gehört die Religion überhaupt in die Schule oder gehört sie in's Haus.

Jetzt liegen die Dinge so: In einer Klasse sitzen sie friedlich zusammen, Protestanten, Katholiken, Juden und Dissidenten; zeigt aber der Stundenplan auf Religion, dann trollt, mit gepackter Mappe, ein Häuflein ab, und auf dem Hofe heißt es und in den Gängen: „Au! Guck' mal, — die Juden gehen schon!" „Du Rindvieh, mein Vater is Katholike!" schallt es dann manchmal zurück. Aber die Jungen wissen ganz genau, daß sie nicht zu einander gehören, daß sie das alte Testament selbst, dessen gefährliche Sittenlehre ich gern, wenn der Staatsanwalt gerade einmal schläft, kritisiren möchte, nicht gemeinsam lesen dürfen. Ein idealer Zustand ist das gewiß auch nicht, und das Mißtrauen weckende Gefühl konfessioneller Geschiedenheit kann nach der Beseitigung der Simultanschule, die nichts Ganzes, sondern ein schwächlich liberales Kompromiß nur darstellt, viel empfindlicher auch nicht sich geltend machen.

Ueber Erziehung, das merke ich nicht zum ersten Male, läßt ohne den Muth der Phrase eigentlich nichts mehr sich sagen. Was für die Stärkung im Glauben, was gegen fromme Dressur sich vorbringen ließ, das hat Fénélon im Telemach und Rousseau im Emile erschöpft, und nebenher ist vom reichen Tische Pestalozzis, Base-

dows und Lagardes mancher feine Gedanke, manches verständige Wort gefallen. Am klügsten aber, so scheint mir, waren auch hier die Alten: Antisthenes, der nur vom Schlechten die Jugend entwöhnen wollte, und ganz besonders Epikur, der höchst resignirt scherzte: *παιδείαν πᾶσαν φεῦγε* — Laß ab von unnützlichem Erziehen! Der epikuräischen Weltanschauung ist die Stunde gewiß nicht günstig, das skeptische Unterrichtprogramm aber sollte man so ohne Weiteres doch nicht verachten, denn die Väter wissen heute ja gar nicht einmal genau, für welche Zeiten sie die Söhne erziehen sollen. Die beiden Grafen sogar, die jetzt im Landtag die einhundert und vierundneunzig Paragraphen vertreten, selbst die führen allerlei mystische Reden von Dingen, die da kommen könnten, möchten und dürften.

Solche Epochen der Unsicherheit bieten der Romantik ergiebigen Boden. Die vom Heraufkommen des dritten Standes erschreckten Erbeingesessenen pflückten blaue Blumen, in mondbeglänzter Zaubernacht; derberes Geräusch aus neuen Heimstätten scheucht heute die im Besitz früh Ermüdeten zum heiligen Gral, zu Parsifals christlich-buddhistischem Symbolismus. Der gesteigerte Intellekt, der nicht mit dem sich begnügt, was er sehen, schmecken und riechen kann, heischt für sein metaphysisches Bedürfniß Befriedigung und furchtlos dürfte man eine fromme Jahrhundertwende prophezeien, wenn zwischen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Zweiten nicht eine neue Religion von unerhört — seit dem Feldzuge des Paulus unerhört — propagandistischer Kraft erfunden worden wäre, im Sozialismus. Der

Reichskanzler hat wohl das Läuten gehört, aber er weiß nicht recht, wo die Glocken hängen; er führt die sozialistische Gefahr gern im Munde und ahnt doch nicht, daß er seine Kräfte als guter Mensch und — weniger guter Musikant der Einstudirung des „alten Entsagungsliedes" weiht, nur um die neuere Weise zu übertönen: „Es wächst hienieden Brot genug für alle Menschenkinder!" Der erste und der zweite Kulturkampf, der Streit um die Maigesetze und die missio canonica der Schule sind nur Vorspiele zu dem viel größeren Kampfe zwischen dem tief pessimistischen Christenthum, das vom elenden Diesseits auf ein besseres Jenseits vertröstet, und dem Sozialismus, der hier auf Erden schon das Himmelreich errichten will. Zweimal schon, gegen das römische Heidenthum und gegen das echt orientalisch schwelgende Judenthum, hat die mitleidig pessimistische Lehre des Bergpredigers gesiegt, und noch immer hat sie, wer weiß, die Mehrheit, die Frauen und anderen Schwachen, für sich. Nicht so leichthin möchte ich deshalb Herrn Eugen Richter glauben, daß Katechismus, Bibel und Gesangbuch im Kampf mit dem Sozialismus nur einem hölzernen Säbel gleichen.

Einstweilen steht das Gefecht noch still und die klugen Führer der Sozialdemokratie spotten des grimmen Streitmuthes der Kulturkämpfer und halten ihre Schaaren vorsichtig im Schach. Die Mittelparteien, ich meine die Nationalisten, werden vielleicht das Schicksal der Girondisten theilen und dann erst, wenn die Bewegung über sie hinweggegangen und die Fehde zu den Radikalen gelangt sein wird, den Triariern, dann erst

wird nach dem romantischen Intermezzo wieder eine entscheidende Weltwende aufdämmern. Wie sie aussehen wird? Wer noch lebt, wird's erleben.

Allzu lange braucht es gar nicht mehr zu dauern. Denn —: Bismarck ging und Keiner kam, der wie dieser Deichhauptmann, auch die Blödesten sehen's nun zu spät, dem drohenden Dammbruche vorzubeugen vermöchte. Daß die romantische Schule bald abzuwirthschaften pflegt, lehrt jede Erfahrung und der Helm wird die Kongestionen nach dem Kopfe jetzt wohl nur beschleunigen.

Das Volksschulgesetz ist nur ein Symptom, das Erste nicht und erst recht nicht das Letzte, der romantischen Krankheit. Und weil man im Patientenzimmer nicht gern grobe Wahrheit sagt, blieben selbst die verhärtetsten Kulturkämpfer stumm, als ein biederer General meinte, er beurtheile jeden Menschen ausschließlich nach seinem Verhältniß zu Gott. Träumt man denn „an maßgebender Stelle“ wirklich nichts von der Euthanasie des Christenthums, von seinem an den Namen Luthers schon anknüpfenden mählichen Hinüberschlummern in einen sanften Moralismus, den die Furcht vor etwas nach dem Tode nicht mehr schreckt, seit die Wissenschaft den epikuräischen Satz vom endgiltigen Sterben bestätigt hat? Unter den Zöglingen der romantischen Schule werden nur wenige hierarchisch geputzte Kirchenlichte glänzen, fruchtbar aber sein und reichlich sich mehren wird die unheilige Nachfolge des Apostata.

12. 2. 1892.





VII.

# Menuet.



Am 17. Februar veröffentlichte Ernest Renan ein Buch, in dem der skeptische Theosoph sein Bedauern darüber ausspricht, daß er von dieser schönen Welt scheiden müsse, ohne die Lösung der von allen Seiten jetzt uns umdrängenden Räthsel noch zu erleben, insbesondere aber, ohne eine bündige Antwort auf die ihn lebhaft interessirende Frage zu erhalten: „Quel sera le développement du germe intérieur de l'empereur Guillaume II?" *)

Am 18. Februar suchte eine Deputation arbeitloser Bauhandwerker den Oberbürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Berlin auf; da der ruhebedürftige Herr, der die Siebenzig überschritten hat und sich deshalb von seinen erschreckten Parteigenossen auf weitere zwölf Jahre zum Stadtvertreter wählen ließ, erst nach zwölf Uhr auf

*) Feuilles détachées. Par E. Renan. Calmann Lévy, Éditeur. Paris 1892.

dem Rathhause zu erscheinen pflegt und da ferner durch eine in der Privatwohnung des Kummunalherrschers zu gewährende Audienz der erhabene Gedanke der Selbstverwaltung Schaden nehmen könnte, so mußten die Arbeitlosen sich mit dem zweiten Bürgermeister begnügen, einem nicht minder freisinnigen Manne, der bei seinem Amtantritt durch einen tapfern Ausfall gegen den gefesselten Prometheus von Friedrichsruh sich höchstem Wohlwollen empfohlen hatte.

Am 24. Februar, Mittags um ein Uhr, zu einer Zeit also, wo Herr von Forckenbeck hoffentlich bereits seiner parlamentarischen Parteipflicht waltete, gedachte der Präsident des deutschen Reichstages, Exzellenz von Levetzow, der Männer, die mit der viertelhundertjährigen Geschichte des Einheitparlamentes in ununterbrochener Verbindung geblieben waren, und dabei begegnete es ihm, daß eine begreifliche Gedächtnißschwäche ihn nicht auf den verschollenen Namen des Abgeordneten Fürsten Bismarck kommen ließ.

Am 24. Februar, Nachmittags gegen sechs Uhr, hielt der Kaiser beim Festmahle des brandenburgischen Provinziallandtages eine Rede, die alle Nörgler und mißvergnüglichen Mäkler zur Auswanderung aufforderte und in den Worten gipfelte: „Mein Kurs ist der richtige, und er wird weiter gesteuert.“

Am 25. Februar, Morgens, erschien in den Schaufenstern der Buchhändler eine Schrift des mit dem Hausorden der Hohenzollern geschmückten Professors Felix Dahn, aus der einige Stellen hier mitgetheilt werden sollen: „Die angeführten Gründe der Mißstimmung können leicht

sehr stark vermehrt werden: ach, gar viele Thaten und Reden sind gethan und geredet, welche besser ungethan und ungeredet geblieben wären. Es ist dem gegenüber doch gar zu einfach, wenn uns . . . . gesagt wird, »es besteht gar kein Grund zur Beunruhigung«! Das ist, wie wenn der Arzt dem über Zahnschmerzen Klagenden erwidert: »Mein Lieber, Sie haben ja gar keinen Grund, Zahnschmerzen zu haben.« Die letzten Gründe unserer Beunruhigung entziehen sich nur eben oft der Aussprache . . . . Das bange Gefühl der Unberechenbarkeit der Leitung ist weit verbreitet im deutschen Volke: gerade bei Männern, welche die eifrigsten Anhänger des Reiches, Preußens, der Hohenzollern, gewesen und geblieben sind: ist es »patriotisch«, sich darüber hinwegzutäuschen und Andere? . . . . Ist es denn gleichgiltig, ob in dem Volk, in den Treuesten des Reichs das frühere begeisterte Vertrauen banger, ja bestürzter Sorge gewichen ist? Ist es »schwächlicher Pessimismus«, das zu sehen und es zu sagen? . . . . Es sieht düster aus im deutschen Reich. So sage nicht blos ich, ein vereinzelter Nach-Schwärmer von Sedan, so sagen und denken viele Hunderttausende, die es so gut meinen mit Kaiser und Reich, daß sie ohne einen Augenblick des Besinnens sterben würden »für Kaiser und Reich«. Wäre es nun besser, »patriotischer«, solch' bange Sorge zu verschweigen? Oder ist es männlicher — gerade nicht »schwächlich« — nach oben hin, laut vernehmlich, zu warnen?" *).

---

*) Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen von Felix Dahn. Breslau, S. Schottländer, 1892.

Am 25. Februar, Mittags, durchzog eine nach Tausenden zählende Bande die Hauptstraßen der Stadt Berlin, und zum rothen Stadthause, zum grauen Schloß gellten und johlten heisere Stimmen empor: „Brot!" „Arbeit!" Vorher hatte ein unkluger sozialistischer Agitator gesagt, die Sozialdemokratie dächte nicht an Auswandern, das würde sie anderen Leuten überlassen, wenn einst der Tag gekommen sei.

Am 25. Februar, Abends, fand im Kaiserschlosse ein Hofball statt, bei dem für Civilpersonen das Erscheinen in Escarpins und Schnallenschuhen gewünscht wurde. Auf demselben Hofball wurde zum ersten Male wieder das von der pensionirten Königlichen Solotänzerin Frau Marie Koebisch-Wolden in Gegenwart beider Majestäten einstudierte Menuet à la reine getanzt.

Am 26. Februar wiederholten sich die Berliner Straßentumulte in noch wüsteren Formen, und zugleich schrieb der Pariser „Temps", der greise Ernest Renan brauche nun auf die Beantwortung seiner wißbegierigen Frage nicht länger mehr zu warten: „Quel sera le développement du germe intérieur de l'empereur Guillaume II?"

* * *

Soweit reichen meine Wochennotizen und für diesmal hätte ich also die Auswahl. Auch mit Sir Francis Drake könnte ich mich beschäftigen, dem zu Unrecht berühmten Admiral, der weder die Kartoffeln noch den stillen Ozean entdeckt hat; oder mit dem zu Unrecht unberühmten Balboa, der nach seiner wassersüchtigen Berg-

partie bald den Kopf verlor und dann zum Ueberfluß auch noch geköpft wurde; oder mit dem Alliirten von Roßbach und Dennewitz, dem einzigen Großen dieser Welt, den man, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, immer citiren kann. Alle diese Stoffe aber sind mir zu brenzlich, und nachdem die Zeitungen fast sämmtlicher Parteien an der Rede des Kaisers rückhaltlose Kritik geübt haben, scheint es mir nicht mehr nöthig, bei dieser Privatäußerung noch länger zu verweilen. Ein durch den Zufall der Geburt auf den Thron gelangter Monarch ist ein sterblicher Mensch und also nicht allwissend; ihn über Thatsachen und Stimmungen aufzuklären, ist die Sache seiner Berather, und die allein trifft die Verantwortung, wenn diese Aufklärung mangelhaft oder gar nicht besorgt wird. Nur der unersättliche, der eingefleischte Bismarck-Haß, der auch den Widerstand gegen den Gipsverherrlicher von Boetticher im Keim schon erstickte, konnte die angeblich liberale Presse abhalten, auf die Rede an die brandenburgische Mannschaft mit dem Rufe zu antworten: Fort mit Caprivi! Denn an des Kaisers persönlicher guter Absicht ist doch nicht zu zweifeln, und daß er in allerhöchster Zurückgezogenheit die Wünsche und Stimmungen des Volkes nicht errathen kann, ist selbstverständlich. Die unzufriedene Erregtheit, die täglich ängstlicher eine verhängnißvolle Wendung der deutschen Geschichte befürchtet, knüpft nur an die Thatsache sich, daß ein General zur Führung von Geschäften sich abkommandiren ließ, denen weder sein Intellekt noch der Umfang seines mit löblichem Eifer vervollständigten Wissens gewachsen ist, und daß dieser

ehrliche, aber begrenzte Mann die Stelle des ersten Berathers der Krone einnimmt. Wäre die Zahl der unabhängigen Politiker in unseren Parlamenten nicht so erschrecklich gering, dann hätte der Vertreter der höchsten Reichsgewalt die Stimmen der Unzufriedenheit längst schon gehört und ihm und uns wäre dann die Enttäuschung erspart geblieben. Die Rickert aber und die Rickertgenossen, die vor wonnigem Entzücken über den neuen Kurs und die Einladungen zu Ministerdiners und Kanzlerschoppen bis zum Morgengrauen des Volksschulgesetzes mit den allergetreuesten Oppositionbeinen strampelten, die vor zwei Monaten noch den Einsamen im Sachsenwalde als den einzig Unzufriedenen, so weit die deutsche Zunge nur klingt, zu bezeichnen pflegten, die haben wahrhaftig nicht die geringste Berechtigung, jetzt eiligst wieder ihren längst eingekampherten Mannesmuth vor Königsthronen auszukramen, nachdem der Kaiser, in erfreulichster Offenherzigkeit, ihnen den Rücken gekehrt und der höchst freisinnige Fuchs die fatale Säure der Trauben erkannt hat. Vor vierzehn Tagen noch hörte ich aus dem Munde des Fürsten Bismarck das lächelnde Wort: „Jede Partei hofft, den Kaiser doch noch einmal als Hospitanten in ihren Reihen zu sehen.“ Heute ist diese Hoffnung räumlich wohl etwas eingeschränkt und das ist eine nicht hoch genug zu schätzende Folge der Rede an die märkische Mannschaft. Denn die Hoffnung, für vorsichtig verborgene atheistische, für laut bekannte manchesterliche Bestrebungen und im Kampfe um das parlamentarische Regime, nach englischem Muster, bei einem ungewöhnlich machtbewußten Hohenzollernkaiser

Unterstützung zu finden: diese Hoffnung war doch ein Bischen zu — „entschieden liberal“.

* * *

Aschermittwoch steht, da ich schreibe, vor der Thür, die Welt sieht grau aus und nebenan, leider riecht man's, werden Pfannekuchen gebacken, brr! in Schweineschmalz. Hinten rumort mein Hausmädchen, das als Spanierin, gelbe Seide mit Schwarz, auf den Maskenball will; drüben probirt ein Referendar einen Wallensteinerhut; auf der Straße rasseln die Wagen und poltern die Droschken, denn jeder will heute zum Tanze, bei Hofe, in der Philharmonie, oder wenigstens im Wintergarten. Und ich soll hier sitzen und abstrakte Politik schwatzen, während doch das vergnüglichste und „aktuellste“ Wochenthema mit anmuthigster Gravität mir winkt: das Menuet?

Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach rechts. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach links. Tiefe Verbeugung. Schwenkung vorwärts. Tiefe Verbeugung. Schwenkung rückwärts. Tiefe Verbeugung. Inzwischen sind der Beredsamkeit keine Schranken gesetzt.

Muß man nicht froh es begrüßen, daß er zu neuem Leben erweckt worden ist, dieser graziöse, dieser hochpolitische Tanz, der in nuce ein ganzes uraltes Regierungprogramm enthält? Der „Berliner Local-Anzeiger“, den ein irrendes Gerücht jüngstens als das kommende Regierungorgan bezeichnete, hat seine gouvernementale Einsicht jedenfalls dadurch erhärtet, daß er dem wiedererstandenen Menuet vierzig loyale Zeilen widmete.

Ich bitte, nicht etwa gleich an den Don Juan zu denken; da macht eines unglaublich taktlosen Bauernmädchens schriller Hilfeschrei ja der Menuetlust ein frühes Ende. Unter Ludwig dem Vierzehnten aber, der mit der Allongeperrücke und in Schuhen mit rothen Absätzen öffentlich als musengöttlicher Apollon aufzutreten liebte, der zum Symbol die Sonne und zur Devise den frechen Spruch „Nec pluribus impar" erkor, damals, in der Glanzzeit der Menuetpolitik, durfte die gesammte Bauernschaft des allerchristlichsten Königreichs gegen galante Herrenrechte um Hilfe kreischen, ohne daß deshalb auch nur eine Hofdame für eine Sekunde aus dem Takt kam. Vor dem Gassenlärm schützten Fenster und Vorhänge —: en avant, messieurs et mesdames!

Die Geschichteschreiber sterben aus und man müßte an der Belehrung kommender Geschlechter verzweifeln, wenn nicht für Deutschland wenigstens zwei wackere Kadettenlehrer die süße Pflicht historischer Märchenerzählung auf sich genommen hätten; sie schreiten dabei rückwärts, von Sedan nach Mantinea, und ich möchte ihr amusantes Buch dem Krebsmenuet vergleichen, das ich in einem alten Tanzbüchlein entdeckt und Frau Koebisch-Wolden hiermit angelegentlichst empfohlen habe. So gut aber, das befürchte ich, werden unsere Kadettenlehrer die Kunst doch nicht verstehen, in usum serenissimi delphini Geschichte zu machen, wie mein alter Freund Bossuet, der Bischof von Meaux, der mit beinahe religiöser Bewunderung von dem Sonnenkönig spricht, „le Monarque le plus absolu qu'il y ait jamais eu sur le thrône," und mit geringschätzender Lauheit von Ludwig

dem Dreizehnten, der nur den Ruhm davontrug, „d'avoir laissé tout faire, plus heureux d'avoir eu un Grand Ministre que glorieux d'avoir mérité les louanges par lui-même.“ Was ließe, gerade nach dieser Richtung, aus der jungen deutschen Geschichte sich noch Alles machen!

Uebrigens hat Ludwig der Vierzehnte ganz geduldig den Tod seines allmächtigen Ministers Mazarin abgewartet, dem er bis dahin gehorsamst, sogar bei der Trennung von Maria Mancini, gefolgt war. Allerdings zählte der vielversprechende Jüngling damals erst dreiundzwanzig Jahre und später entschlüpfte ihm das allerliebste Wort: „Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre!“ Der kluge Kardinal aber war auch klug genug, rechtzeitig zu sterben, und nun hinderte den jungen Monarchen nichts mehr, sein eigener Minister zu sein und nur für die Finanzen eine selbständige Kraft, Mazarins Schüler Colbert, zu bestellen. Ein lustiges Luxusleben begann; Molière mußte seine bitteren Menschheitsatiren durch öde Balletalegorien im schmeichlerischen Optimusstil schmackhafter machen, auf daß des gottbegnadeten Monarchen zärtlicher Makronenmagen sie verdauen konnte, und während in den protzig prunkenden Schlössern, unter den vorgeschriebenen tiefen Verbeugungen, Menuet getanzt wurde, drang, für byzantinische Harthörigkeit noch nicht vernehmlich, schon das ferne Grollen der heraufziehenden Revolution aus der düster drohenden Chorstrophe empor, mit der Hofdichter Racine den zweiten Akt seiner Athalia schloß:

„De tous ces vains plaisirs, où leur âme se plonge,
Que restera-t-il? Ce qui reste d'un songe
Dont on a reconnu l'erreur.
A leur reveil — ô reveil plein d'horreur! —
Pendant que le pauvre à sa table
Goûtera de ta paix la douceur ineffable,
Ils boiront dans la coupe affreuse, inépuisable,
Que tu présenteras au jour de ta fureur
A toute la race coupable!"

Es war dieselbe Tragödie von Athalia, die hundertundfünfzig Jahre später, am 4. Januar 1841, in Berlin ausgepfiffen wurde, weil sie dem Publikum pfäffisch erschien und weil Friedrich Wilhelm IV., der Paranoiker auf dem Thron, an die Stelle des Hegelianers Altenstein den neuen, mit dem „christlichen Staat" liebäugelnden und die Wissenschaft konfessionell knutenden Kultusminister Eichhorn gesetzt hatte. David Friedrich Strauß wurde damals verpönt, Stahl beschwor die Wissenschaft, umzukehren, und während Johann Jacobi — es ist genau einundfünfzig Jahre her — seine vier ernsten Fragen an den zur Zeit für Humboldt noch „amüsablen" König richtete, höhnte der arge Heine den neuen Alexander:

„Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding, das weder Fleisch noch Fisch ist,
Das von den Extremen unserer Zeit ein närrisches Gemisch ist.
Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut, nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging, so geh ich rückwärts heute."

Damit war die Menuetpolitik in's Herz getroffen und mählich wuchs die Empörung gegen den selbstbewußten, redelustigen und mystisch schwärmenden König,

dessen literarische Talente noch kurz zuvor einen Triumph gefeiert hatten, als er in strömendem Regen vom Balkon des Berliner Schlosses dem unterthänigst begeisterten Volke zugerufen hatte: „Ich will meine Gelübde halten, so Gott mir hilft. Zum Zeugniß heb' ich meine Rechte zum Himmel empor! — Vollenden Sie nun die hohe Feier, und der befruchtende Regen Gottes ruhe auf dieser Stunde!" ....

In Frankreich hatte schon früher die Menuetherrlichkeit ein Ende gefunden. Ludwig XV., der geistreiche Wollüstling, hatte sein lachend verzweifeltes Wort „Après moi, le déluge!" gerufen, und langsam stieg nun, ob auch der glänzende Dunkelmann Joseph de Maistre ihr wehren wollte, ganz wie Eichhorn, durch fromme Sprüche und Kirchenlieder, die Sündfluth empor. Diderot, fast etwas wie ein disziplinirbarer Professor, schrieb der Maitressen- und Pfaffenwirthschaft den entsetzlichen Refrain: „Et des boyaux du dernier prêtre serrez le cou du dernier roi!" Voltaires jauchzender Hohn schlug aus der Ode an den Gerichtshof, aus den Episteln an Uranie, gleich sengender Lohe hervor und verschwälte mit dem dogmatischen Christenthum auch den lüderlichen Absolutismus. Das blitzblanke Gewaffen nahm Beaumarchais auf, der geniale Pamphletist, der aus des sechzehnten Ludwigs Diensten skrupellos in die des Wohlfahrtausschusses übertrat.

Bei Hofe ahnte man nichts vom nahenden Verhängniß. Marie-Antoinette spielte Komödie und tanzte Menuet, Ludwig XVI. schoß Rehböcke und war höchlich verblüfft, als auf die vor dem Toben einer hungernden

Menge gestellte Frage, ob es denn wieder einen Straßentumult gäbe, ein verängsteter Höfling mit der Antwort herausplatzte: „Sire — ich fürchte, diesmal ist es die Revolution!"

Sie kam. Und ihr erstes Opfer war das Menuet. Von ihrer Flucht wurde Madame Veto auf einem Karren zurückgebracht und die graziöseste Menuettänzerein ihrer Zeit mußte unterwegs die plebejischen Zuckungen der Carmagnole von den Damen der Halle sich vortanzen lassen, die der verspäteten Absolutistin die wilde Weise in die verwöhnten Ohren krächzten:

„Dansons la carmagnole!
Vive le son du canon!"

Die Carmagnole hat das Menuet besiegt und vernichtet. Auch der napoleonische Glanz hat es nicht wieder erweckt; welche Figur hätte der brutale Korse inmitten der zopfigen Niedlichkeit gespielt! Dame Eugenie freilich versuchte, auch im gravitätischen Hoftanz ihrer Vorgängerin Marie-Antoinette ähnlich zu werden, deren schwerster Stunde eine milde Laune des Schicksals sie gnädig entzog. Eugeniens Bewunderer, Ludwig von Bayern, hätte, in seiner kindischen Schwärmerei für den Sonnenkönig, vielleicht auch das Menuet noch einmal galvanisirt, wenn er des Anblickes holder Frauen nicht frühzeitig überdrüssig geworden wäre . . .

Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach rechts. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach links. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte vorwärts. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte rückwärts. Tiefe Verbeugung. Und der

ganze anmuthig feierliche Zauber in Escarpins und Schnallenschuhen!

Wie vermoderter Rococoplunder aus der Maskengarderobe einer ausgeklungenen Zeit wittert es uns an und keck hätte ich und zuversichtlich behauptet, daß mit diesem Tanzregime nichts mehr anzufangen ist, — wenn nicht zu rechter Zeit eben noch mein Hausmädchen vom Maskenball heimgekommen wäre, gelbe Seide mit Schwarz, die Haare etwas zerzaust, wohl vom Winde, und, hochroth, von dem funkelnagelneuen Tanz, in Entzückung, berichtet hätte: „Wissen Sie — tiefe Verbeugung — drei Schritte nach rechts — — — Das ist jetzt die feinste Mode und wird überall getanzt."

* * *

Am Ende hätte ich doch besser gethan, der Frage des weisen Renan nachzudenken. Aber es schlägt eins, Aschermittwoch ist da —: carne vale, gute Nacht, Menuet! Gegen geringe Leihgebühren nimmt die Maskengarderobe die ganze gepumpte Rococoherrlichkeit zurück, die im Kerzenschimmer nur und im qualmenden Weihrauchgewölk einen matten Schein lebendiger Wirklichkeit zu erheucheln vermag, vor dem ersten Frührothleuchten aber, in verschlissener Armsäligkeit, müde dahinsinken muß.

27. 2. 92.





VIII.

# Sse-Ma-Thsian.



Einem französischen Reisenden sagte der Prior im Kloster von Ceylon: „Ich kenne Ihre Literatur, ich beobachte Ihre Entwickelung und ich bin überzeugt, daß Sie eines Tages zu uns zurückkehren werden.“ Ein Rückmarsch der Menschheit nach Indien wäre im Zeitalter der Tolstoi-Krankheit, nachdem der Kreislauf wieder einmal durchmessen und der sehnende Hang zum Pessimismus und zu geistigem Nihilismus wieder eingezogen ist in die müden Seelen, gewiß nicht undenkbar, denn mächtig zehrt das Bewußtsein der Eitelkeit aller irdischen Dinge an der zum entschlossenen Widerstande untüchtigen Skepsis der Modernen und schon Goethe, der doch ein Starker war und ein Dichter, sprach es aus: „Wir alle leiden am Leben.“ Der Mann im Kloster von Ceylon mag also zu seiner siegessicheren Erwartung wohl berechtigt sein und wir wollen nur hoffen und streben, daß uns die Wegrichtung

nicht in die Irre leitet und daß wir am Ende nicht nach Indien gelangen, sondern nach — China.

Das Reich der Mitte ist die uralte Wiege der Nützlichkeitanbetung, des Philisterthums und der Polizeibevormundung; ein Land ohne Heldensage, die Heimath eines schulmeisterlichen Pedantismus. Der tapfere Johannes Scherr, der für solche Dinge stets eine feine Witterung hatte, meinte deshalb: „China's Helden sind Polizeikommissäre, seine Heroologie ist eine Sammlung von Verwaltungsedikten.“ Und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in diesem Lande zuerst eine Strafe erfunden wurde, die alle stolze Männlichkeit zu vertilgen bestimmt war. Zwanzig Jahrhunderte sind darüber vergangen, das Reich der Mitte beherrschte der Kaiser Wen-Ti, da wurde der Schriftsteller Sse-Ma-Thsian wegen eines politischen Verbrechens zum Tode verurtheilt und dann begnadigt, — zur Entmannung. Was er geschrieben, was er begangen hatte, davon fehlt mir die Kunde, das Eine aber lehren neue und neueste Ereignisse, daß auch in unserem öffentlichen Leben heute noch Kräfte thätig sind, die mit ganz ähnlichen Mitteln jede freie Regung, jedes offene Wort niederzuhalten bemüht scheinen. Dabei denke ich nicht an das erbärmliche Gesindel der Denunzianten, die jede Gesinnung verdächtigen, jeden gesprochenen oder geschriebenen Satz drehen und deuten möchten, um dem wirklichen oder vermeintlichen Gegner eine Schlinge zu knüpfen; dieses dunkle, verächtliche Treiben ist nur ein Symptom einer tiefer wurzelnden Krankheit, denn da nur kann der Denunziant gedeihen und für seine eklen Triebe eine

Bethätigung finden, wo die Gesundheit des öffentlichen Lebens bereits erschüttert ist. Und fast sieht es so aus, als sollten wir jetzt darauf eine Probe machen.

Ob es nun Machiavelli war oder Fouquier oder ein anderer kluger Mann — ich kann im Augenblick den Ursprung des Satzes nicht kontroliren —, aber Recht hatte er, wie er auch heißen mag, der einst gesagt hat, aus zwei Zeilen wolle er gegen jeden beliebigen Schreiber die zu einer Anklage nöthigen Verdachtmomente schöpfen. Vansen, auch ein Schreiber, hat das Recept bündig angegeben: „Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbesonnen, auch wohl trotzig." Und hat man, wie ich es in diesen Tagen that, den kleinen Olshausen — Strafgesetzbuch für das deutsche Reich — erst einmal gründlich durchgelesen, vom ersten bis zum dreihundertundsiebenzigsten Paragraphen nebst Anhängen, dann erst ahnt man, wie viele Fußangeln und Fallstricke auf den arglos Daherschreibenden lauern. Ein soziales Problem soll erörtert werden, das gerade die Oeffentlichkeit in Athem hält —: flugs meldet sich ein angeblich Beleidigter und § 186 tritt in seine Rechte; mit der unerläßlichen Objektivität soll die leichtfertige oder gar cynische Lebensauffassung eines Dichters geschildert werden: sofort ist § 184 bei der Hand und spürt nach den Kriterien einer unzüchtigen Schrift; oder der verwegene Zeitungschreiber rückt der Historie hier, der Legende dort nahe auf den Leib —: augenblicklich wittern eifrige Wächter der Ordnung alle möglichen und unmöglichen Parallelen und dräuend taucht im Hintergrunde § 95 auf. Irgend eine geheime, un=

saubere Absicht muß der Schreiber ja doch wohl haben und kein Teufel glaubt ihm, daß er etwa nach bestem Gewissen nur der Wahrheit dienen will. Nicht immer, das ist wahr, führt dieses Verfahren auch zu einer Verurtheilung, immer aber und ausnahmelos führt es zur Entmannung und als der Schrecken schrecklichster erscheint mir das Schicksal des Kollegen Sse-Ma-Thsian.

* * *

In seinem geistreichen Essay über den Parlamentarismus sagt Lothar Bucher: „Ein Volk ist frei, wenn seine Gesetze seinen Bedürfnissen adäquat sind. Das kann der Fall sein bei Zuständen, die an den Robespierre'schen Menschenrechten gemessen sich sonderbar genug ausnehmen. Völker können auf sehr niedrigen Kulturstufen frei und bei sehr hoher Entwickelung unfrei sein.“ Die den wechselnden und wachsenden Bedürfnissen entsprechende Umgestaltung der Gesetze aber, die allein die Freiheit verbürgt, wird in ihrem Vorschreiten immer wieder durch die Neigung aufgehalten, am Alten festzukleben und am Ueberkommenen, durch den Hang, für den moderne Soziologen die Bezeichnung „Misoneismus“ gefunden haben. Der Haß des Neuen, die Furcht vor dem Neuen sind die harten Pfeiler, an denen jede kräftige Vorwärtsbewegung zu zerschellen droht. Edmond de Goncourt hat in sein Tagebuch einmal die witzige Bemerkung eingezeichnet, die Revue des deux mondes würde mindestens zweitausend Abonnenten verlieren, wenn sie die Farbe ihres Umschlages ändern wollte. Das mag — wer weiß auch? — satirische Uebertreibung sein; sicher ist jeden-

falls, daß derartige Abonnentengefühle der Mehrheit niemals ganz fremd sind. Und dadurch, durch diese der Menschheit eingeborene konservative oder misoneistische Beanlagung ist, auch bei den besten Absichten der Regierenden, jedes Volk in jedem Augenblick der Gefahr nahe gebracht, unfrei zu werden, weil seine Gesetze seinen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen.

Die leitenden Männer im neuen deutschen Reich haben durch übertriebene Zähigkeit im Festhalten am Herkömmlichen bisher sich nicht bemerkbar gemacht. Sie mußten im Gegentheil schon den Ruf des Warners vernehmen: Quieta non movere! Ungern möchte ich deshalb glauben, daß es ihre Absicht sein sollte, unter gänzlich veränderten Umständen auf veraltete Bräuche zurückzugreifen und ein Ketzergericht, allen Wortfrommen zur Wonne, über die noch nicht Entmannten abzuhalten. —

Durch die Blätter läuft ein geängstetes Murmeln von Verfolgungen und Anklagen. Da oder dort soll der Kaiser beleidigt worden sein und die Gesinnungriecherei denunzirt täglich fast neue Verbrecher. Und weil leider, wo es sich um ein crimen laesae maiestatis handelt, noch immer ohne die Ermächtigung des angeblich Beleidigten die Klage erhoben wird, scheinen wir einer Zeit der politischen Prozesse entgegenzugehen, die zur Festigung unseres Ansehens sicher nicht beitragen kann und in der Vortheile eigentlich nur für den Denunzianten zu erhoffen sind. Denn der mehr oder minder begabte Publizist, dessen Leistung mit dem schwindenden Tage sonst vergessen wäre, wird sofort zum Märtyrer, wenn seine

Schrift ein Verbot, wenn ihn selbst eine Strafe trifft. Und Märtyrer sind für das herrschende System immer gefährlich, weil sie, mit Recht oder mit Unrecht, das Gefühl wecken und nähren, es sei die Zeit des Leidens für den Gerechten wiedergekehrt. So lange aber nur, das hat schon Benjamin Constant erkannt, bieten die politischen Verhältnisse eines Landes die Gewähr der Dauerbarkeit, als die öffentlichen Einrichtungen dem Niveau der Anschauungen des Volkes entsprechen; individuelle Reibungen, vorübergehende Friedensstörungen mögen auch dann nicht ausbleiben, revolutionäre Gelüste aber finden dann erst ein geeignetes Erdreich, wenn die Harmonie zwischen den Einrichtungen und den Anschauungen durchbrochen ist.

* * *

In den alten Zeiten absolutistischer Willkür ließ die Vortrefflichkeit, die Schwäche oder der Verfall einer Regierung ziemlich sicher aus der geringeren oder größeren Anzahl der politischen Prozesse sich beurtheilen. Schon einmal habe ich an das Wort des Tacitus über die lex maiestatis erinnert,*) die anfänglich nur Thaten, nicht aber verhallende Worte mit Strafen bedrohte. Aus den Tagen des Titus, des Marc Aurel und Hadrian wird von Majestätbeleidigungen nichts gemeldet, doch schon Domitian strafte die Verächter seiner Gladiatoren, Nero verbot den Gebrauch von Purpurfarben und Tiberius erklärte es für ein Verbrechen, mit einer die Züge des Kaisers zeigenden

*) In „Suprema lex“ (Apostata, Bd. I).

Münze einen zweideutigen Ort zu betreten. Wie schlimm es gar Caracalla trieb, das mag man bei Spartian nachlesen; ich scheue die Schilderung — von wegen des § 184.

Andere Zeiten sind heraufgekommen. Die Träger der Krone haben einem Theil ihrer Rechte entsagt; sie haben die Pflicht auf sich genommen, die Verfassung, die Selbstbestimmung der Völker zu wahren, und dafür tauschten sie das stillschweigend oder ausdrücklich ihnen zugestandene neue Recht ein, von der Verantwortlichkeit für die Maßregeln ihrer Berather entbunden zu bleiben. Wo ein besonders starkes Temperament einen Fürsten aus dieser weislich umhegten Stellung heraustreibt, wo er als Mensch zu Menschen sprechen will, da erscheint es beinahe vermessen, plötzlich auf einen alten Brauch zurückzugreifen, von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung, und jede freimüthige oder auch nur unvorsichtige Aeußerung dadurch erst, daß man sie für unerlaubt erklärt und für gefährlich, mit dem Nimbus einer Bedeutung zu umkleiden, die sie in den meisten Fällen niemals besaß. Soll es dem Herrscher etwa, dessen Ohr die scharfe Rede fast ausnahmelos nicht erreicht hat, eine Befriedigung gewähren, daß in einer engen Zelle irgend ein Mann entmannt wird? Oder sollen die hinter getünchten Mauern angestellten Betrachtungen über die Herrlichkeiten des staatsbürgerlichen Lebens am Ende zur Kräftigung des monarchischen Gefühles beitragen?

Deutschland sah im Jahre 1846 nur 76, in den Jahren 1848 und 1849 aber 242 und 362 Anklagen wegen Majestätbeleidigung, und unmittelbar nach dem

Kriege gegen Frankreich und nach der Begründung des deutschen Reiches stieg die bis dahin gesunkene Zahl wieder auf 375. Diese Ziffern beweisen, daß zwischen der persönlichen Beliebtheit des Herrschers und der Menge der Majestätprozesse ein intimer Zusammenhang nicht besteht; zugleich aber beweisen sie auch, daß jede Zeit unruhigen Ueberganges, die zwischen den Anschauungen des Volkes und den Einrichtungen des Staates eine bange Kluft aufreißt, dem Anwachsen politischer und dynastischer Prozesse günstig ist. Neue Religionen und entscheidende Weltwenden künden durch solche Erscheinungen sich an und den Kern der Sache schienen mir deshalb auch diese Sätze zu treffen, die ich in Lombrosos Werke über den politischen Verbrecher fand: „Beleidigungen des Staatsoberhauptes und des Parlamentes durch die Presse bilden oft ein Sicherheitventil und ein Symptom der öffentlichen Meinung; sie gehen entweder von Halbverrückten aus und lassen die Dinge, wie sie sind, oder von begabten, gesinnungtüchtigen Männern und fördern dann das öffentliche Leben, indem sie Lücken und Gebrechen enthüllen, die bei der die Mehrheit beherrschenden Furchtsamkeit verhüllt und unbestraft geblieben wären ... Wie man heute eine Bestrafung des Fluchens für lächerlich halten würde, müßte auch die Beleidigung des Regenten oder des Parlamentes dafür gelten.“ Der deutsche Reichtstag hat wohl noch immer die Ermächtigung zu Strafanträgen gegen Beleidiger versagt; noch immer aber auch finden sich eifrige Anwälte, die ganz genau wissen, wodurch der deutsche Kaiser sich beleidigt fühlt.

* * *

In China repräsentirt der Herrscher den Himmel, das Volk die Erde, und eine lange Stufenleiter führt von unten nach oben: das Mandarinenthum. Und dennoch baut man auch in diesem ummauerten Lande schon Eisenbahnen, und Revolutionen sind an der Tagesordnung. Ein auf der Höhe historischer Auffassung angelangter Staatsrechtlehrer könnte diese Decadence vielleicht von der Thatsache herschreiben, daß ein Erlaß des Kaisers Ho-Ti gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts die Strafe der Entmannung abgeschafft hat. Kein chinesischer Unterthan darf mehr zum Eunuchen gemacht werden. Das Schicksal des Kollegen Sse-Ma-Thsian aber hat von seinem Schrecken noch nichts verloren.

6. 3. 1892.





IX.

# M. d. R.



Neulich bin ich im preußischen Abgeordnetenhause gewesen. Es war gut besetzt und die anwesenden Herren unterhielten sich offenbar ganz vortrefflich, in wechselnden Gruppen, ohne durch den Redner auf der Tribüne sich auch nur im Geringsten stören zu lassen. Mitunter, nicht allzu oft, drang durch das Schwirren und Summen und Kichern und Räuspern ein Ton von der Rede zu mir herauf und von den Gefahren der Freizügigkeit, von Verrohung und Entsittlichung, von goldener Zunftzeit auch, war Einiges zu erlauschen. Dicht unter der Tribüne schrieb ein jüngerer Herr einen Brief, neben ihm las ein älterer andächtig eine Broschüre. Jetzt ein schwaches Bravo, mitten aus der eifrigsten Plaudergruppe, die von der Rede noch weniger als ich gehört hatte, und jetzt kletterte ein neuer Sprecher herauf, ein dicker Herr, und still ward es im Saal, und erwartungvoll drängte Alles heran. Der ältere Herr selbst machte in seine Broschüre ein Eselsohr, nur

der jüngere schrieb ruhig an seinem Briefe fort. Wie ein beliebter Komiker führte der dicke Herr sich mit einem derben Spaß ein und einen derberen sparte er für den Abgang auf; die dazwischen liegende halbe Stunde füllte er mit Witzen, schlechten und auch guten sogar, zu denen ein eben beendeter Handwerkertag ihm den Vorwand bot. Zweitausend Handwerker hatten sich in der preußischen Hauptstadt versammelt, um auf Mittel zu sinnen, wie dem Niedergange des Handwerkes rechtzeitig noch vorzubeugen wäre —: und einem Vertreter des preußischen Volkes war das der willkommene Anlaß, sich Witze abzuquälen, zum Gaudium seiner Hörer, für fünfzehn Mark Diäten pro Tag. Es war ein großer Erfolg. Im Fortgehen sah ich noch, wie der jüngere Herr seinen Brief couvertirte.

Acht Tage später etwa war ich im deutschen Reichstage. Ein spärlich besetztes Haus, aber ein vergnüglicher Lärm, als ob alle 397 Reichsboten beim Frühschoppen säßen. Nicht die bescheidenste Aufmerksamkeit für die Redner, die resignirt ihr Sprüchlein hersagten und für die muthige That unweigerlich mit dem fraktionellen Beifall belohnt wurden. Diesmal entdeckte ich zwei Briefschreiber, ganz links Einen und den Anderen mitten im Centrum. Vom Taback war die Rede, von einer erhöhten Steuer auf importirtes Rauchkraut, und ein Abgeordneter — ich kannte ihn, ein klarer und kluger Kopf — sprach recht lehrreich und sachverständig über die Unterschiede von havannesischem und pfälzischem Taback. Schon ärgerte es mich, daß man ihm weder Diäten schenkte noch auch nur Gehör, — da entnahm ich aus

einem Zwischenrufe, daß der beredte Vorkämpfer der Importcigarren sich selbst als einen „Nichtraucher" bezeichnete. Der kluge Mann, der in seinen vier Wänden gewiß über seinem Verständniß entrückte Dinge nicht einmal ein unverbindliches Urtheil abgeben würde, der sprach nun, ohne es je geschmeckt zu haben, über indisches, pfälzisches und uckermärkisches Kraut, als berufener Sachverständiger, als Vertreter des deutschen Volkes, als M(itglied) d(es) R(eichstages).

Dort Witze, hier Dilettantismus, und an beiden Stellen der Eindruck geschwätziger Zerstreutheit. Für geraume Zeit wiederum hatte ich meine Ansicht über unseren Parlamentarismus pflichtgemäß kontrolirt, und anstatt wegen der chronischen Beschlußunfähigkeit des Reichstages mir den Kopf zu zerbrechen, blätterte ich meinen Bucher auf — „der Parlamentarismus wie er ist" — und notirte die zornigen Sätze: „Politik ist eine Wissenschaft; regieren ist eine Kunst. Wem der Stiefel gerissen ist, der unterwirft sich der hochverständigen Einsicht des Schusterjungen. Er erkennt ihn, und mit vollem Recht und in dem allein noch zulässigen Sinne des Wortes, als eine Autoriät an. Er nimmt sich, und mit demselben Recht, ein Urtheil darüber heraus, ob der Stiefel ihn drückt; aber er blamirt sich nicht durch eine »Meinung« darüber, wie Pfriem und Ahle gehandhabt werden sollen. Ueber die Staatsflickerei besteht jeder eifersüchtig auf dem kostbaren Rechte eine Meinung zu haben und verkannegießert eine Zeit, die er nützlich verwenden könnte, sich die Materialien zu einem Urtheil zu verschaffen."

* * *

Wenn ich viel Geld hätte, ich würde einen Preis aussetzen, um endlich einmal ziffernmäßig festgestellt zu sehen, wieviel Zeit und Mittel alljährlich der große Moloch Parlamentarismus verschlingt, in Peerskammern, in frei gewählten Landtagen und in den Körperschaften der Selbstverwaltung. Denn jede Stadtverordnetenversammlung spielt ja heute schon sich auf das Parlament heraus, und ist die neue Landgemeindeordnung erst alt geworden, dann wird in jedem Flecken und Dörfchen bald man die herrlichen Redefabriken zum Himmel ragen sehen. Ein ungeheurer Aufwand an Zeit, Mühe und Geld wird solchermaßen verthan, Stenographen, Telegraphen, Rotationmaschinen werden in den Dienst gestellt, und wenn gar erst jeder Dorf-, Stadt oder Landvertreter, wie es doch sicher nicht ausbleiben kann, seine ansehnlichen Diäten erhält, dann werden wir das Emporkommen einer neuen Kaste erleben, einer Parasiten-Spezies, deren Sprossen nichts anderes mehr erstreben werden als den Titel: M. d. R. Oder auch: M. d. A. oder sonstwie.

Noch später aber, da die Vernunft doch am Ende nicht ewig sich den Mund verbinden läßt, noch später wird eine glücklichere Menschheit vor Lachen fast bersten, so oft ihr das Ammenmärchen gesungen wird, von den Parteien, die nach dem erhabenen Vorbilde von Swifts Liliputanern jahraus, jahrein sich darüber stritten, in wildem Grimm, wo man die aufgeschlagenen Eier denn nun anschneiden müsse, und von den Regierungen, die immer neue Männer an die parlamentarische Scheibe schickten, nach deren Erfahrung und Sachkenntniß die

frischweg dilettirenden Herren dann munter zielten, die, wie der selige Cobden, ihr geliebter Patron, „Alles über die Frage gelesen“ haben.

Aus England stammt der Parlamentarismus, und auf das Beispiel Englands werden seine Freunde mein dem ersten Blick wohl gar reaktionär erscheinendes Lästern verweisen. Wir wollen der Frage ausbiegen, ob die Engländer — und namentlich auch Schotten und Iren — mit den parlamentarischen Erfolgen wirklich so zufrieden sind und ob sie noch heute dem Wort des Junius gläubig vertrauen, das von der Tollheit der Wenigen zum Besten der Vielen spricht. Aber mit dem Hinweis auf England ist wahrhaftig nicht immer doch Alles auch für unsere ganz anderen Verhältnisse bewiesen. Weil die englischen Kavaliere von Karl dem Zweiten einen einträglichen Kornzoll zu erschmeicheln verstanden, quält man uns täglich mit der Räubergeschichte von der durch den Großgrundbesitzer Bismarck organisirten Begehrlichkeit der Agrarier, während Preußen, wie es nun einmal, gut oder schlecht, ist, doch nach dem Osten gravitiren muß und nach der hilfebedürftigen Landwirthschaft, von deren Gnaden wir ungesunden Großstadtgewächse sämmtlich nur leben. Weil England durch Jahrhunderte die Selbstsucht der Besitzenden zum höchsten Gesetz erhoben hat und eine Großhändler-Moral auf den Thron gesetzt, deshalb sollen auch wir nach Manchester pilgern, während wir stolz sein dürften, da bei uns zuerst der große Gedanke sozialen Mitleidens die Gesetzgebung durchdrang. Und genau so übel steht es mit dem Beispiel vom Parlamentarismus. Im englischen Parlament, das auch

darin ein getreuer Spiegel der Bevölkerung ist, nehmen Landwirthschaft und Industrie die ersten Stellen ein, dann kommen die liberalen Berufe, dann der Handel und ganz zuletzt die Beamtenschaft. Und — die Hauptsache! —: das englische Parlament gibt die Gesetze, die Minister haben nur die Exekutive, die Krone hat nur die Repräsentation. Ich fürchte, zur Ordnung gerufen zu werden, wenn ich einen Vergleich mit unseren Zuständen versuchen wollte. Auch in unseren Landtagen sitzen vortreffliche Männer, höchst gescheite und weise sogar, aber es scheint, daß Montesquieu nicht aufhören will, Recht zu behalten, mit seinem täglich noch bestätigten Satz: „Il semble que là, où il y a plus de sages, il y ait moins de sagesse.“

Der Parlamentarismus ist erfunden worden, ehe an eine freie Presse zu denken war. Im März 1771 wagten einige englische Zeitungverleger zum ersten Male, die Debatten zu veröffentlichen, und diese „unerhörte Frechheit“ wollte das Haus der Gemeinen am liebsten sie im Kerker büßen lassen. Auch das hat im währenden Jahrhundert sich gründlich geändert und heute sieht man, nach zweistündiger Lungenleistung, den unermüdlichen Eugen Richter zum Stenographentische wandern, um die Rede, die er eben gehalten, so zu „machen“, wie er sie morgen früh — oder in der Nachtausgabe schon — gehalten haben will. Und in unzähligen Leitartikeln, die jetzt ja auch bereits im Fabrikbetriebe für zehn, für zwanzig und noch mehr Blätter zugleich gehandwerkt werden, wird zu unzähligen Malen Alles wiedergekäut, was von der Tribüne herab verkündet worden ist oder noch verkündet

werden soll. Daraus entsteht dann die „öffentliche Meinung“, an die ganz dieselben Leute noch glauben, die in stolzer Aufgeklärtheit längst von den Alchymisten sich abgekehrt haben und von Miß Abbot, dem niedlichen Wundermagneten des Wintergartens.

Daß auch politische und soziale Organismen sich umwandeln, im Wechsel der Zeiten, braucht nach Darwin und Spencer nicht erst bewiesen zu werden. Oder doch: unseren Berufparlamentariern, denn die sehen nicht oder wollen nicht sehen, daß ihr betriebsames Lärmen um nichts ist und daß sie, mögen sie noch so stolz auch auf die Berichterstatter, die schwitzenden Courierpferde ihres Geistes, blicken, doch im günstigsten Falle nicht mehr und nicht weniger sind als: redende Journalisten, eifrige Alleswisser und Alleskönner, deren volkvertretende Weisheit am anderen Morgen von den minderwerthigen Tagesleistungen verachteter Zeitungschreiber nicht sonderlich vortheilhaft immer sich abhebt. Die Walze ist ausgeleiert, es muß ein Neues werden.

In seinem Buche über die politique expérimentale — induktive Politik könnte man sie nennen, im Gegensatze zur ewig-gestrig doktrinären — meint der Franzose Donnat, das Vertrauen zum Parlamentarismus sei der schlimmste moderne Aberglaube. Soll ein Franzose anders urtheilen, wenn er sieht, wie sein Vaterland nur durch die festgerammten Stützen der napoleonischen Verwaltung sich gegen die eloquente Hochfluth bewahren kann? Frankreich wäre heute ein glückliches Land, wenn die Deputirtenkammer abgeschafft und die unentbehrliche Kontrole der öffentlichen Angelegenheiten der freien Presse und der je-

weiligen Volksabstimmung überlassen werden könnte. Auch in anderen Ländern hindert die parlamentarische Bureaukratie — so etwas gibt es, Herr Richter! — jede vernünftige Regierung, denn Bureaukraten und Advokaten, die in allen Parlamenten des europäischen Festlandes den Ton angeben, sind die geborenen Vertreter träger Routine und aufgeblasener Scholastik und die geschworenen Feinde alles rüstigen Fortschrittes.

Das vielköpfige Ungeheuer will doch auch sein Futter haben, das Parlament will doch seinem Namen Ehre machen und reden, ohn' Ermatten, und deshalb kommt die Gesetzfabrik nicht zur Ruhe und immer schneller arbeitet die Paragraphenmaschine und immer neue Strafbarkeiten und Heilsamkeiten werden entdeckt, Novellen manchmal und manchmal auch ganze Kriminalromane geschrieben und immer neue Reden gehalten. Schon der sehr tote Tacitus aber hat es gesagt: „Corruptissima res publica, plurimae leges“ und D'Argenson übersetzte sich's in sein geliebtes Französisch: „Pour mieux gouverner il faut gouverner moins.“ Wer weiß, ob wir mit der Zuhälter-, der Trunksucht-, der Schul- und Börsenreform, mit dem Verrath militärischer Geheimnisse, dem Checkgesetz und anderen schönen Dingen uns jetzt herumärgern müßten, wenn das vielköpfige Thier nicht in brüllendem Hunger durch die Lande striche.

* * *

Auf einen Weg, den ich mitunter jetzt wandeln muß, denn er führt gen Moabit, allwo man das Recht spricht, ragt ein mächtiger Bau herab, die kommende

Frohnveste der Rednerei. In diesem Reichstagpalast werden die Herren M. d. R. sich wohl fühlen, da werden sie ihre Korrespondenz erledigen und ihren Tagesklatsch austauschen, Besuche empfangen und sich bedienen lassen, am Buffet und manchmal gewiß auch im Saal. Gebt ihnen dann noch entsprechend reichliche Diäten, und über Beschlußunfähigkeit wird Herr von Levetzow dann nicht mehr zu klagen haben, der Wirkliche Geheime Rath, der zu Häupten der unabhängigen Vertretung des Volkes thront. Wer ein Doppelmandat erwischt, kann dann lachen, denn mit dreißig Mark für den Tag lebt sich's herrlich in der Berliner Welt, fern von der drückenden Sorge um Weib und Kind, fern auch von Geschäften, die ja in einer siebenzig Mann starken Fraktion doch immer auf ein Halbdutzend führender Geister abgewälzt werden. Die Führer arbeiten, kennen zur Noth doch die Dinge, von denen sie sachkundig reden, wissen, auch wenn sie zufällig Nichtraucher sind, der Blöße ein kleidsames Mäntelchen umzuthun, geben die Richtung, getreu dem Programm, und führen den Haufen beim Hammelsprung. Die Andern haben nur Bravo zu rufen, hört! hört! und sehr richtig! je nach Bedarf, bei der Paroleausgabe für die Partei und bei entscheidenden Abstimmungen nicht zu fehlen, den milden oder auch strengen Tyrannen günstige Zeitungausschnitte zu apportiren und sich Karten drucken zu lassen mit M. d. R.

Häufig schon sah ich zum ragenden Bau empor und dachte künftiger Zeit. Werden auch in diesem Hause drei, vier Parteiredner die nämlichen Gründe für oder gegen die Kreuzercorvette K. vorbringen und kostbare

Vormittage vertrödeln mit nutzlosen Zolldebatten? Wird auch hier der Witzbold ein großer Mann sein und jeder Sachverständige für einen bestochenen, unmaßgeblichen, nieder zu schreienden Interessenten gelten? Und wird auch der Sport noch fortblühen, dem Gegner umständlich, aus Akten und Protokolen, nachzuweisen, daß er am 24. Februar 1872 anders gedacht hat als am 13. März 1892, daß er demnach nicht ein politischer Charakter ist, sondern ein moderner Entwickelung fähiger Mensch?

Noch ernstere Gedanken auch und bangere Fragen stiegen mir auf. Soll es das traurige Vorrecht der Deutschen bleiben, daß ihre Beamten und Repräsentanten in banausischer Abschließung von allen Disziplinen verharren, die auf anderen als politischen und spezialistischen Pfaden dem Kulturgange dienen, und darf es im deutschen Reichstag niemals Männer geben, die auch über ein Denkmal, einen Dombau, eine Dichtung kunstverständig zu reden wissen?

Doch zunächst noch ganz allgemeine Zweifel an der Zukunft des Parlamentarismus, wie er heute ist, in Reichtstagen, in Landtagen und Kommunen. Ich glaube nicht daran, daß sich immer wieder Autoritäten, Minister oder Schusterjungen, bereit finden werden, von unverantwortlichen und unverständigen Dilettanten ihre mühsame Arbeit zertrennen und über die kaum dem Nächsten erkennbare Kette von Wirkungen, die an das geringfügigste Gesetz sich hängt, und über den Gebrauch von Pfriem und Ahle in selbstgefälliger Weitschweifigkeit sich belehren zu lassen. Ich glaube es nicht, und das beinahe verletzend fröhliche Lachen des Grafen Zedlitz, als man

ihn den Vernichter der Selbstverwaltung hieß, nährt meine Zweifel. Es muß der Tag kommen, der an die Stelle der großstädtischen Parlament-Bureaukratie und -Advokatokratie eine gesunde und sachverständige Interessenvertretung führt, die keine Fünfzehnmark-Feuilletons plaudert und nur über solche Cigarren spricht, deren Rauch ihre Zunge beizte. Und bald muß das geschehen, denn für die ungeheuerlichen Vorräthe, die täglich, in Rede und Schrift, aus den Parlamenten auf den Markt geworfen werden, ist kaum noch ein Konsument aufzutreiben; dem beschlußunfähigen Reichstag kehrt ein zur Aufnahme unfähiges Publikum gelangweilt und übersättigt den Rücken.

Lord Burleigh hat einst gesagt: „England wird nie fallen, es sei denn durch sein Parlament." In Deutschland laufen erst seit einem Vierteljahrhundert die Visitenkarten mit dem schmückenden M. d. R. um. Aber schon ist das nationale Ersatz-Gewissen, wie ich das Parlament gern nennen möchte, so schläfrig geworden und so senil, daß für die einzelnen politischen Thiere allgemach die Stunde naht, wo sie nachforschen müssen, ob es nicht doch am Ende besser wäre, das eigene Gewissen zu Rathe zu ziehen als die müde Ersatz-Reserve der M. d. R.

14. 3. 1892.





X.

# Eroica.



Allegro con brio.

Nach dem Bismarcktage, ganz früh am Morgen, scheuchte mich eine Visitenkarte in die Kleider, auf der ich die Worte las:

Dr. Hans von Bülow
Hofkapellmeister und Hauspianist
Seiner Majestät des deutschen Volkes.

Am Tage vorher hatte er in Hamburg eine Probe und ein großes Beethovenkonzert dirigirt, inzwischen in Friedrichsruh seinen Glückwunsch abgestattet, die Nacht im Bahnzuge verbracht, und nun stand er da, frisch und leidenschaftlich und interessirt, jeder Zoll ein Künstler. Hastig sprang das Gespräch umher, im Suchen und Finden gemeinsamer Neigung, doch immer wieder kehrte es zu der Rede zurück und zum Staubabschütteln vom 28. März. Warum denn die biederen Berliner gar so aufgeregt

thäten, wollte der verwegene Musikant wissen, und ob man nun an der Spree nicht mehr der Verehrung für den alten Kanzler Ausdruck geben dürfe. Ganz altväterlich weise kam ich mir vor, als ich dem sehnigen Jüngling mit dem sprühenden Blick nun zu erklären versuchte, daß die vereinigte Intelligenz der Reichshauptstadt von seiner lange überdachten Rede auch nicht ein Wörtlein verstanden hatte. Den Militarismus sollte er verherrlicht, das Andenken Beethovens gekränkt und närrisch gar sich benommen haben. Er wurde himmlisch nervös, fuhr mit pantomimischen Ausrufungzeichen im Zimmer umher, und blitzschnell, wie er gekommen, war er verschwunden. Ich aber gedachte der geistreichen und darum eigenwilligen Analyse, die Richard Wagner uns von der heroischen Symphonie des Großmeisters Beethoven gegeben hat: „Der erste Satz umfaßt, wie in einem glühenden Brennpunkte, alle Empfindungen einer reichen menschlichen Natur im rastlosesten, jugendlich thätigsten Affekte.“

Ein heiß sprudelndes Temperament, das auf jeden Eindruck hitzig reagirt, das jäh seinen Stimmungen nachgibt, das sein zuckendes Leben im Kampf mit der Masse verzehrt, dem gedunsenen Feinde jeder hoch aufgeschossenen Persönlichkeit. Das ist der Stoff, aus dem man die Helden knetet, die Märtyrer und die Narren. Das ist der Stoff, aus dem unser Hans von Bülow de la Mancha gezeugt ist, den in glitzernder Rüstung nun die Berliner Barbiere zu Boden geschlagen haben. Dulcinea, die Schönste aller Frauen, pries vor dem tötlichen Streiche der spanische Ritter: der borussische Musikant schied mit dem grimmig lächelnden Rufe: „Hängen Sie Eugen

Richter, dann komme ich wieder!" Nur gerecht ist es daher und billig, daß Herr Eugen Richter den wilden Hans dem urkomischen Bendix verglich und daß die sorgfältiger gekämmten freisinnigen Tribunen in feierlicher Erhabenheit verkündeten, man dürfe Bülow nicht ernst nehmen.

## Marcia funebre.

Niemals thue ich beim Hochrufen mit und niemals sollte ein starker Mensch die Masse zum Hochrufen reizen. Hans von Bülow nun vollends, der den Schatten des einsamen Max Stirner beschwor, mußte vor banaler Toaststimmung ängstlich sich hüten. Da liegt seine tragische Schuld: den Bismarck, den wir meinen, den ehrt man nicht mit Orchestertusch und Massengeschrei; der ist uns schon entgöttert, wenn er in patriotischer Kirchweihstimmung die feindlichen Völker mit verhallenden Worten in die Pfanne haut. Dürfen wir von Bülow aber, dem im Nachschaffen größten musikalischen Künstler der Zeit, so kritische Regungen fordern? Seine weibliche Anschmiegsamkeit, die bei Beethoven und Brahms und beim heiteren Mozart sich festsaugt, weist ihm den Rang, und an den gewaltigen Zauberer im Sachsenwalde sollte sein enthusiastischer Drang sich nicht verlieren? Auf ein wundervoll weibliches Talent, das, dem geliebten Ideal zu dienen, eifrig stets die Hüllen wechselt, ward die Last einer stolzen Herrennatur gelegt: so entstand das Problem Bülow, das den Philistern jetzt so viel zu schaffen macht.

Wie ein Held erliegt, wie eine Kraft, die uns mit entzücktem Grauen erfüllte, zur tragischen Katastrophe geschleift wird: das malt uns Beethoven im zweiten

Satze seines heroischen Gedichtes. Dem Konsul Bonaparte war es gedacht, dem korsischen Parvenu, doch dem heilig gölten Cäsaren verweigerte der Meister sein Werk, denn sein verstiegener Menschheitglaube begriff nicht, daß im verschnittenen Kulturpark der große Brecher alter Tafeln immer zum wüthenden Tyrannen werden muß. Gewalt üben oder Gewalt leiden: vor diese Wahl stellt das Schicksal in jeder Stunde den kräftig entwickelten Menschen; siegt er, dann heißt ihn die Ueberlieferung einen gewaltthätigen Unterdrücker; gibt er der Mehrheit sich gefangen, dann ward er ein Opfer des Rechtes. Denn von dem Einzigen und seinem Eigenthum, dessen Evangelist der verschollene Stirner war, ist nimmermehr die Rede und Recht ist, was der zufällig herrschenden Klassenmoral das Rechte, das Nützliche, scheint. Darum ist Bonaparte dem liberalen Bürgerthum ein Scheusal, und Sokrates, der vor der schweißigen Majestät des Volkes sich beugte und in den Vielzuvielen seine berufenen Richter erkannte, Sokrates gilt als der tugendhafteste Athener. Auf der anderen Seite des moralischen Aequators, wo eine sengende Sonne die blassen Gassenweisheiten von Gut und Böse wetterhart bräunt, wird das Urtheil wohl anders lauten.

An die Oberfläche so steil abfallender Fragen hat Herr von Bülow gerührt, und als er eben an den gefährlichsten Gipfel gerieth und den umdunsteten Begriff des Heroischen fast schon mit kecken Fäusten packen konnte, da machte er verschüchtert Kehrt und bog in die breite Toaststraße ab. Gewiß hatte er Recht und gewiß hatte auch Bismarck Recht, als er die von festlichen Hoch-

gefühlen bekneipten Fackelträger mit einer tönenden Phrase entließ. Denn am Schlehenbusch werden noch eher Weintrauben wachsen, als daß in der niedergehenden deutschen Kultur für ernste Gedanken nachdenkliches Verständniß aufsprießen wird.

Nicht mit getragenen Trauerklängen geleitet bei uns man die Helden zu Grabe. Wachtparademusik ertönt von früh bis spät und die gut gesinnten Mannesseelen marschiren in Reih und Glied zur Kontrolversammlung. Und wenn irgendwo gelacht wird und triumphirt über den Fall eines Einzelnen, dann nur darf man gewiß sein, daß die Barbiere einem Helden die Bahre rüsten. Der revolutionäre Künstler, der nicht Fürstendiener sein kann und doch die Majestät des deutschen Volkes auf seine Karte druckt, er spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

## Scherzo.

Eugen Richter wollen wir doch lieber nicht aufhängen. Neben den staatsmännischen Gesichterschneidereien mancher Genossen wirkt seine breite demagogische Beredsamkeit fast jetzt schon wie ein Labsal. Ein beschränkter Fachmensch kann immerhin, wenn die breitspurige Tribunenrolle seinem Ehrgeiz genügt, noch mehr Gutes stiften als die superkluge Geberdenspäherkunst der allergetreuesten Opponenten. Herr von Bülow vergriff sich da im Symbol, denn Richter ist durchaus nicht der Typus der neuen Berlinerei.

Aber ich vergaß ganz, daß Bülow ja nicht ernst zu nehmen ist, daß er als guter Musikant zwar bestehen

kann, sonst aber gefälligst den Mund zu halten hat. Das Publikum bezahlt ihn, das Publikum hat ihm sein Benehmen vorzuschreiben, das Publikum zischt ihn aus, wenn er sich erdreistet, außer dem Gelde etwa gar auch noch Achtung zu verlangen. Und weil er immer wieder seinen Zorn über den unmusikalischen Protzenpöbel nicht meistern kann, deshalb möchten die unterthänigsten Diener des berlinischen Kunstgeschmacks ihn am liebsten gleich steinigen. Krankhaft eitel nennen sie ihn und skandalsüchtig und die schellenlauten Thoren, die in parlamentarischer Schaumschlägerei ihr armsäliges Leben verzetteln, rümpfen verächtlich hochpolitische Nasen.

Das Genie eines Menschen aber, ihr lieben Leute von der Kapitalistenmoral, will bezahlt sein, und nicht nur in klingender Münze. Wer euch geniale Politik oder Musik vormacht, der wird zu Zeiten auch wohl etwas ungeberdig, und wenn er ausschlägt, dann ist es zu spät, ihm lammfromme Droschkengaulsitte zu predigen. Ein Graf Caprivi verliert seine gemessene Haltung nie, mit ruhiger Würde trägt er der Zeiten Gunst und Laune; aber unter solchen Dirigenten treibt im Orchester auch jeder, was er mag, und anstatt der heroischen Symphonie fiedelt man den Gaffern ein billiges Bierkonzert vor. Dem genialen Menschen gegenüber muß die Mittelmäßigkeit immer ein Bischen die schweren Pflichten üben, die der tyrannische Carlyle seiner klugen und geistig hochstehenden Frau auf die zarten Schultern zwang; während die Aermste Brot backen und Botendienste thun mußte, schrieb der leidenschaftliche Egoist seine hero-worship.

## Finale.

Von weithin sichtbarer Stelle einer anmaßenden Menge bittere Wahrheit zu sagen: das ist eine Lust, der ein leidenschaftlicher Sinn nur schwer widersteht. Diese Lust, glaube ich, und nicht der Wunsch, mit den politischen Kannegießern die Kräfte zu messen, hat Herrn von Bülow verlockt. Durch das ganze Leben des merkwürdigen Mannes zieht sich das Verlangen, über die künstlerische Wirkung hinaus auch noch einen direkten erzieherischen Einfluß zu üben. Nicht viele Deutsche von seiner Bildung, seinem begeisterten Hang zu universeller Betrachtung leben uns heute noch, nicht viele auch sicherlich, die immer der siegenden Sache den Rücken kehren. Wenn der verwegene Musikant jetzt den berlinischen Staub von den Schuhen schüttelt und als Tambourmajor in den Zug der Nörgler sich einreiht, dann beweist das nur, daß im stickigen Klima der Großstadtluft die guten Europäer nicht mehr athmen können und daß unsere Geschichte beim letzten Satze der Eroica angelangt ist: Allegro molto!

5. 4. 92.





XI.

# Der ewige Barabbas.



Zum Feste der ungesäuerten Brote, am sechsten Tage nach dem Sonntag der Palmen, da auf einer Eselin Jesus von Nazareth in die Haupt- und Residenzstadt Sr. Hoheit des Landpflegers Pilatus eingezogen war, brachte die jerusalemitische Presse im Sperrdruck hochgestimmte Leitartikel. Die Osterglocke konnte sie dazumal noch nicht läuten, denn, der übermorgen auferstehen sollte, der mußte heute doch erst gekreuziget werden, und niemals, wenn ihnen ihr Ansehen lieb war, durften die Schwarzkünstler wagen, auch nur um Fußesbreite dem Pöbel voraus zu sein. Wohl aber galt auch schon damals die schöne Sitte, an Sonn- und Feiertagen die Waffen ruhen zu lassen und des Krieges Stürme schweigen, weder den moabitischen Finanzminister anzugreifen noch auch nach Mesopotamien kalte Wasserstrahlen zu spritzen, sondern von innerer Politik, staatsmännisch gelassen, zu sprechen und den sozialen Frieden zu predigen, unentwegt. Solches that denn die jerusale-

mitische Presse, und es freute sich dessen das schon dazumal liberale Bürgerthum in Stadt und Land.

War da nämlich der fromme Brauch, daß zu Ostern stets ein Verbrecher losgegeben wurde, und hatte längst schon man sich darüber bestritten, wen die Krone wohl diesmal begnadigen würde. Zwei Anwärter kamen in Betracht: Jesus, den sie höhnend, in militärischen Antisemitenversammlungen sogar, den König der Juden nannten, und Barabbas, der wegen Landfriedenbruches und Erregung von Aufruhr verhaftet worden war. An die Krone aber hatten sich unverantwortliche Rathgeber gedrängt und Ohrenbläser, die den Platzhalter des Kaisers zu verführen trachteten, auf daß er Jesum frei gäbe, den sie den Gesalbten hießen und Gottes eingeborenen Sohn. Darob entbrannten in Zorn die verantwortlichen Rathgeber, aus dem Staatsrathe die, aus den Synoden und Parlamenten, und was sonst noch durch die Weihen der öffentlichen Wahl gegangen war und deshalb Alles wußte und in Zungen zu reden vermochte, und der Parteiführer Caiphas, Hofprediger zwar und doch liberal wie nur Einer in Stadt und Land, beschloß, seinen ganzen Einfluß und den seiner Presse dazu einzusetzen für Barabbam. Und so kam es, daß irgend ein Höchstgelehrter, Ebers vielleicht oder auch Brugsch Pascha, einen sehr merkwürdigen Papyrus fand, die papierene Mumie eines jerusalemitischen Tageblattes vom Feste der ungesäuerten Brote. Nach den landesüblichen Tropen der Einleitung las man da:

„... Auf das ursprünglich so sonnig heitere Fest, das gerade uns mit dem Frühling auch neue Abonnenten

in reicher Fülle zu bringen pflegt, fallen diesmal ernste und düstere Schatten. In politisch bewegter Zeit treten wir in das neue Quartal und wie ein lastender Alb liegt es auf dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land. Aengstlich sind die Blicke der breiten Massen des Volkes auf den Träger der Krone gerichtet, und zweifelnd fragt sich die aufgeschreckte Volksseele, ob der gesteuerte Kurs auch wirklich der richtige ist. Unsere gesammte Haltung entrückt uns wohl dem Verdacht einer unzufrieden nörgelnden Gesinnung, aber gerade weil wir in unverbrüchlicher Treue zur Krone stehen, müssen wir in bewährter Ehrerbietung doch der Frage Raum geben, ob es nicht schlechterdings gemeingefährlich erscheint, einer Bewegung Konzessionen zu machen, die an den wurzelfesten Säulen der Staats- und Gesellschaftordnung zu rütteln sich vermißt. Wohin gerathen wir, wenn ein Agitator, der gegen die geheiligten Interessen der Bürgerschaft und der wahrhaft königtreuen Klassen die wüsten Schaaren der Besitzlosen aufruft, straflos bleibt, wenn Besitz und Bildung von schamlosen Demagogen mit dem beschimpfenden Namen eines öden und geistlosen Materialismus gebrandmarkt werden dürfen? Erst gestern konnten wir — vor allen anderen jerusalemitischen Blättern — über die imposante Kundgebung berichten, die im Hause unseres allverehrten Hofpredigers Caiphas stattfand. Die wahrhaft liberale Gesinnung, die hier zum Ausdruck kam, hat in den weitesten Kreisen der Bevölkerung rasch ein gewaltig nachhallendes Echo gefunden und immer dringender schallt der Ruf nach einer unzweideutigen Klärung der Situation zum Träger

der Krone empor. Nicht mit der kleinen Münze einer kärglichen Abschlagzahlung kann hier geholfen werden, nicht eine Verkleisterung, vielmehr eine entschiedene Aenderung des Kurses fordert das Volk, und selbst wir, die wir das humane Banner stets mit besonderem Stolz unseren zahlreichen Lesern vorangetragen haben, selbst wir müssen uns, da es das Wohl des Gemeinwesens verlangt, in den unserer führenden Stellung entsprechenden vornehmen Formen jenem Schrei anschließen, der heute, den österlichen Frieden durchbrechend, zum Königschlosse hinauftönt: Kreuzige, kreuzige ihn! Im Kampfe um den Bestand unserer heiligsten Güter muß jede Klinge heraus und die leitenden Männer wären übel berathen, wenn sie versuchen wollten, gegen den starken Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen, als deren berufene Vertreterin eine nach oben und unten gleichmäßig unabhängige Presse in jedem aufrichtig konstitutionellen Staate ..."

Pontius Pilatus war ein streng konstitutioneller Monarch, und da er vernahm, wie die Schriftgelehrten und die Wechsler, wie Bildung und Besitz ihre Stimme erhoben, in der Presse, in Petitionen und Resolutionen, that er, wie er immer zu thun pflegte, ehe er eine Unsauberkeit angriff: er wusch die Hände und reichte sie dann dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land. Denn er war ein römischer Aristokrat und scheute den schweißigen Druck der öffentlichen Meinung, deren Ursprung er auch allzu gut kannte, der Besitzer eines auskömmlichen Reptilienfonds. Und mit reinen Händen lieferte er den Nazarener an das Kreuz, den sozialen

Reformator, und ließ den politischen Verbrecher Barabbas laufen.

In den Straßen von Jerusalem aber, die nach ungesäuerten Broten rochen und entvölkert waren, weil es die Massen der Römer und Juden zum Spektakel von Golgatha zog, streiften zwei Männer einander und schielten sich in die verstörten Blicke: der bleiche Schuster Ahasverus und der rothe Radikale Barabbas, unsterblich beide und beide ewig, weil der Eine in schwerster Stunde den Gesandten beschimpft hatte, weil der Andere klug genug gewesen war, neben dem Großen ein Kleiner zu sein und neben dem sozialen Erwecker ein gut bürgerlicher Fanatiker.

Das liberale Bürgerthum in Stadt und Land feierte schönsten Sieg und auf den Befehl der kulturfreundlichen Verleger kündete die Presse den Triumph der freiheitlichen Idee, denn so hieß die Losung der Hierarchie, der Gedankenherrschaft, die ideologisch alle Dinge zu betrachten vorgab. Als aber die Abendblätter erschienen, mit zweckentsprechenden Leitartikeln, höchst schmeichelhaften natürlich für die kraftvolle Regung der Volksseele, da ward, genau um die sechste Stunde, eine Finsterniß über das ganze Land und die Sonne verlor ihren Schein, und der Vorhang des Tempels riß mitten entzwei. Die öffentliche Meinung hatte glänzend gesiegt: Jesus von Nazareth war tot, aber Barabbas war gerettet.

* * *

Der tiefsinnigen Lehre dieses ersten Charfreitages denkt man in keiner Kirche nach, wo buchstäblich nur, was Matthäus und Marcus, was Lucas und Johannes aufgezeichnet haben, und meist auch stumpfsinnig, wiederholt wird, als ob die Apostel zu allen Zeiten nicht in die Irre getappt hätten, so oft sie des Meisters Wort verbreiten wollten und also vergröbern mußten. Der einzige Paulus macht eine Ausnahme, vielleicht, weil seine Hyperästhesie eine im Schmerz ihn heiligende Bekehrung erlebt hatte, wahrscheinlich aber, weil er es nicht mit Barabbas hielt, sondern mit Christus, nicht mit der politischen Idee, sondern mit der sozialen That, die er aus den engen Banden jüdischer Sektirerei entbinden und allen Völkern gemein machen wollte. Das Gegenstück zu seinem internationalen Christenthum sucht heute, mit ernstem Wollen und taumelndem Blick, Herr von Egidy: ein sozusagen germanisch-monarchisches Christenthum, für das er, in einem unglückseligen Aufruf, auch Juden und „Zugehörige sonstiger Glaubens-Gemeinschaften" zu werben sich redlich bemüht. Liberale Professoren haben den Aufruf mit unterzeichnet, dessen Charakteristik damit wohl erschöpft ist; denn ein wirklichen Juden, die der rituellen Verstümmelung darum doch entgangen sein können, und wirklichen Liberalen, die nicht weit von den Helldörfern deshalb zu wohnen brauchen, gefälliges Christenthum ist höchstens noch ein mit ideologischen Lappen verbrämtes Gespenst, dem unter den Füßen der Boden entweicht. Der rechte Jude und der rechte Liberale in Stadt und Land muß, wenn er inzwischen des Heuchelns gar nicht so schwere Kunst nicht

erlernt hat, auch heute noch für Barabbas votiren und gegen den Galiläer.

Aber da sind zwei Hindernisse: die sogenannte Erfüllung des alten Testaments und die sogenannte Humanität oder auch Philanthropie des Liberalismus. Zwei steinalte Sätze, die der klopfende Finger, hat er die eingesogene Ehrfurcht einmal nur erst überwunden, hohl findet, beim Wiederklang. Brüchige Töpferwaare, der ein moosiger Steinfirniß aufgepinselt ist. Kein Steg führt vom alten zum neuen Testament, von der satten zur lechzenden Moral, keiner auch von Golgatha zur freisinnigen Zeitung, und wenn sie noch zehnmal radikaler auch sich geberdete. Es ist wahr, Herr Virchow, neuerdings ja ein ragender Thurm im Kampf um die — ach, du grundgütiger Goßler! — freie Schule, hat vor fünfzehn Jahren schon sich gegen den Verdacht gewehrt, er wolle „die Kirche depossediren", damals, als er durch seine Spiegelfechterei gegen den Darwinismus unsterblich, nicht zum ersten übrigens und gewiß nicht zum letzten Male, bei allem verdienten Ruhm sich blamirte. Aber die Kirche ist nicht das Christenthum und gerade das Beispiel ist gut, weil einen wissenschaftlich nach einer Seite hoch entwickelten Geist es im erstickenden Gestrüpp sozialer Beschränktheit zeigt. Was wissen die guten Bürger vom Christenthum, für die, nach ihres angenehmsten Plauderers mir unvergeßlichem Ausspruch, die Gesellschaft immer Recht hat, und die achselzuckend durch das Leben streifen, auf gekräuselter Lippe den skeptischen Trost, daß die Güter nun einmal ungleich vertheilt sind, daß aber — — laissez faire, laissez aller — mit Zeit und Weile

das freie Spiel der Kräfte allem Uebel schon abhelfen werde, mit einmüthiger Hilfe der Bezirksvereine natürlich? Christen mögen sie sein im Kirchenvatersinne des Sanct Irenäus, der reizend opportunistisch gesagt hat: Omnes ii Christiani fuerunt, qui secundum rectam rationem vixerunt, quamvis Christiani non fuerint; sehr schlecht aber würden sie vor Paulus bestehen, der an die Galater schrieb: „Alle Gesetze werden in einem Worte erfüllet, in dem: liebe Deinen Nächsten als Dich selbst." Ob ihr Rationalismus noch bei dem höchsten Wesen der wilden Männer vom Berge in nüchterner Tugendlichkeit sich aufhält, ob ihr Radikalismus bei dem heiligen Cobden bereits und seiner entgötterten Eisregion angelangt ist: ein Kameel wird eher noch durch ein Nadelöhr gehen, als daß ihrer Einer nur in den Himmel des Zimmermannssohnes kommt. Vor einem Halbjahrhundert schon hat Bruno Bauer, der an der engsten Krümmung des Weges von Hegel zu Marx sozialkritische Wacht hält, das erkannt, da er schrieb: „Jene Bürgerklasse, die für die neuere Geschichte ein so furchtbares Gewicht erhalten sollte, ist keiner aufopfernden Handlung, keiner Begeisterung für eine Idee, keiner Erhebung fähig; sie gibt sich für nichts hin als für das Interesse ihrer Mittelmäßigkeit und siegt endlich nur durch ihre Massenhaftigkeit, mit welcher sie die Anstrengungen der Leidenschaft, der Begeisterung, der Konsequenz zu ermüden wußte, durch ihre Oberfläche, in welche sie einen Theil der neuen Ideen einsaugt. Sie hat die revolutionären Ideen, für welche nicht sie, sondern uneigennützige oder leidenschaftliche Männer sich aufopferten, sich allein zu Gute kommen

lassen, den Geist in Geld verwandelt. Freilich, nachdem sie jenen Ideen die Spitze, die Konsequenz, den zerstörenden und gegen allen Egoismus fanatischen Ernst genommen hatte."

So klug war, nicht umsonst zählte sie noch ausschließlich zu Jacobs talentvollen Söhnen, vor fast zweitausend Jahren schon die Bourgeoisie von Jerusalem. Sie repräsentirte die Bildung und die gute Sitte dazu, denn mit ihr stritten Pharisäer und Schriftgelehrte; sie war liberal, denn sie wollte das „Zeitgemäße", die Ordnung, die — nach Renan — von früheren Räubern und späteren Gensdarmen eingesetzte; sie wollte die Vernunfterkenntniß auf die bestehenden Verhältnisse anwenden; sie war sogar radikal, weil das billig ist, und die Befreiung eines politischen Verbrechers wie Barabbas genirte sie gar nicht, denn durch politisches Bumbum und Trara läßt die Menge am bequemsten von verdrießlicheren und kostspieligeren Ansprüchen sich fortscheuchen. Ihre Blindheit aber war eine bewußte; scharf und schlau sah sie doch über die bestehenden Verhältnisse hinaus und erkannte, recht lange vor der marxistischen Geschichteauffassung, in der scheinbar gänzlich vergeistigten und ideologischen Bewegung von Nazareth frühzeitig den wirthschaftlich revolutionirenden Charakter, die Gefahr für den Besitz und den freche Feste feiernden Egoismus, die gemeinsam, wie sich von selbst versteht, unter die schöner klingende Rubrik: Kultur eingereiht wurden. Die an dieser römisch-jüdischen Kultur kein Interesse hatten: die Schwachen nur, die Unterdrückten und also die Frauen, gingen zum Galiläer über, — unter 430 Märtyrerleichen

fand man in den Katakomben die Körper von 232 Frauen, ersten Blutzeuginnen christlicher Leidenschaft. Willig warfen sie im Rausch für das neue Heil ein Leben hin, das nach dem orientalisch eilenden Uebergang vom Kind zur Matrone erbärmlich zu welken bestimmt war und von der gepriesenen Kultur nichts zu hoffen hatte. Doch die im Besitze wohnten und also im Recht, die setzten mit Nägeln und Zähnen sich zur Wehr gegen einen Mann, der seine missionarische Thätigkeit äußerst dreist mit einer Börsenreform im Tempel begann und über Friedländer und Sommerfeld gar wohl Moral predigen wollte. Der echt bourgeoise Haß gegen den Ausgewachsenen brauchte kaum noch hinzuzukommen: die Fraktion Caiphas war nur klug und programmgetreu, da sie für Eugen Barabbas, den rothen Freiheitkämpen, die Amnestie erbat und dem vagabondirenden Feinde der scharrenden und jobbernden Gesellschaft die Dornenkrone auf das Haupt stülpte.

La théologie m'amuse, la folie de l'esprit humain y est dans toute sa plénitude —: heute darf man das Wort des Voltaire zeitgemäß ändern: Die Ideologie zeigt jetzt die menschliche Dummheit in unerschöpflicher Fülle. Wenn Herr Virchow oder, noch viel schlimmer, Herr Rickert gegen die Pfaffen tost und die goldene Zeit friederizianischer Herrlichkeit, loyal säuselnd, zurücksehnt, dann glaubst du, geliebte Mehrheit, noch immer, für Friedrich und Virchow und Rickert handle sich's dabei um eine Idee, eine freiheitliche, oder wie Du sie sonst nennst. Doch aus Gemeinem ist auch der liberale Mensch gemacht, und das Interesse nennt er seine

Religion. Grabe der pompöſeſten Idee bis auf den Grund, und über dem Meeresſpiegel wirſt Du eine wirthſchaftliche Intereſſenſchicht finden, der ſie entkeimt iſt. Wer intelligente Arbeiter braucht, fordert im Staatsladen Bildung, billig ſeinetwegen und ſchlecht; wer geduldige Knechte ſucht, gibt zu Schleuderpreiſen die Bildung für demüthige Hörigkeit dran, und Marquis Poſa ſelbſt würde nicht kniefällig um Gedankenfreiheit bitten, wenn er, anſtatt auf Malta ein Ordensritter mit feſtem Gehalt zu ſein, in Hinterpommern etwa Wruken züchten müßte.

Deshalb mag ich die rechten Junker, weil die offen meiſt eingeſtehen, daß ſie für ihre Taſche ſinnen und trachten, und daß ihnen die beiden Anwärter auf des Pilatus Gnade gleich unſympathiſch ſind, womit ja dem hübſch ſtaatlich und eigenthumförderlich gezähmten Chriſtglauben keinerlei Abbruch geſchieht. Und deshalb mag ich die rechten Liberalen nicht, weil die am liebſten ſich ſtellen, als trüge ihr Lammesrückgrat uneigennützig das Leid einer Welt, und weil ſie vor Jeſus und Barabbas, ohne Unterſchied der Konfeſſion, zugleich ſich neigen möchten, auf daß nur ja mit dem Gott auch der Lump ihnen ſeine ſüße Stimme geben möge, zum Redekampf für wohltemperirte Freiheit und vernünftige Religioſität, die auch Handel und Wandel nicht hindert.

* * *

Als wir gemeinſam früher den heiligen Rock *) beſchauten, da ſprach ich ſchon von der erſten Lotterie. Sie be=

---

*) Apoſtata, Band I.

schloß den ersten Charfreitag und ich möchte fast wetten, daß Barabbas, der ganz gewiß unter den Kriegsknechten nach Rekrutenmißhandlungen forschte, einen Haupttreffer gemacht hat. Die soziale Revolution war an's Kreuz geschlagen, Besitz war wieder Ehre und die wüthige Jagd nach dem Glück begann mit gedoppeltem Eifer. Drinnen in der Stadt hieß man's sittiglich freie Konkurrenz ohne Bevormundung durch den arg listigen Staat und mit möglichster Sicherheit für den einmal erlangten Besitz, den geruchlos vom Vater zum Sohn sich vererbenden. Vor den Thoren draußen rissen, Geldmangel und die fehlende Gelegenheit zu umfassender Spekulation trugen die Schuld, auch die letzten Bande frommer Scheu, und in schamloser Nacktheit trat das zeitgemäße Prinzip hervor, als Hazardspiel, das die Söldner des konstitutionellen Landpflegers mit den reinen Händen den Offizierkasinos vermacht haben und den Bürgerressourcen in Stadt und Land. Es war ein schöner, ein denkwürdig geweihter Abend, den die Förderer der kommenden Schloßlotterie beschaulicher Weltweisheit stets widmen sollten.

Am dritten Tage aber nach dem Fest der ungesäuerten Brote, da die Getreuen das Grabdenkmal des Gekreuzigten leer fanden und von unirdischen Abgeordneten das Wunder der Auferstehung vernahmen, eben da erschien auch in der jerusalemitischen Presse ein Leitartikel, recht nach dem Herzen der festlich erregten Bildungphilister und recht nach dem Bedürfniß ihrer verdorbenen Magen, denn in ethisch hochgestimmter Tonart wurde darin die bewährte öffentliche Meinung auf die

Schanzen gerufen, gegen die schranken- und skrupellose Ausbeutung des Spieltriebes, die des Aermsten sauer erworbenen Groschen dem Kollekteur zuführt oder gar dem Staat, anstatt ihn dem ehrlichen Handelsmanne zu gönnen. Eine herrliche Osternummer, hinten der Kurszettel und als Beilage der Bericht über die Prämienziehungen. Verantwortlich zeichnete, in erprobter Gesinnungtüchtigkeit, der Auserwählte des zu freier Selbstbestimmung erweckten Volkes, der ewige Barabbas.

11. 4. 92.





XII.

# Sem.



Vom Lande Gosen bis zur Provinz Posen ist der alte Jahwe, auch Jehovah genannt, seinen Kindern ein liebender Gottvater geblieben, für und für, oder wie man heute druckt: voll und ganz. Nach dem verpestenden Aussatze, an dem einst der Sizilier Diodorus, Strabo, Tacitus und später Schiller sich entsetzten, sandte er ihnen den Antiochus Epiphanes, den wider Willen größten Wohlthäter an Israel; nach Moses Maimonides, einer hellen, doch auch schlimmen Leuchte der Rabbinerpresse, den Moses Mendelssohn, nach Sommerfelds und Wolff die nimmermüden Dioskuren Paasch und Ahlwardt. Der bei Abrahams Kalbsbraten sich beschied, wird's auch nicht übel nehmen, wenn sein gottväterliches Mühen derb darwinistisch hier bezeichnet wird: als Selektionsfaktor für die Spezies hat den verstreuten Stämmen er immer den geeignetsten Verfolger auf die Spur zu hetzen gewußt und eine stete Aussonderung ward so geübt, bei der Untüchtiges ver-

fiel und Tüchtiges nur tüchtiger noch wurde. Daß nebenher die drei Moses alle erreichbaren Bildungelemente hinüberretteten in die Judenheit — der im Schilf Gefundene die egyptische, Maimonides die aristotelisch-griechische und Mendelssohn die dämmernd aufgeklärt germanische Kultur —: das steht auf einem anderen Blatt in Darwins Buch und bezeichnet deutlich die mimicry der Hebräer, ihr Bestreben und Vermögen, der Umgebung nach Art und Farbe klug sich anzupassen. Weil er am eignen Leibe dies Bestreben verspürt hatte, gab der Erleuchtete vom Sinai dem Volke ein Gesetz, das es von anderen Völkern, treu befolgt, auf ewig trennen mußte, und weil ein Souverän fast immer milder ist als sein Minister, sorgte Jahwe dafür, daß seine Kinder durch früh beginnende Verfolgung für tausendjährigen Kampf gestählt auch würden. So half über den Aussatz denn der böse Antiochus hinweg und über Sommerfelds der Ahlwardt und der Paasch. Was rechte Juden sind, die sollten ihnen besondere Gebete zahlen, auf daß die Selektion nur munter fort gedeihe. Aber was sind rechte Juden? Am besten sagt es immer noch der alte Paulus, der einstens an die Römer schrieb: „Denn das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, auch das ist nicht eine Beschneidung, die auswendig im Fleisch geschieht; sondern das ist ein Jude, der inwendig verborgen ist, und die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht."

Nun ist aber Paulus in der Redaktion antisemitischer Blätter nicht beschäftigt und deshalb wird sein

Konvertitenhaß noch überboten und bei Ahlwardt und bei Paasch heißt der Feind nur noch ganz einfach: Sem, und dieser u. s. w. Sem hat in der Kreuzzeitung bereits auch Unterstatt gefunden. Zu diesem Kollektivum Sem wird nun ein Jeder gezählt, dem in den Stammbaum irgendwo und irgendwie ein Tröpfchen Judenblutes geflossen ist, und läßt ihm gar ein Denunziatiönchen rasch an's Zeug sich flicken, dann wird das Tröpfchen gleich zum Ozean. Was hilft da noch die mimicry? Mag Einer auch die höhere Kulturstufe der Christenheit erklommen und mit Haut und Haar sich europäisirt haben —: er ist ein Jude und er wird verbrannt. Cordelia hat das Wort gesprochen, das sie so lange scheu verbarg, allein ihr wunderlicher Vater achtet noch immer sie dem rohen Scythen gleich.

Gegen diesen Götzendienst hat in sehr wirkungsvoller Rede neulich Professor Adolf Wagner sich gekehrt und den Rektor Ahlwardt hat auch der Freiherr aller Junker, der Tyrann der Kreuzzeitung, höchst unwirsch jüngst sich abgeschüttelt. Das war von beiden Herren klug gehandelt, denn Sem kann nur frohlocken, wenn Ahlwardt der Rektor des Antisemitismus bleibt. Die sittlichen Qualitäten dieses konfiszirtesten Mannes habe ich nicht zu beurtheilen, ganz einfach, weil ich sie nicht kenne und nach den Erfahrungen der Stoecker-Hetze mit einigem Mißtrauen auf die Zeitungcharakteristiken blicken muß; der angebliche Falscheid des Herrn Stoecker ist noch heute ein beliebter Paradegaul, während die ebenso denkwürdigen wie freisinnigen Gedächtnißschwächen der Helden des Prozesses Marx mit dem Mantel einer

Nächstenliebe bedeckt werden, die diesmal gar nicht christlich ist. Aus den Schriften Ahlwardts, die ich sämmtlich gelesen habe, kam mir der Eindruck, daß er es vielleicht sogar ehrlich meint, genau so ehrlich wie jeder Delirant, der Mäuse tanzen sieht, und daß ihn Gründer mindestens und Gründergenossen doch nicht so geradenwegs beschimpfen dürften, auch Herr Eugen Richter nicht, dessen Nachtausgaben, seine vornehmeren Parteigenossen sehen es seufzend, in dreistem Verleumden selbst das Aeußerste leisten. Der Aberglaube nimmt täglich neue Formen an und nun soll's ein Verbrechen sein, wenn Herr Paasch selbst Bismarck schon als Judenknecht erblickt und wenn Herr Ahlwardt einen Judenbund vor Augen sieht, der Deutschland mit unbrauchbaren Flinten überschwemmt? Eine schlimme Erfahrung mit einem schwarzen Manne hat hier den Wahn gezeugt, daß alles Unheil nur von den schwarzen Männern stammt. Das ist ein Superlativ und jeder Superlativ grenzt an den Wahnsinn, und das Geknatter der Judenflinten wird deshalb seine Brüder eher verwunden als Sem, den Unverwundbaren.

*   *   *

Die Unverwundbarkeit dankt er nur den Bütteln von Verfolgern, den Titus und Antiochus und Ahlwardt; die haben mit plumpen Fäusten immer wieder die Auseinanderstrebenden geeint und alle Rührigkeit und Schlauheit gefördert, die durch scheinbares Elend zu segnendem Gewinn kam. In der Diaspora konnte

kühne Tapferkeit der ehemals so kräftigen Rasse gegen brutale Uebermacht nicht nützen und nach dem Gesetz der Transformation traten zu den im Keime schon vorhandenen noch neue Eigenschaften, die nicht allzu angenehm das Erbe Jacobs dann ergänzten. Der Jude, der auf dem Rialto angespieen wurde und noch zu Boernes Zeiten auf Verlangen Mores machen mußte, gewöhnte sich an heuchlerische Demuth und lernte im Besitz, im beweglichen, der leicht von Land zu Land sich retten ließ, der Güter höchstes schätzen, das einzige, das zwischen den vier Pfählen wenigstens ein Wohlbehagen schuf. Was mein verehrter Pathe, Herr Julianus, für das Christenthum gethan, das thun und thaten für den Rest der Stämme Judas die vom Geschlechte des Antiochus: aus der bequemen Anerkanntheit und trägem Beharren trieben sie die schon Entartenden hinaus in neuen Kampf um's Dasein. Die Unterdrückung depravirt stets, ganz gewiß; doch für den Geist ist keine bessere Hygiene noch erfunden als der Druck von feindlichen Gewalten.

So lange das alte Testament mit seiner — ich will vorsichtig sein und sagen —: verspäteten Moral in allen Schulen noch gelehrt wird, läßt über den jüdischen Geist nur schwer sich's offen reden. Lessing hat sich die Sache leicht gemacht, da er seinen Klosterbruder sich beklagen ließ, weil Christen gar so oft vergessen wollten, daß unser Heiland auch ein Jude war. Nun war aber Jesus ganz sicher ein entschlossener Antisemit; für Juden, gegen Juden sprach er ein Gesetz, das gegen orientalische Genußsucht in seinem tiefsten Kern sich kehrt, und sein

seltener Zorn entbrannte, so oft die Pharisäer ihm begegneten, die gegen alles Fremde stolz sich abschließen und ganz und gar nur Juden sein mochten. Und wie er, so haben alle besten Söhne Sems gedacht: Acosta und Spinoza, Boerne, Heine, Lassalle und Karl Marx. Ob sie der Weltweisheit, der Politik oder der Volkswirthschaft sich nun beflissen, sie blieben dem lyrischen Ueberschwang der Rasse treu, aber sie kehrten auch von dem anderen Erbtheil Jacobs rücksichtlos sich ab, von dem merkantilen Geist, der Esau erst und Laban dann betölpelt hatte. „Der Widerwille gegen Handelsleute und Juden als solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen," schrieb Boerne 1822 und später: „Rothschild wird bestehen bis zum jüngsten Tage — das heißt dem der Könige. Welches Ultimo! wie wird das da krachen!"

Noch ist das Ultimo nicht da und auf der ganzen Linie siegen Separatisten und Pharisäer, weil immer wieder die ernsthaften und ehrlichen Entjuder von den Antisemiten zurückgedrängt wurden und weil das Ghetto niemals fiel. War einst das Gitter eisern, ist es nun von Gold; der alte Ritus gilt, das alte Speisegesetz, die für den Orient doch nur taugen, und in arabischem Stil, der Architekt nennt's, glaub' ich, maurisch, sieht weit und breit man Synagogen ragen. Die Juden, die ganz deutsch gern werden möchten, die müssen drunter leiden und seufzen oft dem Ahasverus nach; die israelitische Aristokratie aber ist heute noch ganz pharisäisch, treibt Inzucht, künstelt sich adlige Vorurtheile zurecht und verpönt, wer anders betet, anders freit und anders ißt.

Altvater Jahwe freut sich dran. Die Mosessöhne sieht er unverfälscht drum gern erhalten, weil sie so früh vor anderen Göttern ihn — im Dekalog — bevorzugt haben. Deshalb beschwerte er den Wanderranzen ihnen nicht mit einem Staat, den keuchend sie durch die Jahrtausende zu schleppen hätten, deshalb gab er den Kreuzverächtern ein Kreuz mit auf den Weg: nimmer müden Haß und nimmer rastende Verfolgung.

Einer der judenfreundlichen Notabeln von 1880, Theodor Mommsen, hat doch die Juden einst die Träger der Dekomposition genannt. Sie sind es wohl kaum mehr als jeder proletarisirte Feudaladel — ich bitte, nicht zu lächeln, es gibt auch orientalischen Adel, und sein Stammbaum ist der ältere; verarmte Junker sind stets die gefährlichsten Revolutionäre, und darum auch hat Bismarck den Ungeduldigen in Preußens Osten reichlich den Mund gestopft. Die aristokratische — die Bibel sagt: pharisäische — Abschließung hat den Juden die Freundschaft, ja, die Bewunderung der radikalsten Individualisten erworben, die gegen den staatlichen Zaum beißen und schäumen und von nationaler Entwickelung nicht gern viel hören. Die Politik vom freien Spiel der Kräfte, die jedem Börsenmakler mehr Vertrauen als dem Ungeheuer Staat schenkt — wo dieser Racker nicht etwa als freisinnige Kommune sich vermummt —, die muß mit dem Judaismus sich zusammenfinden in der Loosung: So wenig Staat wie möglich! Und Beide müssen einen Todfeind haben: den Sozialismus, den christlichen vom Katheder und den von Marx, Lassalle und Singer, Sems verlornen Söhnen.

Verarmten Hochmuth liebt man nicht, und doch kann solch Empfinden allein den Haß noch nicht erklären, der fressend weiter wühlt und den man mit dem weisen Nathan nicht und nicht mit toleranten Sprüchlein aus der Rickertei beschwören wird, die stets das Gute will, doch stets das Böse schafft. Tolerant und human waren auch die verstorbenen Herren Giordano Bruno, Luther, Kant, Schiller und Fichte und haben dennoch dem jüdischen Geist oft grausam mitgespielt. Wo liegt der Grund begraben? Luther führt auf die Spur, der sagt: „Wisse, daß du nächst dem Teufel keinen bittereren Feind habest, denn einen rechten Juden . . . . . . Sie halten uns Christen in unserem eigenen Lande gefangen, lassen uns arbeiten, sitzen derweil hinter dem Ofen und faullenzen . . . . .“ Das Wort hat fortgewirkt, und heute gilt die Hatz nicht Sem recht eigentlich, sondern dem Zwischenhändler, der scheinbar oder wirklich mühelos reichliches Geld erwirbt. Der proletarisirte Adel hat, da man andere Gewerbe zu lange ihm verschloß, doch noch ein lohnendes Geschäft ergattert, im Zwischenhandel mit Getreide und Kunst, mit Spiritus und öffentlicher Meinung, mit Recht und Bankeffekten nährt er sich redlich — und auch anders — und schleunigst hat er eine Geldmoral sich ausgeprägt, die nun den alten Adelsbrief ersetzen muß. Dem oberflächlich Zublickenden heißt das jetzt jüdischer Geist und ist im Grunde doch nur Zwischenhändlergeist, der arische Bankiers und christliche Annoncenpächter — sprich: Verleger — längst schon beleckt hat. Gewiß haben die Juden für Zwischenhandel — Joseph, Meyerbeer und Rothschild — ent-

schiedenes Talent, und die Epoche, die von dem Zwischenhandel sich zu befreien und dem Anbieter den Verbraucher selbst zu nähern sucht, konnte ihnen kritische Tage nicht ersparen. Auch die aber wird ihre Zähigkeit geruhig überdauern, denn — wofür haben sie nicht Talent? Sie sind in China Kulis, in Bombay stramme Bauern und Soldaten, in manchem Theil Arabiens Schmiede, Zimmerleute, konservativ mit Beaconsfield in England, mit Lasker liberal in Deutschland, weil höchst thöricht sie die Konservativen von den ersehnten Pforten weisen. Kommt einmal die Nuance Helldorff auf, dann werden sie in Schaaren nach rechts sich wenden und glücklich sein, nur endlich bei den Krafterhaltern vom Stamm des Juden Stahl sitzen zu dürfen. Mimicry: Um jeden Preis der Umwelt ähnlich werden, sie überbieten lieber noch an Echtheit und Korrektheit!

* *
*

Durch die Zeitungen marschirte dieser Tage ein Notizchen, darin bewiesen werden sollte, der Schwede Strindberg habe den Briten Shakespeare ganz lästerlich bestohlen, weil er nämlich gegen ein böses Weib dem Manne die Worte Shylocks gegen schlimme Christen auf die Lippe legt. Mit feiner Absicht natürlich, wie selbst ein journalistischer Kommis verstehen sollte: die Entlehnung ist so handgreiflich, daß man nicht mit bebrillter Nase erst drauf gestoßen zu sein brauchte. Die kleinlich hinterlistige Rachgier des lange Unterdrückten sollte gezeigt werden, und war dem Briten aus der

Renaissance der lechzende Paria ein Jude, so schien er dem Weiberhasser von Malmö der zum Madonnendienst geknechtete Mann. Der Vergleich ist auch von Tolstoi in der Kreutzersonate schon angedeutet worden, wo Posdnyschew spricht: „Wie die Juden mit ihrer Geldmacht uns ihre Unterdrückung entgelten lassen, so die Frauen. ‚Ihr wollt, wir sollen nur Handel treiben? Gut, wir treiben Handel und werden eure Herrn‘, sagen die Juden. ‚Ihr wollt, wir sollen nur ein Gegenstand der Lust sein? Gut, wir sind ein Gegenstand der Lust und machen euch so zu Leibeigenen‘, sagen die Frauen.“

Das klingt mehr paradox, als es in Wahrheit ist. Denn Sem, wie er nun einmal heißt, ist wirklich beinahe weiblichen Geschlechtes, anschmiegsam und der Befruchtung stets gewärtig und sprudelnden Extremen eher als kühler Objektivität geneigt, von heißer Liebe stets geleitet und von heißem Haß und der Person mehr als der Sache zugethan. Den Frauen wird der Strindberg nicht, den Juden nicht der Ahlwardt ihre Macht verkürzen, denn gegen deren blinde Uebertreibung führen sieghaft sie ihre Vorzüge in das Treffen. Wer in der Ehe zuerst sich als den Schwächeren bekennt, ist schon verloren: auch daran sollten die Befehder Sems sich doch erinnern und die Bezwingung Deutschlands nicht durch alle Gassen tuten. Jede Ehe ist schwer und ganz besonders die, in der homöopathisch sich die Aehnlichkeiten fanden — und Deutsche sind wie Juden fast im Ausland unbeliebt, weil sie, an kärglichen Verdienst gewöhnt, den Eingeborenen gern unterbieten und ihre Nationalität oft um drei Heller geben. Wo aber eine

Scheidung doch unmöglich ist — und an die Austreibung der Leviten denkt ja nicht Paasch einmal —, da muß wohl oder übel Eines sich zum Anderen fügen und, wenn der Lärm verstummt ist und die Hetze, dann erst kann in aller Ruhe Michel den Sem befragen, ob er nicht am Ende vom toten Buche lieber und von morgenländischer Satzung scheiden will und in des Gatten Wesen allgemach sich schicken.

25. 4. 1892.





XIII.

# Dynamystik.



Zum ersten Mai hatte ein belgisches Witzblatt, es mag auch ein witziges Blatt gewesen sein, in vier fast genialen Karikaturen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Staatenbildung ins Ewig-Schweinerne übersetzt. In majestätischer Gelassenheit ruhte das absolute Schwein zuerst in seinem Pfuhl, von borstenviehischen Cavalieren und sorglichen Hofsäulein eifrig umdienert; dann hatten Seine Majestät das Schwein Allergnädigst eine Verfassung zu geben geruht: um den behaglich kothigen Thron rüsselten die Minister, rosige Ferkelchen besorgten das civile Cabinet und in dem Hause der Gemeinen begann die Hatz der eloquenten Eber; die bürgerliche Republik folgte nun: die Krone war verschwunden, das freie Spiel der Kräfte stand in höchsten Ehren und in wildem, wüstem Uebereinander, des Nachbarn Fall sogleich als Schemel nützend, umdrängte jetzt den Trog, was schweinisch sich und freiheitlich gesinnt auch fühlte; zuletzt, nach dem Getobe der

freien Konkurrenz, die selbstverständlich nur den unreinlichsten Schweinestaatsbürgern Nutzen brachte: borstigen Jobbern, Schlammbaissiers und witternden Terminspekulanten in Kartoffelschalen, kam das Idyll, frei nach Fourier und Bebel: an seinem Trog ein jedes Schwein beschaulich schmatzend, ungestört von Eigennutz und anderm wilden Triebe, das friedlich schöne Bild künftiger Schweine-Phalansterien.

Nur flüchtig konnte ich die Bilder mir betrachten, ihre erstaunlich tiefe politische Weisheit aber hat sich doch dem Gedächtniß eingeprägt und immer, wenn ich seitdem aus aller Herren und aus herrenlosen Ländern Programmreden las, umspielte die staatliche Evolution der lieben Schweine gar schmeichlerisch den Sinn. Dem Apulejus und seinem goldenen Esel mochte ich den zeichnenden Satiriker vergleichen, der auch, wo er verschwieg, mir Beifall abgewann. Ein fünftes Bild nämlich mußte man gerade zu diesem ersten Mai doch wohl erwarten, der uns im Zeichen Ravachols erschien; mein Zeichner aber hatte mit vieren sich begnügt, und ich entnahm daraus, daß er genau so wenig wie ich selbst vom Planen und vom Hoffen des Anarchismus sich ein Bild zu machen im Stande war. Und diese Uebereinstimmung getröstete mich sehr, weil sie den fast Verzagenden doch ganz allein nicht ließ, im Dunstgebild der neuen Dynamystik.

* * *

Schnell fertig ist die Zeitung mit dem Wort. Unsere journalistischen Markthelfer haben mit dem Begriff des Anarchismus nicht erst lange sich geplagt; die Aermsten müssen ja, gepeitschte Tintenkulis, verschweigen, was sie etwa denken, und schreiben, was der Brotherr wünscht und seine Abonnenten fordern; in Berlin mindestens, dem angeblichen Mittelpunkte deutscher Bildung, gibt es kein Tagesblatt, in das ein selbständiger Geist selbständige Gedanken schreiben dürfte. Je nach dem Parteistandpunkt hat man denn auch die Anarchisten als äußerst linken Flügel dem Sozialismus anzuhängen sich bemüht oder als Räuber und Mordbrenner sie auszuschreien oder endlich tiefsinnige Ableitungen vom russischen Nihilismus zu verfassen, ganz billig und ganz schlecht, zehn Pfennig die kleine Zeile, und wo es gegen Rußland geht und freundlich Herrn Stambulow, dem Meister der Reklame, gar noch zugeschmunzelt wird, da kommt es auf eine Hand voll Zeilen auch nicht an. Der Rest war Ravachol-Geklätsch, hochmüthiges Schimpfen auf die Pariser Bourgeoisie, als ob die von Berlin viel besser wäre, und großartige Verachtung der Geschworenen, die dem zuviel besprochenen Dynamitbold mildernde Umstände zugebilligt haben. An die Ursache dieser Blamage wurde natürlich nicht gerührt; da es sich um eine liberale Errungenschaft handelt, darf man als aufgeklärter Abonnentenfänger doch nicht sagen, daß Gevatter Schneider und Handschuhmacher in der Rechtsprechung nichts zu suchen haben, die ein Gefühl des Rechtes und psychologische Schulung von ihren Dienern zu verlangen hat.

Ob Ravachol nun in Noumea mit Gabriele Bompard sich vergnügen, ob er sein edles Haupt dem Fallbeil beugen wird —: mir ist es unendlich gleichgiltig; die Presse, die ganze Spalten mit eigenen Drahtberichten über sein Treiben füllen ließ, die hat dafür gesorgt, daß neue Helden seiner Art sich finden werden. Auch ist bisher, darin hat Zola Recht, an Menschenleben und Eigenthum durch Dynamit nicht mehr zerstört noch worden, als das tägliche Ungefähr von Wagen und Gedränge, von Eisenbahnen, Feuersbrunst und Wassersnoth verschlingt. Wichtig und interessant erscheint mir nicht der Erfolg, nur die Bemühung, nicht die That, nur der Gedanke, und nur die Frage soll uns hier verlocken, ob wir mit einer erst heraufziehenden oder mit einer schon scheidenden Bewegung im Anarchismus es zu schaffen haben.

* * *

Des Fleißes darf man stolz sich rühmen, und um so stolzer, wenn umsonst des Fleißes Mühe blieb. Als bald da, bald dort es in Europa zu krachen begann, machte ich mich eifrig an die anarchistische Geheimlehre, verschaffte mir den von London aus geleiteten „Révolté“, ein wundersames Blättchen, und verschrieb, frisch aus Paris, zwei Bücher des Fürsten Peter Krapotkin, der ja wohl mit Elysée Reclus der Reichskanzlei des Anarchismus vorsteht: „Paroles d'un Révolté“ *) und

*) Paris, Marpon et Flammarion.

„La conquête du pain".*) Beide Bücher, es war nicht kurzweilig, habe ich durchgelesen: Da steh' ich nun, ich armer Thor, und bin so klug als wie zuvor und auch durch Lombroso nicht klüger geworden, der an den Anarchisten kriminalistisch und anthropologisch sich beeifert hat.

Fürst Krapotkin träumt einen Kommunismus unter Freien, der dem Kulturmenschen staatliche Ketten brechen, jedes Gesetz abschaffen und, gleich von übermorgen an, freie Verständigung über Genuß und Güter, über Behausung, Nahrung, Kleidung und Vergnügen einführen soll und will. Das Ich soll befreit und Arbeit und Genuß nach eigenem Belieben dem Einzelnen, dem gottähnlichen Egotisten, erreichbar werden, der nichts vom Nächsten weiß noch wissen mag, der nur sein Selbst kennt und alle hilfreichen Maschinen, die für die grobe Arbeit noch erfunden werden sollten. Jeder nimmt, was er erwischen kann, und wer zuletzt kommt, mahlt zuletzt. Dieses Ideal, meint Fürst Krapotkin, ist ungezählter Explosionen werth und seine Erfüllung steht ungeduldig wartend, meint der Fürst Krapotkin, schon vor der allernächsten Thür, die schleunigst drum zu sprengen ist. Die rettunglos verirrte Logik des wunderlichen Heiligen zeigt sich schon darin, daß er, neben dem sogar sein Landsmann Tolstoi noch wie ein ökonomisch Einsichtiger erscheint, auf seine Fahnen die Losung „La Sociale" schreibt, während er zugleich doch selbst den einsamsten

*) Paris, Tresse et Stock.

Gipfeln eines verstiegenen Individualismus entgegenmarschirt.

Die Kritik des Systems ist allzu billig, um uns hier zu reizen. Krapotkin ist ein armer Adliger und diese Sorte ist jeder revolutionären Ablenkung von eigener Misere stets geneigt; von den sozialen Zusammenhängen menschlicher Dinge spürt er nichts und ihm fehlt der Geist, um wie der spirituelle Anarchist Nietzsche oder dessen Ahn Max Stirner die Lücken seiner Einsicht zu verbergen. Wenn ich seine Träume in's Schweinebildliche mir übersetze, dann sehe ich vor einem großen Trog in schöner Freiheit das Borstenvieh sich überpurzeln und schrecklich quiekt das Angstgeschrei der Balgenden mir in die Ohren.

* * *

Und diese Phantasie geleitet zur Entdeckung, daß dem dritten das fünfte Bild merkwürdig ähnlich gerathen müßte, denn in der rücksichtlosesten Konkurrenz, im freiesten Spiel der Kräfte, im jubelnden Triumph des laissez aller, laissez faire: da haben wir die Anarchie, wie Krapotkin sie träumt, die riesengroße, in tolles Uebermaß verzerrte Karikatur des liberalen Wünschens. Und nun fällt mir auch ein, daß Bismarck, es war schändlich, einmal gesagt hat: „Der russische Nihilismus ist mehr eine klimatische Abart des Fortschritts als des Sozialismus.“

Schändlich, aber richtig. Die Quellen des Nihilismus deuten nach Frankreich und nach Deutschland, zu Fourier führen sie, zu Saint-Simon und Proudhon und zu

Hegel. Waren aber die Dekabristen von 1825 dem Vorbilde der französischen Revolution treu gefolgt, so blieb die sozial begrenzte Auffassung der Nihilisten von 1848 mehr den deutschen Einflüssen unterworfen, ob ihre literarischen Neigungen auch zu den Galliern strebten. Bjelinsky, Herzen, Bakunin fanden mit den radikalen Junghegelianern Fühlung, und von ihnen übernahmen sie den abstrakten Freiheitbegriff, der nun, unwissenschaftlich und unmenschlich, als Norm an die verschiedensten Staatenbildungen und Gesellschaften gelegt wurde. Bakunin, der die Leidenschaft der Zerstörung eine schöpferische Leidenschaft genannt hat, reiste wie ein Fleischerknecht für die Revolution, schlug sich, ohne zu wissen, wofür, und durch ihn und Bjelinsky knüpfte sich die Verbindung mit Ledru-Rollin und Orsini. Der internationale Anarchismus war geboren.

Die Klügeren unter den Zeitungschreibern haben das Läuten wohl gehört, sie wissen nur nicht, wo die Glocken hängen. Alexander Herzen war der Glöckner, sein bestes Pamphlet heißt die Glocke, und wenn sein angeborener Zartsinn vor dem Aeußersten erschrak, so stand zur Seite ihm der wüste Bakunin, neben dem radikal Liberalen der Anarchist, der von Hegel gegen Hegel sich entwickelt hatte. In deutschen Landen war durch deutsche Könige und geistliche Territorialherren zuerst und dann durch die Reformation, die mit den germanischen Rechtsbegriffen gründlich aufräumte, die römische Anschauung von der Allmacht und dem Allvermögen des Staates groß geworden, den Hegel später dann als Wirklichkeit der sittlichen Idee und Irdisch-

Göttliches verehrte. Von dieser Katholisirung des Staatsbegriffes ging nun Evolution und Revolution aus: Marx und Engels sozialisirten ihren Hegel, von dem die Liberalen wiederum sich zu befreien suchten. Und nach der Verhimmelung des Staates mußte auch die Parole Zulauf finden: Gar keinen Staat; Freiheit dem Einzigen und seinem Eigenthum!

Max Stirner bleibt im Geistigen und kann deshalb gegen den gassenläufigen Liberalismus schwere Streiche führen; bei Krapotkin aber zeigt ganz klar sich die Verwandtschaft: derselbe abstrakte Freiheitbegriff, der den verschiedensten Kulturen, ohne Rücksicht auf Gewordenes und Werdendes, abgefordert wird, dieselbe Staatbefehdung, leidenschaftlich bei den Besitzlosen naturgemäß und sanfter bei gesättigten Besitzern, derselbe Mangel an Erkenntniß sozialer Ansprüche. Mag immerhin der Anarchismus mit Proudhon liebäugeln: er bleibt am Ende doch grotesk verzerrter Liberalismus, Ausfluß romantisch-subjektiver Ichverherrlichung, keine heraufkommende, sondern eine niedergehende Anschauung, deren Rückzug die Dynamystik uns verschleiern soll.

* * *

Zurück zur Schweinerei. Ist es gelungen, das fünfte Bild hier nachzuzeichnen, dann ist auch klar, daß die anarchistische Schweinewirthschaft in der bürgerlichen Republik am ehesten, bei den Kasernentrögen des Sozialismus am wenigsten gedeihen kann. Sozialdemokratie und Anarchismus scheiden sich wie Wasser vom Oel, richtiger, wie Wissenschaft von Romantik; das bleibt nur da verborgen, wo vor der Gewaltsamkeit der Mittel

Vernunft in Ohnmacht fällt. Wie unsere Gesellschaft dem rothen Schrecken nur begegnen kann, hat schon Lagarde gelehrt: „Die Anarchistenpartei wird nicht in Folge irgend welcher Auseinandersetzungen über die Nothwendigkeit der Obrigkeit verschwinden, sondern dadurch, daß die Obrigkeit anders regiert, als sie zur Zeit thut. Niemand mag barfuß gehen, der passende Stiefel zur Verfügung hat: Jeder wirft die Stiefel fort, welche ihn drücken und seine Füße zwängen, mit Leichdornen behaften, zum Wandeln unfähig machen.“ Nach dem Minister Constans, der sich zur Macht emporgeschwindelt und gestohlen hat und eine schamlose Plutokratie betrieb, mußte ein Ravachol erscheinen.

Nicht alle Anarchisten sind Ravachols, im Gegentheil, meist sind es, wie Krapotkin, Reclus und der auf Stirners Pfaden besondern Zielen zuschwärmende Lyriker Mackay, träumende, überfeinerte Idealisten, die aus widriger Wirklichkeit sich zu geistig perversen Trieben retteten. Selbst der scheusälige Tropmann hatte vor seinem Attentat zum Schutz der Kinderarbeit in Spinnereien segenreiche Vorrichtungen erfunden, und erst als er sah, wie wenig heute, ist nur Gewinn im Spiel, ein Menschenleben gilt, erwachte ihm mörderisches Gelüsten. Die Kräfte alle zu erhalten, die nach Bethätigung verlangen, das muß die sehr konservative Aufgabe jetzt sein, die es verhindert, daß alle Naturen von freierem Wuchse der Gesellschaft Feinde werden und zaudernd nur noch am Scheidewege stehen, zwischen der Dynamystik und dem Sozialismus.

3. 5. 1892.





## XIV.

## Der $2^1/_2$-Bund.



Auf Eisgetränke verstehen die Italiener sich, das muß der Neid ihnen lassen, und der nationalen Brauselimonade wissen sie eine wechselnde Würze zu verleihen, vor der eines Nordländers Biersinn beinahe beschämt erbleicht. Sie schmecken vortrefflich, diese Eisgetränke, dem Erhitzten aber und auch dem im Magen Empfindlichen drohen sie mit bösem Leiden und der in allen Häfen genuß- und gefahrkundige Kapitän hatte mich deshalb auch gewarnt, ehe wir auf einem neuen Indienfahrer der deutschen Sunda-Linie, bald ist ein Jahr darüber vergangen, Genua anliefen. Im Golf von Lion hatten wir schlimmes Wetter gehabt und über das nun wieder tiefblaue ligurische Meer grüßte schon der jetzt zum Jubiläum reife Columbus und in weiß glühender limpidezza stieg schon die Stadt des Fiesco empor, als wir noch immer, weil nämlich unzweideutige Symptome fehlten, fast erbittert darüber stritten, wer von uns denn nun eigentlich seekrank gewesen war.

Beim Lunch hatte ich, beim Diner der Kapitän durch Abwesenheit geglänzt; ich hatte einen wichtigen Brief, er hatte Müdigkeit vorgeschützt, aber der Steward, der ihm zu Diensten war, lächelte merkwürdig verschmitzt und wollte selbst den Bestechungversuchen nicht Rede stehen. Und dann kam der Lootse an Bord; mit dem Bummeln war es vorbei und ganz bescheiden nur durfte ich auf der Kommandobrücke ein Plätzchen nehmen. Von wegen der Zollscheerereien und Tabackriechereien konnte der Kapitän nicht gleich mit an das Land und in das Gewimmel eines nach Brasilien bestimmten Auswandererdampfers, dem in schwärzlichen Schaaren die Zwischendecker zuströmten, entließ er mich mit dem Ruf: „Um neun also im Tingeltangel neben der Post, und hüten Sie sich vor dem kalten Zeug und vor den — na, Sie wissen schon!“ Die genuesischen Kutscher sind wegen galanter Anerbietungen nämlich berüchtigt.

Nach den Erfahrungen von Amsterdam und Southampton wußte ich bereits mancherlei, unter Anderem auch, daß es vergeblich ist, einen Seemann am Abend vom Tingeltangel fern halten zu wollen; also zuerst Campo Santo, dann die Villa Pallavicini, Palazzo Doria natürlich und endlich die Singspielhalle, wo wir, drei für Sumatra verpackte Holländer, ein nach Siam berufener Hauslehrer und ich, hart an der winzigen Bühne nun niedersaßen. Neben uns ein alter, furchtbar feiner Herr, neben dem wieder ein Offizier in voller Uniform, den dünnen Rohrstock zwischen den Beinen, den Stürmer schief auf dem hübschen Kopf, im Munde die lange Regiecigarre, deren Strohhalm keck hinter'm Ohr

spitzte, und auf dem Schooße das zärtlich gekrabbelte Seidenhündchen der Diva so unheiligen Ortes, die in gemessenen Zwischenräumen von ihres Kriegers Muscatwein zu kosten kam. Unser künftiger Siamese war außer sich, als Lieutenant der preußischen Reserve, über solche Entweihung der Waffe und seine Empörung wuchs, da der in des Königs Rock Gekleidete seiner guten Freundin ganz ungenirt zutrank, während sie uns in einem frechen Lied der Yvette Guilbert die Erlebnisse von Saint-Lazare in die Ohren schrillte. Der alte und furchtbar feine Herr muß unser Staunen wohl bemerkt haben, denn lächelnd beugte er sich herüber und sagte: Rassurez-vous, messieurs, il se battra comme un lion, mais elle est vraiment un peu raide, celle-là! Und wir freundeten uns an, gingen bis weit über Mitternacht die Via Roma auf und ab, bis zu Victor Emanuels Denkmal stets und dann wieder zurück, und endlich brachte er mich in eigener Barke an Bord und ich hatte den Kapitän verfehlt und vier Glas Eislimonade getrunken.

Am andern Morgen war die Erkältung da, im Magen und im politischen Glauben obendrein. Der furchtbar feine Herr nämlich hatte sehr seltsame Geschichten erzählt und über die wahre Stimmung Italiens mir die Augen geöffnet, leidlich objektiv, soweit seine irredentistischen Neigungen das zuließen. Daß in einem katholischen und lateinischen Volke nur durch künstliche Erhitzung die Sympathien von Frankreich abgelenkt werden können, daß der Dreibund unerschwingliche Militärlasten dem Lande aufbürdet, daß Crispi, la dupe de Monsieur de Bismarck, verhaßt und die

Bündnißpolitik schon längst nicht mehr populär sei, erfuhr ich da, und am Ende hieß es: „Was bieten uns denn die Verträge? die Freundschaft der Heimath Radetzkys? Niemand bedroht uns in Nizza; die Russen sähen uns gern in Triest, und wenn die Franzosen die Nilmündung wirklich beherrschten, könnten wir uns auch mit ihnen verständigen. Das Bischen Tunis wäre doch zuletzt kein Lohn für die schwere Rüstung . . . Nein, Ihr Bismarck hat diese Herren Rolibant und Crispi beim Pferdehandel gründlich hereingelegt, aber seit er fort ist, sieht hier alle Welt klar und nicht ein Jahr wird vergehen, bis wir, trotz König Humberts Vorliebe für Berlin, den Kopf aus der Schlinge ziehen, uns mit Frankreich, das jetzt den Papst bald zum Vetter hat, freundlich vertragen, unsere Finanzen auskuriren und allen Werbungen mit dem Gedanken Cola Rienzis und dem Worte Cesare Balbos begegnen: l'Italia farà da se! Und nun Gute Nacht und spielen Sie nicht in Port Said, il n'y a que des Grecs là-bas!"

* * *

Noch ist das Jahr nicht um und schon hat der Fall des Marchese Rudini uns mit Eislimonade erkältet und mein furchtbar feiner Herr mag wohl bereits zum steinernen Rè galantuomo emporschmunzeln. Der Papst, der in Rom doch mehr, als man gemeinhin wohl glaubt, noch gilt, hat feierlichst, in einem Welthirtenschreiben, die französische Republik anerkannt; vor Garibaldis Denkmal in Nizza wurden Komplimente gewechselt; Herr von Giers, in Europa heute vielleicht der schlaueste Diplomat, hat in Monza verweilt; die Beständigkeit

deutscher Politik wird, mit Recht oder Unrecht, da und dort leise angezweifelt und die Zeit ist ganz sicher nicht fern, wo von den drei Geharnischten Einer verstummen muß, auf die alljährlich in der mitteleuropäischen Arena wiederkehrende Frage: Cousin, kannst Du noch?

Italien kann nicht mehr, und wenn jetzt irgend ein schlauer Zauberer die Karre, am Zündhölzermonopol und der Erbschaftsteuer vorbei, wirklich noch eine Wegstrecke weiterschiebt, über kurz oder lang wird sie doch festgefahren sein und mit gedoppelter Hast wird das Volk dann Stück für Stück der Militärlast vom Wagen nehmen, der unter dem jetzigen Gepäck zu brechen droht. An dem schönen Lande zehren drei schlimme Blutegel: die Papstfrage, die auch den Einheitstaat noch in Parteien zerreißt und durch die Priester die Frauen aufsässig macht; der Parlamentarismus, der eine Herrschaft der Advokaten hochgebracht hat, die ja überall, weil sie sonst ihre Scholastik umlernen müßten, leidenschaftliche Gegner jeder ernsten Reform sind und die jeder Vereinfachung der Gesetze und der Verwaltung widerstreben, weil nur in komplizirten Verhältnissen das Prozeßwesen gedeiht, — der Parlamentarismus, der sich wieder so herrlich offenbarte, als er am fünften Mai auf Monte Citorio mit einer Zufallsmehrheit von ganzen acht Stimmen dasselbe Ministerium stürzte, dem er, in genau gleicher Lage, kurz vorher noch ein famoses Vertrauensvotum gegeben hatte; endlich und hauptsächlich aber der weit gehende Anspruch des Dreibundes, der zu viel fordert und zu wenig bietet und deshalb von dem Verlangten nachlassen muß, wenn

nicht längst vor der entscheidenden Stunde dem Genossen im Stiefel der Athem ausgehen soll.

Italien will auch nicht mehr und ein starker Theil der Bevölkerung mindestens bekennt sich zu der Ansicht meines furchtbar feinen Herrn. In einem sensationell und hoffentlich pseudoffiziös zugestutzten Buche — „Berlin — Wien — Rom" *) heißt die Geschichte — wird uns zwar erzählt, erst nach Bismarcks Rücktritt habe das Deutsche Reich die rechte Liebe erworben und der Dreibund die rechte Festigkeit, und Rußland sei nun ganz ruinirt und England uns für besondere Fälle gewonnen und inniger denn je zuvor Italien uns verkettet, Dank dem weisen Wägen des vom Wirbel zur Zehe und von den Handelsverträgen zum Schulgesetz und noch weiter vertheidigten leitenden Generals —: aber die Wundermär klingt doch bedenklich nach Zeitungpolitik und die italienische Krisis setzt ihr an's Ende ein bängliches Fragezeichen. Der ungenannte Verfasser stammt vom Herrn Optimus ab und die Pillen aus seiner Apotheke — „Zum Anti-Nörgler" — sind Erwachsenen doch gar zu süß; herrlich vollendet findet er Alles in dieser besten Welt, und in Kamoenen singt er den Ruhm des Grafen Caprivi, der uns so weislich geführet. Das ist der Patriotismus des Vogels Strauß, der, im Sande den Kopf, den hellen Himmel preist, indessen das Wetter heraufzieht. Oesterreich-Ungarn ist in vorgeschrittener Zersetzung, mit den altmodisch liberalen Deutschen raufen Tschechen, Hunnen, Slovenen, Slovacken beinahe schon

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

in offenem Bürgerkrieg; Italien hält die Vortheile nicht mehr den Lasten des Dreibundes entsprechend; in England stehen unberechenbare Wahlen vor der Thür; den alten Feinden der Friedensliga hat noch der Beherrscher aller Beichtväter sich gesellt; partikularistische und sozialistische Gelüste streben empor —: und ein Buchmacher will uns einreden, daß im Mai 1892 „das deutsche Soll und Haben sich günstiger stellt als am 20. März 1890“. Mag's ihm glauben, wer noch freisinnig ist.

Vor dem König von Dahomey, der mit Bischöfen und Anarchisten jetzt Herrn Loubét schlaflose Nächte bereitet, darf man bei Todesstrafe nicht vom Sterben reden, weil eine Beleidigung Seiner bis zum Erscheinen des Sensenmannes unsterblichen Majestät darin schon erblickt wird. Soll auch der Dreibund erst, dessen Kraft schon in die Brüche geht, ganz aus den Fugen sein, ehe die Furcht vor dem Neuen sein Verscheiden, zu spät dann, bekennt? Wenn die franco-russischen Brüder wirklich einen Ueberfall sinnen, dann wissen sie auch ganz genau, daß von unsern geharnischten Cousins Einer bereits nicht mehr kann, und die Vorspiegelungen würden nur die deutschen Augen verblenden. Auf Eisgetränke verstehen die Italiener sich, das muß der Neid ihnen lassen, doch will, wie die Rache, auch die italische Brauselimonade kalt genossen sein, weil den Erhitzten sie mit böser Erkältung bedroht.

* * *

Graf Caprivi sitzt am Sprudel und außer dem Wasser, das er doch plötzlich nicht lassen darf, mag auch Besorgniß ihm warm machen. Ein Reichskanzler hat

es ja nicht ganz so leicht wie etwa Eugenius Gracchus, der über den Aufruhr jetzt klagt, über Verleumder, der Richter, der selbst die Strohpuppen stopft, die er dann niedersäbelt, unter dem Jauchzen der Garden. Ein Reichskanzler kann schon magenkrank werden, wenn er befürchten muß, das italienische Heeresbudget, das von 297 auf 246 Millionen Lire für das jetzt begonnene Jahr bereits herabgesetzt ist, könnte noch weiter rapid sich vermindern, unter Zanardelli oder unter Crispi gar, der inzwischen wohl aus der Hypnose erwacht ist und nüchterner nun die Dinge sieht. Dafür ist es ein magerer Trost, daß — nach unserm Herrn Optimus — „unser Verhältniß zu den Dingen im Orient und zu den österreichischen Interessen auf der Balkanhalbinsel ein anderes geworden" sein soll, seit der allzu geräuschvoll inszenirten Erneuerung des Dreibundvertrages. Die Dinge im Orient, für jeden, der lesen kann, heißt das: Bulgarien; und diese Anspielung sichert Herrn Optimus und seinem Buche den Beifall aller klugen Leute, die zwar nicht neue Steuern und neue Truppen, die aber einen frischen, fröhlichen Krieg mit Rußland gern haben möchten, die gern zwar die Polen zu Deutschen, doch ungern die Balten und Letten und Esthen zu Russen werden sähen. Und Graf Caprivi sitzt an den heißen Quellen und die Besorgniß auch mag ihm warm machen, denn während der Dreibund sacht in einen Zweiundeinhalb-Bund sich wandelt, heischt immer ungestümer die öffentliche Meinung eine antirussische Politik.

Auch diesmal ist, was man so öffentliche Meinung nennt, nur private Faulheit. Außer dem Optimusbrevier

ist mir da eine Schrift zugeflattert, die es in wünschenswerthester Weise ergänzt. Die Gedanken sind kurz, der Titel ist lang: „Eine Frage an das französische Volk: Ist der Verrath der Kultur an die Barbarei eine Thatsache? Von Ghibellinus.“ *) Herr Optimus ruft gegen Rußland Europa, mit Ausnahme Frankreichs, auf die Schanzen; Herr Ghibellinus, profan Dr. Fränkel, hat sich die Aufgabe gestellt, der heiligen Alliance auch noch Gallia, die Spröde, zu fangen, und nach Seite 33 erst läßt er's genug sein und schließt wundervoll bescheiden: „Franzosen, wollt Ihr das nicht einsehen? Ich bin überzeugt, daß Ihr es einsehen werdet!“ Ich nicht, halten zu Gnaden. Nämlich die Geschichte von der Kultur und der Barbarei und was Ghibellinus sonst noch aus freisinnigen Zeitungen zusammengeschleppt hat. „Die französische Ausgabe wird in kürzester Frist erscheinen“, und da dann Europa bald Ruhe haben wird, magst auch Du ruhig sein, bis zum Ablauf der kürzesten Frist, liebes Vaterland, Hort der Kultur. Herr Ghibellinus ist ein eifriger Zeitungleser — Bismarcks Reden scheint er nur genug zu kennen, um das Wort vom saigner à blanc immer wieder unsinnig zu verstümmeln —; er weiß ganz genau, daß Rußland nach der Weltherrschaft strebt, daß es ein barbarisches, wirthschaftlich ruinirtes Land ist, daß in den Ostseeprovinzen, denen mit Rücksicht auf ihren Ausfuhrhandel doch der ärgste Feind nur eine Angliederung an Deutschland wünschen kann, „Bildung und Besitz“ deutsch sind, daß Turgenjew, ach, er

*) Weimar, H. Weißbach.

wußte es besser, „ein echter slavischer Russe“ und Tolstoi „überspannt“ ist und dergleichen mehr. Natürlich fehlt auch das Geschwafel vom Panslavismus nicht, der seit Jahren schon den Augenblick erwartet, mit Haut und Haar uns zu verschlingen. Es ist wirklich ein Genuß, auf einem Haufen so mal Alles zu sehen, was im Laufe der Zeit von hungrigen Korrespondenten zusammentelegraphirt worden ist. Merken die Herren, wenn sie derlei drucken, denn gar nicht, daß sie einzig und allein die indischen Geschäfte Englands besorgen, mit deutschen Lettern auf deutschem Papier?

Einer freisinnigen Mannesseele gilt das Ansehen Bismarcks nichts, der 1887 gesagt hat: „Daß man uns von russischer Seite angreifen wird, glaube ich nicht; eben so wenig, daß man von russischer Seite nach Bündnissen sucht, um in Verbindung mit Anderen uns anzugreifen, oder daß man von Schwierigkeiten, die wir auf anderer Seite haben könnten, den Gebrauch machen würde, uns mit Leichtigkeit anzugreifen. Wir werden Händel mit Rußland nicht haben, wenn wir nicht bis nach Bulgarien gehen, um sie dort aufzusuchen. . . . Was ist uns denn Bulgarien? Die Freundschaft von Rußland ist uns viel wichtiger als die von Bulgarien und von allen Bulgarenfreunden, die wir hier im Lande haben.“ Daran hat Kronstadt selbst, eine Frucht nachbismärckischer Politik, nichts geändert, denn der Admiral Gervais hat vom Zaren nur die eine Versicherung fortgetragen: „Wenn man Sie angreifen sollte, wird man zwei Gegner finden.“ Und deshalb sollte man Rußland nicht beständig den Gedanken suggeriren, es plane

einen Angriffskrieg: das sagte mir Einer, der es wissen kann.

Aber lassen wir Bismarck und reichen den Herren Optimus und Ghibellinus lieber einen Atlas, Seite 2, Karte von Europa. Ob man Rußland für ein barbarisches Land halten will —: einerlei; auch einem Barbaren, dem sogar am wenigsten, sagt ein Verständiger, der mit ihm hausen muß, alle kulturstolze Verachtung in jeder Minute nicht sechsmal heraus; und es hat doch, wenn von Kultur denn die Rede sein soll, schon recht verschiedene Kulturen gegeben, im Wechsel der Zeiten, von Lao-tse bis auf Emin Pascha, und die germanische Kultur scheint dem Freiherrn von Huene auch nur „sogenannt“. Aber Barbarei hin, Kultur her: mit fünf gesunden Sinnen und zwei Augen, die sehen, kann ein politisches Thier doch unmöglich glauben, das riesige Reich, das von der Weichsel da sich bis zum Ural reckt, sei durch irgend eine Kombination zu entwurzeln oder nur ernstlich auch zu erschüttern. In seiner jungen Geschichte ist Rußland immer durch Niederlagen vorwärts gebracht worden; ihm wird auch die Hungersnoth, die jetzt schon das hilfreiche Väterchen unendlich populär gemacht hat, zum Guten dienen, und wenn ich überhaupt Geld zum Anlegen hätte, sicherer noch als Anton Wolff und selbst Façonschmiede mit zu Unrecht verlästertem inneren Werth wären mir Russenpapiere, viel lieber und sicherer freilich noch gute preußische Konsols. Denn mit der täglich gedruckten russischen Pleite ist es nichts, ungehoben ruhen im Boden noch Schätze; und gerade, weil wir, der drohenden Gefahr einer Uebervölkerung zu

entgehen, mit Rußland uns noch auseinander zu setzen haben werden, für das in Asien noch sehr viel Platz ist, gerade weil Ost- und Westpreußen ohne das ehemals polnische Hinterland nicht zu leben vermögen, deshalb sollten wir uns doppelt und dreifach hüten, das in seinem jetzigen Bestand auf die Dauer unhaltbare Oesterreich im Balkan zu vertreten und England in Berlin. Es haben der kolonialen Weltmächte schon mehrere abgedankt, in währender Kultur, und das Schiff, das nach Genua trägt, fährt den Niederlanden, fährt Spanien und Portugal vorbei, um später Egypten zu berühren, wo, vor Ghibellinus und seinem Banner, die Kultur auf Pyramiden geklettert ist.

* * *

Die hitzige Verkündung des neuen Dreibundvertrages, die in Anwesenheit der französischen Arbeiterschutzdelegirten erfolgte Erinnerung an Wellington, das eifrige Werben um Englands Gunst schufen den großen Taumelrausch von Kronstadt und Moskau, und nun wird zur Abkühlung uns italienische Eislimonade gereicht. Nur dem Erhitzten oder im Magen Empfindlichen droht sie mit bösem Leiden, dem Gesunden kann sie vom Zechen wohl die Blasen aus dem Hirn treiben, und daß sie gegen Seekrankheit gut wirkt, habe ich, um endlich es zu gestehen, in Genua selber erprobt. Etwas Seekrankheit, die immer zugleich ja auch Sehkrankheit ist, bringt aber jeder neue Kurs mit sich und da ist es nützlich, wenn das Eisgetränk gleich zur Hand ist, auch für den

Mann am Steuer, der jetzt beim Sprudel sitzt. Er hat sich bemüht, in der Dreibundpolitik kaum einen Viertelstrich Backbord zu nehmen und im alten Fahrwasser, im sichern, zu bleiben; vielleicht übersah er aber, weil das keine Schiffskarte zeigt und mit dem alten Kapitän leider die Verbindung abgebrochen ist, daß die Politik Bismarck immer — gegen Benedek, gegen Pius den Neunten, gegen Hasselmann und Most — pädagogische Zwecke verfolgte und immer, wenn sie eine neue Richtung einschlug, den Moment schon ersah, wo die alte, ruhige Straße wieder frei sein würde. Um das Jahr 1879 wurde Rußland anmaßend und forderte einen Druck auf Oesterreich, den Bismarck erst verweigerte und dann mit der Schöpfung des Dreibundes beantwortete, einer Schöpfung, die um so schwieriger war, als Deutschland und Italien gegen Oesterreich sich das Recht auf nationale Einheit erkämpft hatten. Jetzt ist ein Jahrdutzend verstrichen, Rußland hat sittigere Bescheidung gelernt und der Mann am Steuer sollte nachgerade Sprudelbecher und Limonadeglas bei Seite stellen und auslugen, ob die schmelzenden Schollen vom Norden her nicht das alte Gewässer des Dreikaiserverhältnisses wieder frei gegeben haben, in dem, bevor erst die internationalen Arbeiterkartelle dazu zwingen, der Harnisch gelockert werden kann, den auch politisch Freihandel treibenden Briten zum Leid, den um's Dasein hart kämpfenden Deutschen, Lateinern und Slaven aber zur Lust, die dann ängstlich doch nicht mehr darauf zu horchen brauchen, ob nach dem Rathschluß der Advokaten von Monte

Citorio der schwer dahinkeuchende Cousin am Tiber noch kann. Eben dämmert, da ich dieses schreibe, der Tag des Frankfurter Friedens, seine einundzwanzigste Wiederkehr, uns heran. Gar so schlecht war es doch am Ende nicht unter dem alten Kurs . . .

9. 5. 92.





XV.

# Kirchenvater Strindberg.



Zur Stunde, wo die Sonne sinkt, ging Zarathustra allein seines Weges; da begegnete ihm ein altes Weiblein und redete also zu seiner Seele: „Vieles sprach Zarathustra auch zu uns Weibern, doch nie sprach er uns über das Weib.“ Und der Weise entgegnete: „Ueber das Weib soll man nur zu Männern reden.“ Sie aber: „Rede auch zu mir vom Weibe,“ sprach sie, „ich bin alt genug, um es gleich wieder zu vergessen.“ Und Zarathustra that nach ihrem Wunsche und als Lohn empfing er von dem Weiblein zum Abschied diese kleine Wahrheit, die er behutsam gleich unter dem Mantel barg: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!“

Dem Gedächtniß der Alten entschwand der Zauberer und seine Rede, Zarathustra aber gedachte der Alten und ihres Rathes. Und da er nach zehn einsamen Jahren, die er in der scharfen und dünnen Luft blanker Gletschergipfel gelebt hatte, in die Allgemeinheit wieder

hinabkletterte und die erworbenen Wahrheiten, hohe und niedere, tiefe und flache, vor dem Volke auszukramen anhub, da ward auch die kleine Wahrheit des alten Weibleins nicht vergessen. Das Volk aber lachte der stolzen Verkündigung und der Weise fand in seinem Lachen Eis und er entsetzte sich vor dem Lande der Bildung. Nur wenige Jünger fand er zunächst und unter solchen nur, die gleich ihm der Ekel vor den Vielzuvielen auf windige Höhen gescheucht hatte. Einem Jeden von ihnen aber gab er die kleine Wahrheit mit, die mit geheimnißvoller Geberde er stets unter dem Mantel dann hervorlangte: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!"

Zur Stunde, wo die Sonne sinkt, hatte Zarathustra sein Geschenk empfangen; das konnte ihm Warnung sein. Auf schwindelnder Wacht aber hatte der Einsame äußere Zeichen mißachten gelernt und so ahnte seine um eigene Sonnenaufgänge gottähnlich schwärmende Seele auch nicht, daß eine späte, müde und alte Wahrheit ihm von dem Weiblein geschenkt war, eine morgenländische Wahrheit, die in der Wiege schon die Menschheit gefunden hatte. Und im Nachdenken erst ward ihm vielleicht offenbar, daß eine Asiatin ihn angesprochen hatte, mit verschollener Weisheit aus dem Osten, wo die Paradiese sich aufthun und die Schlangen zum Kreuze kriechen.

* * *

Zarathustra heißt im profanen Leben, das Meldepapiere kennt und, ach, Irrenhäuser, Friedrich Nietzsche, und der von seinen Jüngern die gellendste Stimme hat, ist ein Schwede und hört auf den Namen: August

Strindberg. Meister und Geselle sind Antichristen und poltern lyrisch gegen den Kultus der Schwäche und zeigen vor allem Volk ihre straffen Muskeln, höchst renommistisch, auf offenem Markt. An dem flackernden Blick aber und an hektischen Flecken auch erkennt der Arzt ihre Fieberkrankheit und bei näherem Zusehen merkt er wohl auch, wie die Hitze über sie kam. In eisigen Nächten warfen die Schlaflosen sich umher, der Ruhe bedürftig und von der Ruhe geflohen, mit heiß gesonnenem Hirn und brennenden Gliedern; einzige Rettung schien ihnen, mit kräftigem Griff die Decke wegzuschleudern, unter der sie so lange geschmachtet hatten, die aus dem weltberühmten Geschäft von Arthur Schopenhauer, in die zwei Generationen schon sich eingewickelt hatten, um nach Nirvana hinüberzuschlummern. Am Morgen fühlten die Zwei sich gesund, sprangen und prahlten mit neuer Stärke; die nächtliche Entdeckung aber hatte das Fieber gelockt, und als wieder die Sonne sank, da krochen unsere Patienten auch wieder rasch in die Federn und zogen die wärmende Decke gleich bis an den Hals. Die sorglichen Frauen, die so geschäftig sie pflegten, so gräßlich aufmerksam und so abscheulich hingebend, die hatten es immer gesagt: Nur nicht sich aufdecken, hübsch still liegen nur und nicht denken, lieber bis Hundert zählen und dann wieder von vorn, — und auch sonst noch viel von dem alten Eiapopeia.

Unter Frauen nämlich waren die Beiden aufgewachsen, von Frauen verhätschelt worden und umsorgt, und in dieser Gesellschaft hatten sie sich ästhetisirt und gelernt, körperlich stets und geistig in gewählter Toilette

zu erscheinen. Auf die Länge indessen ermüdet solcher Zwang und wird lästig und die Damensitte reizt zum Widerspruch auf. Immer den gebügelten Rock oder gar den Frack anziehen müssen —: das hält nur ein Hofmännchen oder ein Gigerl aus; eigensinnige Geister treibt es, der verblüfften Welt sich in Hemdärmeln auch einmal zu zeigen, fürchterlich trotzend und sittenbrecherisch: Seht mich an, ich bin ein Kerl! Für mich gibt es keine moralischen Vorurtheile mehr; ich habe sogar meinen Rock abgelegt und wandle im Licht, in Hemdärmeln.

In Hemdärmeln und mit der Peitsche strichen die Beiden nun durch die Lande und sagten steile Sprüche her gegen die Verweiblichung dieser Welt, und die aufgeschreckten Ehemänner gaben wohl Acht, daß ihre Gesponse von des Meisters Treiben und seines Gesellen ja nichts erführen; wie bei Lorenz Sterne der Kapitän Shandy auf des Bruders Rath seine Gattin vor Rabelais, Scarron und anderen allzu Heiteren gehütet hatte, so wurden nun Nietzsche und Strindberg aus behaglichen Wohngemächern verbannt und Räucherpapier angezündet, die Luft hinter ihnen zu reinigen. Die Frauen aber lachten heimlich der Angst, denn sie hatten längst Paulus und Ibsen, Michelet und Mill, Bebel und Mantegazza gelesen und wußten, daß Neues über die entwickelte Rippe nicht mehr zu sagen war, und ein Hausfreund, ein Belletrist und deshalb ganz ungefährlich, hatte ihnen zum Ueberfluß noch einen Satz gezeigt, den Balzac seiner verfänglichen Physiologie der Ehe zum Motto gesetzt hat: „Un homme, quelque malicieux qu'il puisse être,

ne dira jamais des femmes autant de bien ni autant de mal qu'elles n'en pensent elles-mêmes."

* * *

In seinem Buche über die Hörigkeit der Frau beruft John Stuart Mill sich auf die offiziellen Berichte der Regierungen von Hindostan, um nachzuweisen, daß den indischen Staaten die Herrschaft gekrönter Frauen immer am besten bekommen ist. Mill ist ein scharfsichtiger, mitunter aber auch ein befangener Beobachter und sein Blick, der das Nächste: die mannigfache Unnatur der bürgerlichen, und besonders der englischen Gesellschaft, so klar erfaßt, dringt in die Ferne, in Gewordenes und Werdendes, nicht immer weitschauend vor und zurück. Ohne diesen Fehler seines Vorzuges, ohne diese oft merkbare Kurzsichtigkeit hätte er schwerlich so weite Wirkung geübt, denn dem umfassenden Geist lähmt lächelnde Skepsis leicht leidenschaftlichen Eifer, der den Hörer zwingt und über schwindlige Abgründe fortreißt. So hat der Engländer auch übersehen, daß in den indischen Staaten, an deren Beispiel er sich entzückt, zumeist die Polyandrie geherrscht hat; und als einen schimpfenden Scherz verzeichnet er den im Grunde doch nicht so unrichtigen Ausspruch: Königinnen sind besser als Könige, denn unter den Königen regieren häufig Frauen, unter Königinnen aber fast immer Männer. Ein deutscher Soziologe, August Bebel, hat in dem ganz vortrefflichen kritischen Theil seines Werkes über die Frau und den Sozialismus dem Ursprung des Problems viel tiefer nachgegraben; mit der ungetrübten Frische und Kraft des nicht durch die Einzwängung in Systeme verkrüppelten Autodidakten

ging er der Frauenfrage, auf Wegen, die Lewis Morgan, Bachofen, Engels und Kautsky gebahnt hatten, zu Leibe und als die Wurzel heutiger Schwierigkeit erkannte er: den Uebergang vom Mutterrecht zum Paternat — schon Rahel Varnhagen hatte das geahnt —, vom Kommunismus der Urgesellschaft zur Einsetzung des Privateigenthumes. Was daran sozialistisch ist, laß ich bei Seite und will nur flüchtig der Thatsache gedenken, daß in den orientalischen Ländern das Mutterrecht und die Vielmännerei das höchste Alter erreicht haben und daß den Inderköniginnen, die Mill so stolz begrüßt, die Erinnerung an die Zeit der Frauenherrschaft noch im Blute lag. Auf welche handgreiflichen Mittel diese Herrschaft schon in der alten Welt sich zu stützen pflegte, das mag man aus der Lysistrate des Aristophanes erkennen.

Mit den Ansprüchen des Privateigenthumes und des umgestalteten Erbrechtes, das nun nicht mehr die Gens, sondern die legitime Nachkommenschaft als Erben einsetzte, mehr als mit den noch ganz naturwüchsigen Sittlichkeitbegriffen gerieth die Freiheit der Geschlechter in Konflikt und die damals wichtigsten Völker suchten ihr auf besondere Weise beizukommen: die Römer durch das Julische Gesetz, das der zurückgehenden Bevölkerung aufhelfen sollte, die Juden, die nie über Unfruchtbarkeit zu klagen hatten, durch religiöse Weihen. Die biblischen Patriarchen und Könige hatten sexuelle Wünsche sich ebenso wenig versagt wie die Cäsaren und die römischen Junker, und wie es in Rom aussah und in Jerusalem, davon haben die Kritiker ein belehrsames Bild geliefert: Tacitus, Sueton, Petronius und Jesus. Und weil

man immer geneigt ist, das Mittel der Lust auch für die schuldige Ursache der Lust zu halten, weil ferner auch die moralischen Gesetze immer vom Stärkeren, vom Machthaber der Stunde, gegeben werden, deshalb folgte auf die Frauenherrschaft als Reaktion unmittelbar der Haß und die Verachtung der Frau. Ernest Renan schreibt in der Histoire des origines du christianisme: „Die gesellschaftliche Stellung der Frau war damals niedrig und ungewiß; namentlich waren die Wittwen, trotz einigen Schutzgesetzen, mißachtet und oft genug dem Elend preisgegeben. Viele Gelehrte wollten der Frau jede religiöse Bildung versagen. Der Talmud rechnet unter die Menschheitplagen die geschwätzige Wittwe, die mit den Nachbarinnen ihre Zeit verträtscht, aber auch die bei umständlichen Gebeten sich aufhaltende Jungfrau." Der Talmud entzog auch den Jungfrauen jede Mitwirkung bei der Gattenwahl: „Wenn deine Tochter mannbar ist," so lautet die Vorschrift an den Vater, „dann schenke Einem deiner Sklaven die Freiheit und verlobe sie ihm." Die beiden stärksten Triebe der Frau blieben also unbefriedigt: der Wunsch nach individueller Aussonderung des Gatten und das metaphysische Bedürfniß, — zwei Triebe, mit denen eine sozialisirte Gesellschaft der Zukunft doch vielleicht noch überraschende Erfahrungen machen möchte.

Das Christenthum kam auf, die Weltanschauung, die man aus dem Ort und der Stunde ihrer Geburt begreifen muß, die Religion für — oder besser noch: gegen zügellose Orientalen. Ich glaube, in seinem durch den Parteistandpunkt bedingten Hang zur Vereinfachung

aller menschlichen Dinge irrt August Bebel, wenn er sagt: „Das Christenthum verfiel in das andere Extrem, es predigte die Askese. In einer Zeit entstehend, die nur die Rechtlosigkeit der Frau kannte, und in falscher Vorstellung sie als Urheberin der herrschenden Laster ansehend, predigte es die Verachtung der Frau." Die drei Partizipien möchten hingehen, aber die Thatsachen bedürfen der Kontrole. Die Verachtung der Frau war schon da, ehe das Christenthum entstand, und schon vorher hatte die geschlechtlich degoutirte Gesellschaft die Frau als die Urheberin der herrschenden Laster angesehen. Lombroso erzählt in seinem durch die Fülle des gesammelten Materials verblüffenden Buche über den politischen Verbrecher,*) die Durchforschung der römischen Katakomben habe ergeben, daß an der christlichen Revolution die Frauen mit der erstaunlich hohen Ziffer von 40 pCt. betheiligt waren, und er fügt, im Gegensatze zu Bebel, hinzu: „Die Erklärung liegt . . . darin, daß die neue Religion der Frau eine so andere Stellung sicherte als die antike Welt und ganz besonders im Orient." Der Bergprediger hatte den Schwachen und Unterdrückten, den Armen und Elenden das Heil gebracht, und Renan kennt seine Gemeinde, der übersinnlich Vielgeliebte, der sagt: „Les femmes accouraient naturellement vers une communauté, où le faible était entouré de tant de garanties."

Aber die christlich-soziale Bewegung — ich bitte,

*) Deutsch von Dr. H. Kurella. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktien-Ges. Hamburg 1892.

an Paulus dabei und nicht an Stöcker zu denken — mußte, um Erfolge zu haben, zu einer nachgiebigen Taktik sich bequemen und mit bestehender Gewöhnung Kompromisse schließen. Auch damals mag es „Unabhängige“ gegeben haben, die auf dem kürzesten Wege im Sturmschritt auf das Ziel losgehen wollten; die Fraktionellen aber, die damals Apostel hießen, die widerstrebten klüglich dem Ungestüm und schmiegten schlau in vielen Stücken der geltenden Sitte sich an. Was dem Christenthum an judaistischem Geiste heute noch eignet, das dankt dieser Taktik das Dasein, dem Paulus besonders, der bei allem Radikalismus auch nach der Bekehrung die Sektirerei niemals ganz überwunden hat. Und weil nach altjüdischer Satzung — siehe den Fall Adam — die Frau als Verderberin galt, weil sie — siehe das neunte Gebot — unter das Eigenthum rangirte und nur — siehe den Fall Thamar — als Gattungobjekt einen Rechtsanspruch hatte: das Recht auf Nachkommenschaft, deshalb schickte auch hierin, wie in der Sklavenfrage, der neue Glaube sich in die Zeit und ihre Sitte, die sich ja immer für Sittlichkeit ausgibt. Der Gekreuzigte selbst hatte mit Frauen, der Samariterin wie der Sünderin, als mit Gleichen verkehrt, vielleicht, weil er im Lande der Gynaikokratie erste Weisheit gesogen hatte, und was ihm die Evangelisten gegen die Frau und die Ehe in den Mund gelegt haben, verdient nicht immer mehr Glauben, als die moderneren Interviews. Während aber seine Lehre, allen Schwachen zum Heil, auch den Frauen, die im Orient vom Kind rasch zur Matrone verblühen, das metaphysische Bedürfniß stillte und ihrer

irdischen Thätigkeit einen lohnenden Wirkenskreis in der organisirten Wohlthätigkeit erschloß,*) vergaßen die apostolischen Politiker, auch aus taktischen Rücksichten, bald und gern, welchen Dank die Ausbreitung ihrer Agitation den Frauen schuldete, und sie begannen, an Frauenlästerlichkeiten es den orientalischen Umwohnern noch zuvorzuthun. Bebel, der das Christenthum sehr unhistorisch und gerade von seinem Parteistandpunkte auch sehr unklug befehdet, hat nach dieser Richtung eine stattliche Anzahl von Citaten gesammelt. Paulus: „Die Ehe ist ein niedriger Stand; heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser." „Einem Weibe gestatte man nicht, daß sie erziehe oder lehre, sondern sie gehorche, diene und sei stille." Petrus: „Ihr Frauen, seid gehorsam Euern Männern!" Und so fort, bis in das aus der Leidenszeit erlöste und zur Staatsreligion erhobene Christenthum allmählich ein pfäffischer und mönchischer Geist einzog und die Kirchenväter anfingen, ihres Leibes Entbehrung in schrille Flüche zu entladen. Augustinus: „Die Ehelosen werden am Himmel glänzen wie leuchtende Sterne, während ihre Eltern (die sie zeugten) den dunkeln

---

*) Les institutions que l'on regarde comme le fruit tardif du christianisme, les congrégations des femmes, les béguines, les sœurs de la charité, furent une de ses premières créations, le principe de sa force, l'expression la plus parfaite de son esprit. En particulier l'admirable idée de consacrer par une sorte de caractère religieux et d'assujettir à une discipline régulière les femmes qui ne sont pas dans les liens du mariage est toute chrétienne. (Renan.)

Sternen gleichen.“ Origenes: „Die Ehe ist unheilig und unrein, ein Mittel der Sinnenlust.“ Tertullian: „Ehelosigkeit muß gewählt werden, wenn auch das Menschengeschlecht zu Grunde geht.“ „Weib, Du solltest stets in Trauer und Lumpen gehen, dem Blick Deine Augen voll von Thränen und Reue darbietend, um vergessen zu machen, daß Du das Menschengeschlecht zu Grunde gerichtet hast. Weib! Du bist die Pforte zur Hölle!“ Und wiederum so fort. Isis, Kybele, Juno nahmen die milderen Züge der seligen Gebärerin Maria an, doch zugleich wurden auch die frohen Heidengötter zu schlimmen, den frommen Einsiedler schreckenden Dämonen und das mönchisch spiritualisirende Empfinden beschwor den alten Weltekel herauf.

Solche Stimmungen mußten ihren Höhepunkt erreichen, als die herrschenden Klassen, nach den wüsten Ausschweifungen der goldenen Mittelalterlichkeit und ihrem nur äußerlich verchristlichten Hetärismus, abgewirthschaftet hatten und zum Genießen unfähig geworden waren. Die Welt wurde wieder einmal mystisch, auch wohl satanistisch, und taumelte zwischen perverser Unzucht und perverser Entsagung unlustig einher. In Luther rebellirte die Natur, die gesunde, mannbare Sinnlichkeit, der des Mannes zu wenig war auf der müden Erde und die auch das Weib wieder aus der Schlangenlegende erlöste. Nicht entkatholisirt nur hat er die christliche Lehre, er hat sie auch entorientalisirt; er ist der Uebersetzer der Bibel auch in symbolischem Sinn: der große Verdeutscher des Christenthums. Daß man ihn im neuen Deutschland — siehe den § 184 des

Strafgesetzbuches — jetzt nicht in Frauenfragen zum Zeugen aufrufen darf, ist der Humor davon.

* * *

Luthers Werk ist nicht erfüllt, die Gütertheilung zwischen Geist und Materie ist nicht vollzogen, nicht im Leben und nicht in der Dichtung. So oft eine Klasse noch jung war und frisch und genußfähig, so oft hat sie auch nach der Emanzipation des Fleisches gestrebt und den mönchischen Zwang abgestreift —: Luther, Molière, Goethe, das junge Deutschland, Schleiermachers Lucindenbriefe — und immer kam dann auch die Frau zu Ehren und Ansehen. So oft eine Klasse müde wurde und die Genußfähigkeit verlor, so oft stellte sich auch der geschlechtliche Ekel ein und die pessimistische Weltabkehr —: Bossuet, Joseph de Maistre, Tolstoi, der Satanist Huysmans, die Symbolisten, Nietzsche und Strindberg — und immer zog dann die Epoche der Frauenverachtung herauf. Es ist doch mehr als ein Zufall, daß Schopenhauers Hauptwerk zwar schon 1819 veröffentlicht wurde, aber erst kurz vor der bürgerlichen Revolution von 1848 seine weite Wirkung gewann. Er wollte, wie Nietzsche und lange vor Strindberg, in der Behandlung der Frauen zu der „ungeheuren Vernunft des alten Asiens" zurück und die herrschenden Klassen lauschten ihm erst, als ihre Müdigkeit sich nach der uralten Menschheitwiege zu sehnen begann und nach dem Schlummerliede der Kirchenväter. Denn es ist Kirchenväterweisheit, die uns heute, ungemein geistreich und scheinbar auch ungemein modern, gepredigt wird, orientalische Weisheit, senile Weisheit, Skopzenweisheit. Tolstoi, einst ein flotter

Offizier, sah auf den letzten Sprossen, als er die Kreutzersonate schrieb, und Maupassant war ein gebrochener Mann, ehe in der Liebe er ein Haar fand. August Strindberg nennt die Liebe der Geschlechter einen Kampf und er hat heute Recht, denn der Mann ist schwach und das Weib — siehe den Fall Brünnhilde — ersehnt Stärke, und wo es die missen muß, da erwächst ihm Haß und Verachtung. „Wen haßt das Weib am meisten? — Also sprach das Eisen zum Magneten: ich hasse Dich am meisten, weil Du anziehst, aber nicht stark genug bist, an Dich zu ziehen."

Das ist ein Wort von Nietzsche, der in hellsten Stunden die keimende Gefahr ganz genau erkannt, der aber doch, nachdem er sich erkältet hatte, die wärmende Decke wieder bis an den Hals zog, die aus dem weltberühmten Geschäft von Arthur Schopenhauer, in die zwei Generationen schon sich eingewickelt hatten, um nach Nirvana hinüberzuschlummern. Da uns zur Wohnstatt aber nun einmal Sansara angewiesen ist, nicht die sturmlose Abgeschiedenheit, sondern das Haus der ewigen Wiedergeburten, des Gelüstens und Verlangens, der Sinnentäuschung und wandelbaren Formen, des Geborenwerdens, Alterns, Erkrankens und Sterbens, deshalb kann uns auch die ungeheure Vernunft des alten Asiens nicht nützen, noch die orientalische Weisheit naturwissenschaftlich aufgeputzter Kirchenväter. Die europäische Frau ist nicht die Uräffin, wie Dumas, nicht das in stetem Verlangen sich verzehrende Weibchen, wie der Isisanbeter Zola und der Confuciusanbeter Tolstoi annimmt, und wo, durch ganz persönliche Erlebnisse verschreckt, der

Kraftrenommist Strindberg nicht mit Unrecht kleinlich satanische Triebe in ihr entdeckt, da wird weder Zarathustras Peitsche noch die von Stuart Mill angestrebte formale Rechtsgleichheit Abhilfe schaffen und auch die von Bebel erharrte Gesellschaft wird, ich fürchte, mit dem individualistischen und mit dem metaphysischen Verlangen der Frau einen schweren Strauß zu bestehen haben. Das Urchristenthum erstarkte, weil es der Frauenthätigkeit ein Gebiet erschloß, das nun, den geänderten sozialen Bedingungen gemäß, von jeder neuen Gesellschaftreformation rastlos und vorurtheillos erweitert werden muß. Wenn die Frau nicht mehr dazu erzogen und, öfter noch, dazu abgerichtet wird, den Mann als die Welt und die Welt durch den Mann zu betrachten, dann wird sie vom Manne auch nicht mehr heischen, daß er die Frau als die Welt und die Welt durch die Frau betrachten und der Einzigen eigen sein soll, mit Leib und Seele, mit Haut und Haar, wie Knecht und Magd, wie Ochse und Esel und Alles, was ihr ist.

6. 5. 1892.





## XVI.

# Der Ententeich.



Il n'y a plus aucune faute à commettre —: in den letzten Monaten ist das aus den Tagen der französischen Revolution berühmte Wort von den Freunden weit öfter noch als von den Feinden des Deutschen Reiches wiederholt worden. Ein Fehler aber, der verhängnißvollste, war noch zu begehen: die Politik Caprivi, deren einzig konsequente Richtung Treitschke durchaus zutreffend in dem Bestreben erkannt hat, immer und überall das Gegentheil von dem zu thun, was Bismarck gethan hätte, diese rastlos um populäre Erfolge bemühte Politik konnte dahin gelangen, vor der sogenannten öffentlichen Meinung ihr Dienerchen zu machen. Auch diese vorläufig letzte Etappe ist nun erreicht worden und in seiner Mannheimer Rede konnte der Abgeordnete Eugen Richter rühmend verkünden, zweimal habe in neuester Zeit die öffentliche Meinung die herrschenden Gewalten, also doch wohl auch den Kaiser,

gebeugt: in den Fragen des Volksschulgesetzes und des Nationaldenkmals für den alten Kaiser Wilhelm.

Rühmend hat Herr Richter diese Siege verkündet und sein Stolz ist gewiß nicht unberechtigt, denn in beiden Fällen hat er die öffentliche Meinung zum wesentlichsten Theile gemacht, als schlechter Journalist und guter Redner, und seine Stellung im Parlamente und namentlich im engeren Kreise seiner Parteigenossen ist durch diese überraschenden Erfolge erheblich befestigt worden. Der Thiergartenflügel der freisinnigen Partei, der in tiefstem Herzen Richter innig haßt, hatte gehofft, nach Bismarcks Scheiden mit dem unbequemen Uebergewicht des Fraktiontyrannen leichter fertig werden zu können. Das war natürlich ein Irrthum; das Irren und falsch Prophezeien war von je des Thiergartenflügels edelster Beruf, mochte es sich nun um die Getreidezölle oder um die Sozialdemokratie handeln. Sittlich und geistig stehen die Bamberger und Barth unendlich höher als der rüde Banause aus der Zimmerstraße, und für unser öffentliches Leben wäre es vielleicht ein Glück, wenn ihnen die Führung der Partei zufiele. Mit öder Manchesterei allein aber und mit humanen Schaumschlägerkünsten auf Friedenskongressen gewinnt man die Massen nicht; und von den bourgeoisen Erscheinungen der reichen und stilvoll eingerichteten Talmi-Engländer hebt die puritanische Gestalt des düster blickenden Volkstribunen nur um so wirksamer sich ab. Der Assessor a. D. Eugen Richter, der durch Provinzkorrespondenzen ein stattliches Vermögen zusammengescharrt hat und dem dann freisinnige Geldmänner zuerst eine Zeitung und später eine Dotation

entgegentrugen, ist der Robespierre der Partei, der Incorruptible, und zugleich ihr fleißigster Arbeiter, ihr geschicktester Organisator und ihr rücksichtslosester Klopffechter im Parlament. Er lebt in der papiernen Welt seiner umständlichen Registratur, wo nach Daten und Nummern die preußische und die deutsche Geschichte sorgfältig geordnet ist; von den wirklichen Bedürfnissen und Stimmungen der Zeit hat er als Journalist und parlamentarischer Bureaukrat keine Ahnung und seine Beschränktheit in allen nicht formal politischen Dingen ist sprichwörtlich geworden. Als berufmäßiger Volksvertreter aber ist er ohne Zweifel ein großes Talent und ich möchte fast glauben, daß die von ihm betriebene schnöde Verleumdung, neben der alle Ahlwardts der Welt nur wie harmlose Unschuldlämmer aussehen, weniger noch der von Franz Mehring aus der Seele des Thiergartenflügels gegeißelten Unanständigkeit seines Charakters als der unglaublichen Begrenztheit seines Intellektes entspringt, dem jeder nicht orthodox Freisinnige sofort für vogelfrei gilt. Die hervorragendsten Leistungen Richters liegen ohne Zweifel auf dem Gebiete der Bismarckkritik; nachdem er den Altreichskanzler bereits als Alkoholiker entlarvt und seiner auswärtigen Politik gründlich heimgeleuchtet hatte, schwang er in Nr. 130 der Freisinnigen Zeitung vom 5. Juni 1892 sich zu der allerliebsten Behauptung empor, daß „die geistigen Kräfte des Fürsten Bismarck gar nicht mehr ausreichen würden, irgend ein Amt zu führen". Bei allem in neuester Zeit leider unredlichem Bemühen kann doch der Thiergartenflügel auf ähnliche Großthaten noch nicht blicken. Man müßte

ein Buch daran wenden, um nachzuweisen, welches Unheil die breite demagogische Beredsamkeit und die zwischen Windthorst und Adolf Ernst einherschwankende Trivialität dieses Mannes über unser Vaterland gebracht hat. Eine Partei, deren intelligenteste Mitglieder einen solchen Verderber genau kennen und ihm dennoch, heimlich seufzend und wohl auch fluchend, die Zügel überlassen, eine Partei, deren Interessen die unanständigste deutsche Zeitung zunächst vertritt, eine solche Partei hat sich selbst das Urtheil geschrieben und mag meinetwegen stolz darauf sein, dem Deutschen Reiche einen Führer geschenkt zu haben, wie ihn in ähnlicher Qualität, so ungebildet, dreist und knotig, kein anderes Volk besitzt.

Dieser Vortreffliche also ist heute die beherrschende Persönlichkeit in unseren Parlamenten und ihm gegenüber steht eine Regierung, die um jeden Preis mit populärem Winde segeln möchte und in deren Mitte zwei einstweilen unerschütterliche Thürme ragen. Da ist Herr von Boetticher, der unglückliche Schwiegersohn und glückliche Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler: ihn stützt die ganze Bismarckfeindschaft und der Freisinn namentlich fühlt seiner gegipsten Morgen-Wieder-Lustigkeit sich nah verwandt. Und da ist, ganz anders geartet, Herr Miquel: ihn stützen die nationalliberalen Parteigenossen, das Centrum, das für seine Enthaltsamkeit im Kulturkampf ihm dankt, endlich die Konservativen, deren Steuerprogramm er eben durchzuführen begonnen hat. Herr von Boetticher hat das natürliche Interesse, seine Beliebtheit zu bewahren, um gewisse Erörterungen, die nachträglich noch an den Welfenfonds anknüpfen

könnten, fern zu halten. Herr Miquel hat das eben so natürliche Interesse, besonders die liberalen Elemente in den Kammern bei guter Laune zu erhalten, denn er will als Reorganisator der preußischen Finanzen in der Geschichte fortleben und später vielleicht, wenn die jetzige Regierung erst abgewirthschaftet hat, auf dem Kanzlerstuhle niedersitzen. Beiden Männern konnte das Auftreten einer so fest umrissenen politischen Gestalt, wie es Graf Zedlitz ist, nur äußerst unwillkommen sein.

Die politische Bedeutung des Volksschulgesetzes, das mehr noch als der Prozeß Polke uns gelangweilt hat, brauche ich hier nicht zu erörtern; seine Geschichte aber führt geradenwegs uns in den Ententeich, auf dessen flachem Grunde, das, lieber Leser, lerne wohl verstehen, nicht eine künstlerische, nein, eine hochpolitische Frage schlummert.

Der Kultusminister von Goßler mußte gehen, weil sein Volksschulgesetzentwurf weder den Ansichten des Kaisers noch denen der Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses entsprach. Graf Zedlitz kam, sein Entwurf fand den Beifall des Monarchen und der Kammermehrheit und nach allen konstitutionellen Regeln mußte er Gesetz werden. Herr Miquel hatte die Immediateingabe mit unterzeichnet, die für die Lex Zedlitz die königliche Genehmigung erbat; der große Eugen aber blies zum Sturm, im Lande regte sich nicht immer künstlich gemachte Entrüstung, Herr von Bennigsen setzte dem unvorsichtigen Freunde ein nationalliberales non possumus entgegen und der Finanzminister sah durch die wacker angeblasene Unzufriedenheit sein Steuer-

programm und durch den Grafen Zedlitz seinen überragenden Einfluß im Ministerium gefährdet. Sehr plötzlich erkannte er die Nothwendigkeit, von der neuen Schulpolitik sich abzuwenden, er bat um seine Entlassung, der Kaiser aber forderte ihn auf, das Ergebniß der fortschreitenden Berathungen gefälligst erst abzuwarten. Wenn das Gerücht nicht irrt, wäre Herr Miquel dann als Unheilprophet umhergegangen, des Schulgesetzes Scheitern stets verkündend, und hätte jedem, der da hören wollte, laut verkündet: „Passen Sie auf, die sechsundzwanzig Bürgermeister im Herrenhause werden wie ein Mann dagegen stimmen!"

Es scheint denn auch gelungen zu sein, dem Kaiser die Dinge so darzustellen, als ob Graf Zedlitz eine allzu selbständige ministerielle Politik anstrebte, während er doch nur ausführen wollte, wozu die Herren Boetticher und Miquel anfänglich gnädigen Beifall genickt hatten. Und so erfolgte denn die erste Beugung, von der Herr Richter jubilirend sprach: Graf Zedlitz ging und es löste sich der Alb vom schwer beladenen Busen des liberalen Bürgerthumes in Stadt und Land. Die stärkste Persönlichkeit war aus dem Rath der Krone verdrängt, den durch seine Reden arg kompromittirten preußischen Ministerpräsidenten löste ein bejahrter Routinier ab, der ragenden Thürme aber schonte die konservativ-klerikale Mehrheit, denn —: Herr von Boetticher ist in Friedrichsruh verhaßt und Herr Miquel führt das konservative Steuerprogramm aus.

Neues Gewölk zog indessen am hellen Himmel auf und neue Sorge legte sich lastend um die Häupter der

Herren Minister. Wieder wogte die Volksseele heftig, wieder rief Held Eugen auf die Schanzen, wieder schienen die heiligsten Güter der Nation auf dem Spiele zu stehen. Es war zum Entzücken komisch.

Dem ersten Kaiser im neuen Reich soll ein Denkmal gesetzt werden. Die Minister, die Mitglieder des Bundesrathes und des Reichstages hatten gewünscht, dieses Nationaldenkmal in der Gegend des Brandenburger Thores errichtet zu sehen, der regierende Kaiser aber hatte sich für die Schloßfreiheit entschieden und da den Ministern, den Mitgliedern des Bundesrathes und des Reichstages das nöthige Rückgrat fehlte, um dieser Entscheidung eine künstlerisch sachverständige Kritik entgegenzusetzen, so war die ganze Angelegenheit seit dem Sommer 1890 einfach dem kaiserlichen Willen anheimgestellt worden. Während nun dem Kunstgefühl, das unter den Ministern, den Mitgliedern des Bundesrathes und des Reichstages bekanntlich nicht vertreten ist, allmählich vor dem Gedanken bange wurde, den alten Kaiser künftig zwischen dem Schlosse und der Bauakademie, zwischen dem grauen und dem rothen Kasten, Wache halten zu sehen, waren auch dem jungen Kaiser Bedenken aufgestiegen. Er mochte daran denken, daß er nach der Niederlegung der Häuser auf der Schloßfreiheit zur Rechten die Börse, zur Linken die schmutzige Wäsche der Spreekähne vor Augen haben würde, und es mochte ihn auch die Aufgabe reizen, als Erster unter den preußischen Königen der bildenden Kunst ein augustisches Alter heraufzuführen. Da legte der Baumeister Ziller dem Monarchen einen Plan vor, in dem verständige

Beurtheiler die glücklichste Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten zu erkennen glaubten; Herr Ziller wollte die Bauakademie beseitigen, den Wasserlauf der Spree verbreitern und den mit Gartenanlagen zu schmückenden Platz durch eine Brücke mit dem Werderschen Markt verbinden. Damit hätte nicht nur das Nationaldenkmal einen ästhetisch möglichen Hintergrund erhalten, die Stadt wäre auch um einen künstlerischen Schmuckplatz reicher geworden, dem gerade an dieser Stelle sehr lebhaften Verkehr wäre Raum und einem Theil der Hungernden Arbeit verschafft worden —: lauter vortreffliche Dinge, wie mir scheinen will.

Aber die gar nicht unerschwinglichen Geldmittel für die Ausführung dieses Planes sollten durch eine Lotterie geliefert werden und Lotterien sind unpopulär und stellen die Herren Minister vor eine fatale Entscheidung, denn ihr Nein könnte vielleicht den Kaiser und ihr Ja würde sicher die Parlamente ärgerlich stimmen. Ein gewissenhafter Berather der Krone hätte nun zum Kaiser gesagt: „Majestät, der Lotteriehetze können wir uns nicht aussetzen; lassen wir eine ausführliche Denkschrift anfertigen und sehen wir mal zu, ob der Reichstag den Muth hat, uns die sechs oder zehn Millionen abzuschlagen, die zu einer künstlerischen Umgestaltung des Schloßplatzes und zu einer auch spätere Zeiten befriedigenden Lösung der doch immerhin nicht ganz unwichtigen Denkmalsfrage nöthig sind." Das war der Weg über die stolze Vordertreppe; unsere Excellenzen aber hatten es anders im Sinn.

Ein Herrn Miquel nahe stehendes Blatt begann das Schießen und alsbald war die Kanonade allgemein. Uferlose Projekte, wüste Ausschreitungen byzantinischer Phantasie, neronische Bauwuth —: Bum! Bum! Bum! Das Schloß soll auf einer Insel liegen, für die kaiserliche Yacht soll ein Ankerplatz geschaffen werden, Panzerschiffe sollen vom Schloßplatz direkt bis Helgoland oder gar bis Dar-es-Salaam fahren können und Anlagen werden geplant, gegen deren unerhörten Pomp alle Wunderbauten des tollen Bayernkönigs nur dürftige Armeleutehäuser sein werden. Und die ganze Geschichte soll durch eine schamlose Entfesselung des Spieltriebes bezahlt werden, in demselben Augenblick, wo die Börsenkommission drauf und dran ist, die Terminspekulation des armen Mannes zu erschweren! Ist es etwa noch nicht genug an den zahllosen vernichteten Existenzen, die durch die Schloßfreiheit- und durch die Kolonial-Lotterie um ihren mühsam erworbenen Besitz gebracht worden sind? Sollen neue Opfer bluten, neue Schätze dem Moloch in den Rachen geworfen werden, abermals Hunderttausende auf den Trümmern ihres zerrütteten Familienglückes wilde Schwüre zum Himmel kreischen und den mitleidig schweigenden Sternen geloben, nie mehr an den achten Theil eines vom ganzen Stammtisch übernommenen Zweiunddreißigstels die Zukunft des frommen Säuglings in der Wiege zu setzen?!

Wenn nämlich unsere Zeitungen einmal moralisch entrüstet sind, dann sind sie's auch gleich ordentlich. Mit Kleinigkeiten gibt sich der Leitartikelschreiber überhaupt nicht ab, am wenigsten im Sommer, wo es doch

ein rechtes Fressen ist, nach Herzenslust so öffentliche Meinung zu machen. Den Plan des Herrn Ziller kannte Niemand; Herr Richter aber, der im sicheren Schutz parlamentarischer Redefreiheit die Regierung des alten Kaisers eben erst eidbrüchig genannt und früher schon das feine Stichwort von der Schnaps- und Schweinepolitik des Fürsten Bismarck ausgegeben hatte, Herr Richter sprach nun gelassen das große Wort vom Ententeich-Projekt. Dieser riesige Witz genügte, um einen ernsten und uneigennützigen Künstler dem Hohn aller dummen Parteijungen auszuliefern.

Und so schrieb denn die antisemitisch-freisinnige „Vossische Zeitung" in schöner Entrüstung: „Höflinge und Schmarotzer haben es verstanden, den guten Eindruck, den die Zurückziehung des Schulgesetzes bei der Mehrheit des Volkes hervorrief, schnell zu zerstreuen. Nicht die Millionen, welche kostspielige Bauten erfordern, nicht die Unsittlichkeit der Entfachung des Spieltriebes sind es, was die Nation mit tiefem Unmuth erfüllt, sondern die Befürchtung, daß das Vaterland, wenn die Abenteurer und Schranzen in unpolitischen Dingen bestimmenden Einfluß gewinnen, auch der politischen Zukunft ungewiß sei. Denn bliebe die öffentliche Meinung, bliebe die ausgesprochene Ansicht aller Parteien und des gesammten Staatsministeriums wirkungslos neben den liebedienerischen Schmeicheleien unverantwortlicher Ohrenbläser, weshalb sollte nicht auch in Lebensfragen des Staates, bei der Entscheidung über Krieg und Frieden die Stimme eines geheimen Rathgebers maßgebend sein gegen alle unbefangenen Vertreter des öffentlichen Inter-

esses? Indessen noch ist der Schade gering; noch ruhen die Pläne bei ihren Erfindern und mangelt die Zustimmung der entscheidenden Stelle, noch fällt kein Schatten der Verantwortung bis an die Stufen des Thrones, und darum hat das Volk zu sprechen und zu rathen, so lange es Zeit ist."

Ist das nicht reizend? Und mußte das liberale Bürgerthum in Stadt und Land da nicht von bangem Entsetzen geschüttelt werden? In manchem Ministerium rieb mancher Mann manchmal vergnügt die verantwortlichen Hände.

Die gute Tante Vossin wußte natürlich ganz genau, daß die Pläne nicht mehr bei ihren Erfindern ruhten, sondern längst die Billigung des Kaisers gefunden hatten. Aber: man so thun, heißt's in Berlin. Ein Herrn Miquel nahe stehendes Blatt hatte inzwischen ja den Namen des Höflinges, des Schmarotzers, des Abenteurers und Schranzen und liebedienerischen Schmeichlers bekannt gemacht, mit dem der Kaiser diese Dinge wiederholt besprochen hatte. Gegen diesen Mann, den Oberverwaltungsgerichtsrath Kunze, schwirrten nun die Pfeile, die eigentlich einer ganz anderen Stelle zugedacht waren, gegen ihn wurde die öffentliche Meinung mobil gemacht und die niedrige und widrige Infamie, mit der er aus allen publizistischen Winkeln angegriffen und verdächtigt wurde, zeigte die liberale Presse der Reichshauptstadt in ihrer ganzen Glorie. „Kunze bezieht ungeheure Provisionen aus der Lotteriegeschichte;" „Kunze will einen Orden;" „Kunze will Oberbürgermeister von Berlin werden!" Und schließlich als letztes Mittel, das immer

verfängt: „Kunze ist Antisemit, darum muß er geschlachtet werden.“ Wer diesen Rattenkönig von Gemeinheiten nicht kennt, der weiß auch nicht, welchen bübischen Verleumdungen heute ein wehrloser Privatmann ausgesetzt ist, zwischen den Fängen der so zu sagen liberalen Presse. Was soll er thun? Jeder Berichtigung, die er etwa veranlaßt, wird sofort ein neuer Schwanz von Verdächtigungen angehängt und ein verständiger Beobachter hat einmal ganz richtig gesagt: „Eine Zeitung ist wie ein Kirchthurm, an dem täglich neue Passanten vorübergehen; wird heute vom Thurm gerufen, ich sei ein Schuft, dann nützt mir eine Ehrenerklärung von übermorgen verdammt wenig, die neue Spaziergänger mit halbem Ohr nur vernehmen . . .“

Herr Kunze hat niemals antisemitische Regungen gezeigt; er ist ein durchaus unabhängiger Mann, dessen Thatendrang und Begabung allerdings auf dem Ruheposten im Oberverwaltungsgericht nicht den genügenden Raum zur Entfaltung finden mag und der deshalb die völlig selbstlose Arbeit in der Denkmalsfrage wohl besonders gern ergriffen hat. Und wäre es denn ein Unglück, wenn der in den Geschäften der Verwaltung erfahrene und ästhetischen Erwägungen nicht verschlossene Mann Oberbürgermeister von Berlin würde, da eine etwa hervortretende Neigung zu ausschweifenden Projekten der Magistrat und die Stadtverordneten doch zügeln könnten? Mit der Leiche Forckenbecks wird jetzt vom Freisinn ja wacker gekrebst und sicher war der Verstorbene ein Gentleman, ein vornehmer Repräsentant und ein ungewöhnlich scharfsinniger Jurist, aber auch, selbst in

den längst entschwundenen Tagen seiner Arbeitfähigkeit, ein am Ueberkommenen hängender, amusischer Nüchterling. Und es wird gewiß Leute geben, die von der Stadt Berlin mit ihrem Millionenetat erstens sozialpolitische und zweitens künstlerische Interessen in ganz anderem Maße gefördert sehen möchten, als das bisher geschah und unter irgend einem manchesterlich vertrocknetem Baumbach jemals geschehen wird. Aber Herr Kunze ist konservativ und er besaß das Vertrauen des Kaisers —: er mußte unmöglich gemacht werden. So wollte es Herr Miquel, so will es Herr Richter. Denn Zufriedenheit soll im liberalen Lager freundlich glänzen und im rothen Hause soll der Freisinn herrschen, in Ewigkeit für und für.

„Es ist die Aufgabe Meiner Minister, Meine verfassungsmäßigen Rechte durch Verwahrungen gegen Zweifel und Verdunkelungen zu vertreten.“ Das hatte in einem von Bismarck gegengezeichneten Erlaß der alte Kaiser am 4. Januar 1882 an das Staatsministerium gegeschrieben. Als aber am 9. Mai 1892 die Schloßplatzgeschichte vor das Abgeordnetenhaus kam, wo sie übrigens, weil die ganze Denkmalsangelegenheit vor die Reichsvertretung gehört, gar nichts zu suchen hat, da schwieg der Ministerpräsident und auch Herr von Boetticher fand kein Wort gegen die schnöde und hinterlistige Art, in der ein durchaus nicht phantastischer Wunsch des Kaisers erörtert worden war. Im Gegentheil: Herr von Boetticher, der immer Vergnügte, hielt es für schicklich und angebracht, den riesigen Witz vom Ententeich in den excellenten Mund zu nehmen und sich nachdrucksamst gegen den „Verdacht“ zu wehren, er habe

„das Projekt eines Herrn Ziller“ irgendwie patronisirt. Der große Eugen feierte einen ungetrübten Erfolg: kordial schonte er die armen Minister, herzlich dankte er allen Parteien für gütige Unterstützung, munter beschimpfte er Herrn Kunze und in loyaler Rührung blickte er zum „alten ehrwürdigen Hohenzollernschloß“ empor, das er unverändert erhalten zu sehen wünscht, der profunde Kunstkenner, der getreuliche Anhänger der Dynastie. Wer es aus dem Zehnpfennigroman der süßen Agnes Müller mit dem ersparten Kapitälchen noch nicht wußte, der erkannte es nun, froher Empfindungen voll: Er hat Gemüth, unser Eugen! Und bei den rüdesten Flegeleien seiner patriotischen Bierrede verzeichnet der Sitzungbericht, dessen Studium ich etwa noch vorhandenen Verehrern unseres Parlamentarismus dringend empfehle, regelmäßig: Große Heiterkeit.

Inzwischen waren auch die Minister nicht müßig gewesen; sie hatten den Grafen Eulenburg in's Feuer geschickt und der Kaiser hatte nachgegeben, um nicht gleich mit seinem funkelnagelneuen Ministerpräsidenten in Konflikt zu gerathen. Das Nationaldenkmal wird also zwischen dem grauen und dem rothen Kasten stehen, die barbarische Stillosigkeit des Schloßplatzes bleibt uns erhalten, lieb Vaterland, magst ruhig sein: es gibt keinen Ententeich.

Oder doch? Ist am Ende unsere ganze Politik in den Teich gelangt, in dem so wohlig die publizistischen Enten plätschern?

Otto Bismarck hat einmal gesagt: „Der Weg, auf dem eine Regierung zu Grunde geht, ist der, wenn sie

bald dies, bald jenes thut; wenn sie heute etwas zusagt und dies morgen nicht mehr befolgt. Eine Regierung muß nicht schwanken; hat sie ihren Weg gewählt, so muß sie, ohne nach rechts oder links zu sehen, vorwärts gehen; kommt sie in's Schwanken, so wird sie schwach und darunter leidet das ganze Staatswesen." Und er hat vor dem Dolch des Macbeth gewarnt, den der schlaftrunkene Kämmerling des Königs Duncan nicht sah, den die wache Regierung eines großen Landes aber sehen müsse.

In Friedrichsruh scheint man heute geneigt, an eine unbeschränkt persönliche Regierung des Kaisers zu glauben. Das wäre ein Irrthum; die Minister haben freilich nicht den Muth und das Ansehen, um den Kaiser über die wahren Stimmungen des Volkes aufzuklären, aber sie haben seit einiger Zeit sich gewöhnt, zum Schutz ihrer Schwäche die öffentliche Meinung herbeizurufen, obwohl gerade Herr Miquel, dessen ausgezeichneter Steuerplan von den freisinnigen Vertretern der Zwischenhändlerinteressen so grausam zu Gunsten des beweglichen Kapitals jetzt zerpflückt wird, doch am besten wissen sollte, wie diese öffentliche Meinung gemacht wird.

Man redet sehr viel und sehr gern von der Korruption, die Bismarck durch die offiziöse Presse geschaffen haben soll, und man vergißt darüber die ganz unvergleichlich größere und tiefer eingefressene Korruption, die der Terrorismus des fast ausnahmelos freisinnigen Kapitals in unsere Presse gesät hat. In Süddeutschland, wo die sozial einsichtigere Volkspartei über große

Blätter verfügt, liegen die Dinge anders. Leider aber wird die öffentliche Meinung meist von Berlin aus gemacht und hier kann der ohnehin erbärmlich bezahlte Journalist sich eigentlich nur noch ernähren, wenn er orthodox freisinnig schreibt. In der ganzen jüngeren Literatur kenne ich nur einen einzigen überzeugt Freisinnigen und der wagt sich aus der Stickluft des Klüngels nicht heraus; die Uebrigen nehmen seufzend, il faut pourtant vivre, parbleu, das Joch auf sich, als Proletarier kapitalistische Interessen vertreten und als akademische oder demokratische Sozialisten für Manchester kämpfen zu müssen. Was sollen sie thun? Jeder Seitensprung wird mit unbarmherzigem Boykott, jede unabhängige Regung wird mit harten Streichen der Hungerpeitsche bestraft. Ich weiß ein Lied davon zu singen; mancher brave Kamerad aber hat Kinder zu Hause — und das ist auch ein Programm!

Um Alles in der Welt möchte ich auf diese Märtyrer ihres Berufes keinen Stein werfen; nur erklären will ich, warum unsere Berliner Zeitungen auf einem so kläglichen Niveau verharren, tief unter dem großer Provinzialstädte. Nur ehrliche Ueberzeugung schreibt gut, und wenn heute Herr Rudolf Mosse dem Parteibann den Rücken kehrte und ein Blatt schüfe, in dem jede literarisch vorgetragene Ueberzeugung ihre Stätte fände, so würde man übermorgen schon erstaunt vor der Fülle neuer Talente stehen; und am Ende sollte die Aufgabe, seinem Lande endlich eine große, Einfluß übende Zeitung zu geben, einen Millionär doch reizen, schon weil ja auch

mit einem guten Blatte, Scherz bei Seite, viel Geld zu verdienen ist und eine Bürgerkrone als Rabatt . . .

Einstweilen wird in Berlin die öffentliche Meinung frech und parteifürchtig gefälscht. Paul de Lagarde schrieb einst, selbst ein Totgeschwiegener: „In der Presse schweigt man von einem Manne, einem Gedanken, einer Thatsache, wann der Mann, der Gedanke, die Thatsache der eigenen Person, den eigenen Phantasien und Werthurtheilen, der eigenen Thatenlosigkeit Abbruch zu thun droht: man schweigt sogar schon, wann ein Parteigenosse durch Jene in Gefahr gerathen würde: man schweigt, wann eine gefährdete Feder, eine einflußreiche Null, ein auf der Durchschnittshöhe der Alltagsmeinung und des Alltagskönnens stehender und, weil er Typus ist, als Ideal geltender princeps mediocritatis den Buben, der zu vernichten, den Einfall, der zu widerlegen, die Behauptung, die richtig zu stellen ist, unter seinen Schutz genommen hat. . . . Durch unsere Presse ist Deutschland zu einem großen Sumpfe geworden, und weil alle anständigen Deutschen den Sumpf nur zu deutlich spüren, darum hat Bismarcks Ausdruck Reptil, allerdings in einem von Bismarck nicht gemeinten Sinne, so weite Verbreitung gefunden. Die bewußte Verleugnung der Wahrheit wird als Machtmittel gehandhabt, und sogar prinzipiell gefeiert. Ja, wie es Bauern gab, welche zu den Scheiterhaufen der Wahrheitszeugen Holz in der Meinung heranschleppten, Gott damit einen Dienst zu thun, so giebt es in der Presse schon jetzt ehrliche Seelen, welche die Sünde wider den heiligen Geist sogar als Frömmigkeit, und in dieser schrecklichen, die Persönlich-

keit nicht verlierenden Zeit sogar als die allein erlaubte Art der Frömmigkeit betrachten. Wer nicht den Kadavergehorsam gegen die Partei oder aber gegen die Obrigkeit hat, gegen den ist (so denken sie) Alles erlaubt. Cui licitus est finis, etiam licent media. . . . Daß dabei gegen die Jesuiten weiter deklamirt wird, versteht sich bei jedem Protestanten von selbst: „Der Zweck heiligt die Mittel!"

In Berlin ist es so weit gekommen, daß man aus der Presse nicht eimal mehr erkennen kann, ob ein Theaterstück gefallen hat oder nicht, und daß nur noch die Anschauungen der Börsenleute und der ihnen dienstbar ergebenen Bildungträger eine den wirklichen Interessen entsprechende journalistische Vertretung finden. Deshalb könnte uns kein schwereres nationales Unglück treffen, als daß der Kaiser, dessen kraftvoll gegen bourgeoise Gelüste strebendem Willen nicht ein einziger ehrlicher Freund den rechten Weg zu weisen scheint, sich jetzt einer öffentlichen Meinung gefangen gäbe, die in den Redaktionen gemacht und von hungrigen Korrespondenten dann weiter telegraphirt wird. Schon Heinrich Heine, der sich durch radikale Phrasen nicht blenden ließ und genau wußte, daß nicht um die Beschränkung oder Beseitigung der Monarchie es in der ökonomischen Revolution sich handelt, sondern darum, den Leuten Rindfleisch statt Kartoffeln zu geben, schon der gab auch das Stichwort von der Emanzipation der Könige aus. Noch immer muß diese Emanzipation der Könige vom engen und habsüchtigen Egoismus der auf den Großstädten lastenden Bourgeoisie unser nächstes Ziel sein; und wenn die

Minister nach dem Beispiel buddhistischer Priester in Tibet einen neuen Gott, die öffentliche Meinung, dem Könige als Schreckbild setzen wollen, dann ist unerbittlicher Kampf gegen diesen dumm und dreist glotzenden Götzen vielleicht verdienstlicher als des Herrn Eugen Richter bekümmertes Gegacker um den Ententeich und seine ungelegten Eier.

6. 6. 92.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.